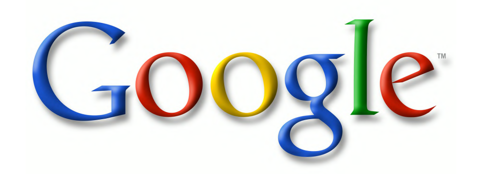






Graf Bismarck und seine Leute.

2.

Graf Bismarck

und seine Leute

während

des Kriegs mit Frankreich.

Nach Tagebuchsblättern

von

D. Moritz Busch.

Zweiter Band.



Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1878.



Zwölftes Kapitel.

Steigende Sehnsucht nach der Entscheidung in verschiedenen Richtungen.



m die Mitte des November schrieb ich nach Hause: „Daß wir noch vor Weihnachten heimkommen, ist immer noch möglich. Manche halten es nach Aeußerungen, die der König in diesen Tagen gethan haben soll, für wahrscheinlich. Ich indeß glaube nicht recht daran, obwohl es mit unserer Sache gut steht und Paris in drei oder vier Wochen wahrscheinlich nur noch Mehl und Pferdefleisch zu essen haben und so wohl gezwungen sein wird, klein beizugeben, besonders wenn die dicken Kanonen Hindersins der durch Hunger mürbe gemachten Regierung zu rascheren Entschließungen verhelfen. Daß unser guter Freund S. die Geschichte langweilig findet, ist begreiflich. Aber der Krieg wird doch eigentlich nicht deshalb geführt, um ihm und Gleichdenkenden zur Kurzweil zu dienen. So wird er recht thun, wenn er sich noch eine Weile in Geduld faßt, wozu ich ihm das Beispiel unsrer Soldaten empfehle, die nicht wie er und andere Herrschaften in Berlin auf bequemem Sopha und bei vollen Schüsseln und Gläsern, sondern in Hunger und Dreck die Entscheidung abwarten müssen. Diese allweisen Bierbänke und Weinstuben

mit ihrer ewig murrenden und nörgelnden Kritik sind doch eine eigne Gesellschaft, lächerlich ungenügsam".

Darin lag ohne Zweifel einiges Wahre. Als sich aber die Pariser für längere Zeit verproviantirt zeigten, als hier angenommen worden, als die dicken Kanonen General Hindersins noch wochenlang stumm blieben, und als auch die deutsche Frage der gewünschten Lösung nicht entgegenrücken zu wollen schien, zog allmählich auch in das Haus auf der Rue de Provence Verstimmung ein, zumal die Gerüchte, daß unberufene Hände den Beginn des Bombardements verzögerten, von Woche zu Woche bestimmter auftraten.

Wie weit diese Gerüchte begründet waren, muß ich dahin gestellt sein lassen. Sicher ist wohl, daß auch andere Gründe mitwirkten, wenn man nicht so schnell, als Viele wünschten, zur Beschießung schritt, und daß schon die Cernirung von Paris eine ungewöhnliche Leistung war. Ich schicke zur Erläuterung dessen dem Folgenden die Darstellung voraus, die Major Blume 1871 von der Sache gab.

Die Cernirung von Paris wurde, ehe sie thatsächlich ins Werk gesetzt worden war, von fremden Militärs geradezu für eine Unmöglichkeit erklärt, und diese Ansicht konnte sehr ernsthafte Gründe für sich anführen. In Paris befanden sich, als die Einschließung beginnen sollte, fast viermalhunderttausend Bewaffnete, darunter etwa sechzigtausend Mann Linientruppen und ungefähr hunderttausend Mobilgardisten aus der Stadt und den benachbarten Departements. Linie und Mobilgarde waren mit Chassepotgewehren bewaffnet, und welche Mängel auch die militärische Ausbildung dieser Truppen haben mochte, sie waren doch tüchtig genug, um hinter Wall und Graben sich zu vertheidigen und bei guter Führung energische Ausfälle zu machen. Die Hauptenceinte von Paris aber hatte einen Umfang von vier Meilen, die Ver-

bindungslinie der Forts ist sieben und eine halbe Meile lang, die von den deutschen Vorposten zu besetzende Cernirungslinie hatte gar eine Länge von elf Meilen, und die directe Telegraphenlinie, welche die Hauptquartiere der verschiedenen Armeecorps mit einander verband, dehnte sich über nicht weniger als zwanzig Meilen aus. Das deutsche Heer aber, welches am 19. September die Umschließung der Stadt ausführte, war nicht stärker als 122,000 Mann Infanterie, 24,000 Mann Kavallerie und 622 Geschütze. Die Effectivstärke der einzelnen Abtheilungen dieser Truppenmacht hatte sich durch die bisherigen Schlachten und Märsche sehr vermindert. Das Gardecorps zählte z. B. nur noch 14,200, das fünfte Armeecorps nur noch 16,000 Infanteristen. Die Cernirung war also in der That ein kühnes Unternehmen, weit kühner, als die Franzosen selbst sichs in dieser Zeit vorstellten, und bei einiger Neigung zur Selbsterkenntniß müßten sie sich jetzt sagen, daß sie wenig Ursache zu den überschwänglichen Phrasen von glorreicher Vertheidigung ihrer Hauptstadt gehabt. Vier Wochen lang kam auf jeden Schritt der ungeheuren Cernirungslinie nur ein deutscher Infanterist. Allmählich rückten dann das elfte norddeutsche und das erste baierische Armeecorps sowie die Ersatztruppen zur Completirung der zusammengeschmolzenen Cadres heran, mit dem Falle von Straßburg wurde die Gardelandwehr-Division frei, und so gewannen in der letzten Woche des October unsere beiden Armeen vor Paris die Stärke von 202,000 Mann Infanterie und 33,800 Mann Kavallerie mit 898 Geschützen. Aber abgesehen von den bedeutenden Kräften, welche der Vorpostendienst und die nothwendige fortificatorische Verstärkung der Cernirungslinie in Anspruch nahmen, hatten diese Armeen nun sofort starke Abtheilungen abzugeben, um dem Belagerungsheere den Rücken frei zu halten. Die Zahl der unmittelbar

vor der Stadt stehenden deutschen Truppen wird infolge dessen schwerlich jemals mehr als zweimalhunderttausend Mann betragen haben.

Blume führt dann die Gründe an, weshalb nach seiner Ansicht weder im September das Wagniß eines gewaltsamen Angriffs auf Paris, noch später eine förmliche Belagerung unternommen worden ist. Von jenem ließen die sturmfreien Forts und die sturmfreie Enceinte, welche die Stadt schützten, absehen. Für die Belagerung aber und selbst für den artilleristischen Angriff auf einzelne Forts fehlte es, abgesehen von der Schwäche der zur Verfügung stehenden Truppenzahl, vor Allem an einem entsprechenden Belagerungsparke. Die Heranführung eines solchen ließ sich nicht eher bewerkstelligen, als nach dem Falle von Toul und der Eröffnung des Eisenbahnbetriebes bis Nanteuil, also nicht vor der letzten Woche des September. Nachdem die Eisenbahn aber bis zu jenem elf Meilen von Paris gelegenen Orte offen war, erschien als nächstes und dringendstes Bedürfniß eine ausreichende Fürsorge für die Verpflegung der Truppen. In der Umgebung von Paris fand man höchstens Weinlager, aber sonst keine nennenswerthen Vorräthe. Die Armee lebte von der Hand in den Mund. Reservemagazine mußten angelegt und gefüllt werden, und so war die Herbeischaffung der Belagerungsgeschütze zu vertagen. Aber auch als der Transport derselben bis Nanteuil möglich geworden, stand man noch vor großen Schwierigkeiten. Ungefähr dreihundert Feuerschlünde schwersten Kalibers sammt fünfhundert Schuß für jeden derselben, „als nothdürftige erste Munitionsrate“, waren elf Meilen weit zu Wagen „auf schlechten Wegen“ herbeizuschaffen. Die dazu erforderlichen vierrädrigen Fuhrwerke ließen sich in Frankreich nicht auftreiben, und so mußte man zuletzt aus Deutschland Colonnen von

Munitionswagen kommen lassen. „Durch diese und andere Schwierigkeiten“ ist es nach Major Blume's Behauptung gekommen, daß selbst im December, als die Vorbereitungen zum artilleristischen Angriff auf den Mont Avron und die Forts der Südseite getroffen wurden, nur ein Geschützpark von mäßiger Stärke vorhanden war, nämlich, wenn wir die 40 gezogenen Sechspfünder abrechnen, nur 235 Stück, darunter nahezu die Hälfte gezogne Zwölfpfünder. Mit diesen Mitteln ließ sich, wie Blume meint, schwerlich mehr als ein gewisser moralischer Druck auf die Stadt ausüben. „Aber mehr war auch nicht nöthig; an eine eigentliche Belagerung und den Bau von Parallelen zur Bezwingung der Forts brauchte man unter den vorhandenen Verhältnissen nicht zu denken“.

„Um die Mitte des Januar waren gegen die Südfront von Paris 123 Geschütze in Thätigkeit. Dieselben warfen täglich zwei- bis dreihundert Granaten in die Stadt, welche ausreichten, um die auf dem linken Ufer der Seine liegenden Stadttheile lebhaft zu beunruhigen und den größten Theil der Bevölkerung daraus zu vertreiben. Der eigentliche materielle Schade war allerdings nicht erheblich; indeß konnte nach dem Falle von Mezières die Anzahl der schweren Geschütze erheblich verstärkt werden, und dann gestatteten die Erfolge unsrer Batterien im Norden, einen entscheidenden Angriff gegen Saint Denis vorzubereiten und von hier aus die nördliche Hälfte von Paris unter Feuer zu nehmen. Aber die Widerstandskraft der Stadt war bereits erschöpft. Bald nach dem letzten unglücklichen Ausfalle vom 19. Januar streckte sie die Waffen, und mit ihrem Falle trat der Waffenstillstand und demnächst der Friede ein“.

Nun kehren wir zur Mitte des November zurück und lassen das Tagebuch, soweit es möglich ist, weiter erzählen.

Mittwoch, den 16. November. Der Chef ist noch

immer unwohl. Man nennt als einige der Ursachen Verdruß über die Verhandlungen mit mehreren süddeutschen Staaten, die wieder einmal stocken zu wollen scheinen, und über das Verhalten der Militärs, die ihn bei verschiedenen Gelegenheiten nicht um seine Meinung gefragt haben sollen, während es sich doch nicht blos um militärische Fragen gehandelt hätte.

Nach drei Uhr wieder bei den Offizieren der Sechsundvierziger gewesen, die soeben von den Vorposten wieder auf sechs Tage in den Hafen der Ruhe eingelaufen sind und sich dessen im Schlößchen bei Chesnay freuen. H., der nun wohl bald das eiserne Kreuz bekommen wird, erzählt eine hübsche kleine Anekdote aus den letzten Wochen. Bei dem Gefecht in der Nachbarschaft von Malmaison hatten sie eine Bresche in einer Parkmauer passiren müssen, die aber noch so hoch gewesen war, daß er nicht, ohne den gezognen Degen abzulegen, darüber steigen konnte. In einiger Verlegenheit hierüber, sah er drüben einen Franzosen stehen, einen hübschen, strammen Burschen, der gefangen genommen und entwaffnet worden war. H. rief ihn herbei und bat ihn, ihm den Degen zu halten. Der Gallier that dieß lächelnd und gab ihm dann die Waffe mit verbindlicher Geberde zurück. In gleicher Weise half er dem hinter H. emporkletternden Feldwebel. Natürlich hätten die Soldaten den jungen Mann, wenn er nur Miene gemacht hätte, den Degen zu behalten, niedergeschossen. Aber die Gallier lassen sich, wie H. meint, jetzt gern gefangen nehmen. Doch dürfe man sich das nicht mit Nahrungsmangel bei der Pariser Armee erklären. Der neulich am Tage Freßbeutel-Berlin zu den Vorposten bei La Celle desertirte Zuaven-Sergant habe sehr wohlgenährt ausgesehen. Alles hofft hier mit Ungeduld auf den Beginn des Bombardements, und Alle wollen mit Bestimmtheit wissen, daß es bisher unterblieben, weil hochstehende Damen

sich für die Schonung der Stadt verwendet hätten. Heute hatte man bei ihnen — nach welchen Nachrichten oder Anzeichen, unterließ ich zu fragen — einen großen Ausfall der Pariser erwartet. Ich sage ihnen, daß ein solcher Versuch jetzt nicht mehr so viel auf sich habe, wie vorige Woche, da Prinz Friedrich Karl mit seinen Truppen schon bei Rambouillet eingetroffen sei.

Bei Tische ist Graf Waldersee anwesend. Der Chef klagt wieder, daß ihn die Militärs nicht von allem Wichtigen in Kenntniß setzen. Nach langem Bitten erst habe er erlangt, daß man ihm wenigstens die Sachen schicke, die den deutschen Zeitungen telegraphirt würden. 1866 sei das anders gewesen. Da sei er zu allen Berathungen hinzugezogen worden. — — — „Und so gehört sich's", schloß er seine Rede. „Es verlangt das mein Gewerbe; ich muß schon darum unterrichtet sein von den militärischen Vorgängen, damit ich zur rechten Zeit Frieden schließen kann".

Donnerstag, den 17. November. Delbrück, der zwei oder drei Häuser von uns nach der Avenue de Saint Cloud hin wohnte, reiste heute, nachdem er noch mit uns gefrühstückt, nach Berlin zurück, wo der Reichstag eröffnet werden sollte. Beim Frühstück erfuhr man auch, daß Keudell gewählt worden sei, aber bald wieder bei uns eintreffen werde. Vorher hatte ich mehrere französische Ballonbriefe durchgesehen, desgleichen eine Anzahl von Pariser Zeitungsblättern, u. A. die „Patrie" vom 10. mit interessanter Polemik Abouts gegen die Provisorische Regierung — ungefähr dieselben Gedanken, die neulich der „Figaro" entwickelte, die „Gazette de France" vom 12. und die „Liberté" vom 10. Später schickte ich eine Uebersetzung des Briefes nach Berlin, den der Präsident der römischen Junta an die

„Allgemeine Zeitung“ gerichtet. Nachmittags hörten wir, daß Prinz Friedrich Karl schon bei Orleans stehe.

Bei Tische sind Alten und Fürst Radziwill Gäste des Chefs. Man erwähnt, daß das Gerücht umlaufe, Garibaldi sei mit 13,000 seiner Freischärler in Gefangenschaft gerathen. Der Minister bemerkt: „Das wäre ja wahrhaft betrübend — 13,000 Franctireurs, die nicht einmal Franzosen sind, zu Gefangnen gemacht — warum erschießt man denn gar nicht“? — Er beklagt sich dann wieder, daß ihn die Militärs so wenig um seine Ansichten fragen. „Da ist diese Kapitulation von Verdun z. B.“, äußert er, „zu der hätte ich gewiß nicht gerathen. Die Waffen nach dem Frieden wiederzugeben versprochen, und noch mehr, die französischen Behörden dürfen nach Belieben schalten und walten. Das Erste mag gehen; denn da läßt sich im Frieden ausmachen, daß die Waffen nicht zurückgeliefert werden. Aber das librement — da können wir ja in der Zwischenzeit nichts machen, wenn sie uns in allen Stücken zuwider handeln — thun, als ob gar kein Krieg wäre. Sie können ganz öffentlich zum Aufstand für die Republik auffordern, und wir können's ihnen nach dem Vertrag nicht verwehren“. — — —

Jemand spricht hierauf von dem Artikel des Diplomaten in der „Independance Belge“, welcher die Wiederkehr Napoleons prophezeit. „Gewiß“, bemerkte der Kanzler, „bildet der sich so was ein, wenn er ihn gelesen hat. Ganz und gar unmöglich ist das übrigens nicht. Er könnte mit den Truppen, die er in Deutschland hat, wenn er Frieden mit uns machte, zurückkehren. So was wie eine ungarische Legion im großen Stile neben uns. Er ist immer noch die rechtmäßige Regierung“. — „Er brauchte nach Wiederherstellung der Ordnung höchstens zweimalhunderttausend Mann zu ihrer Erhaltung. Die großen

Städte außer Paris mit Truppen zu belegen, wäre nicht nothwendig. Vielleicht noch Lyon und Marseille. Die andern könnte er dem Schutze der Nationalgarde überlassen. Stünden die Republikaner auf, so bombardirte man sie". —

Es wird ein Telegramm über Granvilles Aeußerungen in Betreff der russischen Erklärung bezüglich des Pariser Friedens hereingebracht, und der Chef liest es vor. Es heißt da ungefähr, Rußland maße sich an, sich von einem Theile des Tractats von 1856 loszusagen, lege sich aber damit das Recht bei, einseitig das Ganze zu beseitigen, während dieß doch nur der Gesammtheit der Unterzeichner zukomme. England könne ein solches willkürliches Verfahren, daß die Gültigkeit aller Verträge in Frage stelle, nicht dulden. Es seien für die Zukunft Complicationen zu fürchten. Der Minister lächelt und sagt: „Zukünftige Complicationen! Parlamentsredner! Getrauen sich nichts. Der Ton liegt auf zukünftig. Das ist die Art, wie man spricht, wenn man nichts zu thun gedenkt. Nein, von denen ist nichts zu fürchten, wie vor vier Monaten nichts von ihnen zu hoffen war". — „Hätten die Engländer zu Anfang des Krieges zu Napoleon gesagt: Krieg is nich, so wäre das jetzt nicht gekommen". — — Nach einer Weile fährt er fort: „Man ist immer der Meinung gewesen, daß die russische Politik eine ganz ausnehmend schlaue wäre — voll Winkelzüge, Schliche und Kniffe, das ist aber nicht wahr". — — — „Wenn sie unredlich wären, so hätten sie solche Erklärungen unterlassen, ruhig Kriegsschiffe gebaut im Schwarzen Meere und gewartet, bis man darüber anfragte. Dann sagten sie, daß sie nichts davon wüßten, man wolle sich aber erkundigen, und so zogen sie's hinaus. Das konnte bei den russischen Verhältnissen lange dauern, und zuletzt hätte man sich daran gewöhnt". — Bucher bemerkt: „Sie haben ja jetzt schon Kriegsschiffe im Schwarzen Meere,

die von Sebastopol sind gehoben, und sie konnten, wenn man sagte: ihr dürft hier keine haben, antworten: nun, wir können sie ja nicht hinausbringen, da 1856 die Passage von Kriegsschiffen durch die Dardanellen verboten worden ist".

Ein anderes Telegramm meldet die Wahl des Herzogs von Aosta zum Könige von Spanien. Der Chef sagt: „Da bedauere ich ihn — und sie. Er ist übrigens mit geringer Majorität gewählt — nicht mit den zwei Dritteln, die es ursprünglich sein sollten. Es sind etwa 190 Stimmen für, 115 nicht für ihn". — Abeken freut sich über das monarchische Gefühl der Spanier, welches doch zuletzt den Sieg davon getragen habe. — „Ach, diese Spanier", erwiderte der Minister „— — — hat ein einziger von diesen Castiliern, welche das Ehrgefühl gepachtet haben wollen, auch nur seine Entrüstung über die Ursache des jetzigen Kriegs ausgesprochen, die doch in ihrer früheren Königswahl lag und darin, daß Napoleon in ihre freie Bestimmung hineinredete, sie als Vassallen behandelte"? — — — Jemand äußert, jetzt sei es aus mit der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern. „Ja", entgegnete der Chef, „aber nur, weil er nicht wollte. Noch vor ein paar Wochen sagte ich ihm: jetzt ist's noch Zeit. Aber er hatte keine Lust mehr dazu". Abends beim Thee wurde erzählt, daß Borck sich ungemein freue, zu wissen, daß wir noch vor dem Feste zu Hause sein würden. Er habe zum Könige gesagt, nun müsse man wohl an die Weihnachtsgeschenke für die Königin denken. — „Nun", habe Se. Majestät gefragt, „wie lange haben wir denn noch bis Weihnachten"? — „Fünf Wochen, Majestät". — „Na, bis dahin sind wir zu Hause". Wohl Fabel oder Mißverständniß. Indeß wollen wir's uns notiren.

Freitag, den 18. November. Früh starker Nebel, gegen elf Uhr wird es klar, des Nachmittags wieder Nebel-

geriesel. Beim Frühstück erfahren, daß General von Tresckow siebentausend Moblots aus Dreux hinausgeschlagen und die Stadt besetzt hat. Frage an, ob ich das telegraphiren darf. Wird bejaht und die Sache besorgt. Später mit Wollmann hinaus nach Ville d'Avray und wieder ein Blick auf Paris. Als wir nach Hause kommen, ist der baierische Kriegsminister von Pranckh beim Chef im Salon. Man spricht im Bureau davon, daß Keudell morgen oder am Sonntag wieder eintreffen werde, und daß ein kleiner Ausfall gegen die Stellung der Baiern stattgefunden habe, über den man jedoch noch nichts Näheres weiß. Die „Nationalzeitung" vom 15. Abends enthält unter Großbritannien Notizen über Reynier und seine Besuche bei uns, in Metz und bei Eugenien. Er ist ein wohlhabender Gutsbesitzer, mit einer Engländerin verheirathet, mit Madame Lebreton, die im Gefolge der Kaiserin, befreundet, vor dem Kriege aus Frankreich geflohen. Scheint Volontair in der Diplomatie zu sein und, wie früher unter uns vermuthet, seine Vermittlerrolle aus eigener Initative ergriffen zu haben. Bei Tische sind Graf Bray, Minister von Lutz und der württembergische Offizier von Maucler als Gäste da. Bray ein großer hagerer Herr mit langen, glattanliegenden, an den Schläfen hinter die Ohren gestrichenen Haaren, bis auf einen kurzen dürftigen Backenbarth rasirt, mit dünnen Lippen, sehr magern Händen und ungewöhnlich langen Fingern. Spricht wenig, verbreitet Kälte um sich, fühlt sich hier wohl nicht zu Hause. Könnte anderswo leicht für einen Englishman gehalten werden. Der Jesuit unsrer Witzblätter sieht auch gewöhnlich ungefähr so aus. Lutz ist das Gegenstück von ihm, mittelgroß, rund, roth, schwarzer Schnurrbart, dunkles Haar, das von der Stirn nach dem Scheitel zurückgewichen, Brille, lebhaft und gesprächig. Maucler junger ungemein hübscher Herr. Der Chef ist heute,

wie es scheint, sehr aufgeräumt und mittheilsam, die Unterhaltung aber dießmal ohne besondere Bedeutung, sie dreht sich meist um Bierfragen, an deren Erörterung sich Lutz belehrend betheiligt.

Sonnabend, den 19. November. Früh außer Zeitungslecture nichts zu thun. Der Chef ist vermuthlich mit der baierischen Angelegenheit beschäftigt. Von ein Uhr an sind Bray und Lutz wieder bei ihm zur Conferenz. Abends, wo der Minister beim König speist, essen die Grafen Maltzahn und Lehndorff und ein Herr von Zawadski mit uns. Letzterer grüner Husar, weiße Binde mit dem rothen Kreuz, Johanniterzeichen, eisernes Kreuz am weißen Bande, volles rothes Gesicht, Schnurrbart. Von den Gesprächen nichts aufzuzeichnen. Man bietet Wetten an, daß morgen ein großer Ausfall stattfinden werde. Auch will Jemand gehört haben, daß die Versailler uns heute eine neue Bartholomäusnacht aufspielen wollen. Niemand scheint davor zu grauen.

Sonntag, den 20. November. Früh brachte die Kapelle eines thüringischen Regiments dem Chef ein Ständchen. Er schickte ihnen zu trinken hinunter und kam hernach selbst an die Thür, wo er ein Glas nahm und sagte: „Profit! Wir wollen darauf trinken, daß wir bald wieder zu Muttern kommen". Der Dirigent fragte ihn darauf, ob das noch lange dauern könnte. Der Minister antwortete: „Na, Weihnachten werden wir nicht zu Hause feiern, vielleicht die Reserve, wir andern bleiben noch bei den Franzosen; denn von denen haben wir viel Geld zu bekommen. Aber wir kriegen sie schon noch kurz", bemerkte er lächelnd.

Nachmittags machte ich einen Ausflug über Ville d'Avray nach Sèvres. Zwischen beiden Orten oben auf der Höhe bei der Eisenbahnbrücke genießt man eine vorzüglich schöne Aussicht auf einen Theil von Paris, das jetzt in hellster Nachmittags-

beleuchtung vor mir lag. Der Rückweg wurde über Chaville und Viroflay genommen. In ersterem Dorfe passirte ich an einem Soldatenspaße vorüber. Man hatte die Steinbilder auf den Pfeilern zu beiden Seiten eines Thorwegs in Caricaturen verwandelt. Ein Fischer oder Lastträger mit bis an die Knie aufgestreiften Hosen war durch Aufsetzung eines Muffs, Anhängung einer Feldflasche, Belegung der Schultern mit rothen Epauletten, durch Aufpackung eines Tornisters, auf dem hinten ein Käppi, und durch Bewaffnung mit einer rostigen Flinte zu einer Art Sansculotten geworden. Was der auf der andern Seite stehende Abbé bedeuten sollte, dem man einen Dreimaster mit tricolorer Kokarde aufgesetzt, ein Waldhorn in die Hand und an den Mund gegeben, eine Weinflasche an einem Bindfaden umgehangen und eine Laterne vorgebunden hatte, war in der Eile nicht zu enträthseln.

Beim Diner hatten wir den General von Werder, den preußischen Militärbevollmächtigten in Petersburg, zu Gaste, einen langen Herrn mit dunklem Schnurrbart. Der Chef sagte bald nach seinem Eintritte mit dem Ausdruck der Vergnügtheit zu ihm: „Es ist möglich, daß wir uns mit Bavaria noch verständigen“. — „Ja“, rief Bohlen, „es steht so was schon telegraphisch in einem von den Berliner Blättern — Volkszeitung, Staatsbürger-Zeitung oder so was war's“. — Der Minister erwiderte: „Das ist mir doch nicht angenehm, das ist zu frühzeitig. Aber freilich, wo so ein Haufen — vornehmer Leute ist, die nichts zu thun haben und sich langweilen — da bleibt nichts geheim“. — Er kam dann, — ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang — auf folgende Jugenderinnerung: „Als ich noch ganz klein war, da wurde einmal bei uns ein Ball oder so was der Art gegeben, und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn

in irgend einer Ecke, wo mehrere Herren saßen. Die wunderten sich über den kleinen Gast, drückten sich aber dabei französisch aus. Wer das Kind wohl sein möchte? ‚C'est peut-être un fils de la maison, ou un fi'. Da sagte ich ganz dreist: ‚C'est un fils, Monsieur', was sie nicht wenig in Erstaunen setzte".

Das Gespräch lenkte sich dann auf Wien und Graf Beust, und der Chef bemerkte, daß letzterer sich bei ihm wegen der neulichen groben Note entschuldigt: sie habe nicht ihn, sondern Biegeleben zum Verfasser. Von letzterem kam die Rede auf die Gagern und zuletzt auf den einst viel gefeierten Heinrich. Der Chef sagte u. A. von ihm: „Er läßt seine Töchter katholisch erziehen. Nun, wenn er den Katholicismus für besser hält, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur sollte er dann selber katholisch werden. So ist es nur Inconsequenz und Feigheit". — „Ich entsinne mich, 1850 oder 1851, da hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagernschen und den Conservativen von der preußischen Partei zu versuchen — wenigstens so weit, wie der König in der deutschen Sache gehen wollte". — „Er nahm mich und Gagern dazu, und so wurden wir eines Tages zu einem souper à trois bei ihm eingeladen. Zuerst wurde wenig oder gar nicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander und zwar in ganz nüchterner sachlicher Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitersgesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte, und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. — Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander wie bisher. Als Manteuffel dann

wieder hereingekommen war und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: ‚Nun, was haben Sie zu Stande gebracht mit einander‘? — ‚Ach‘, sagte ich, ‚nichts ist zu Stande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden‘“.

Man sprach darauf vom Bombardement, und der Chef äußerte: „Ich habe dem König erst gestern wieder gesagt, daß es nun doch Zeit dazu wäre, und er hätte nichts dagegen. Er erwiderte, er habe es befohlen, aber die Generale sagten, sie könnten nicht“. — Die Unterhaltung wendete sich dem verstorbenen General von Möllendorf zu, von dem gerühmt wurde, er sei ein kreuzbraver alter Herr gewesen. Graf Bismarck-Bohlen erzählte von ihm: „Im Treffen bei Schleswig, als man da in der Ferne schießen hörte, kommt Wrangel herangesprengt zu Möllendorf und fragt: ‚wo wird geschossen‘? Der weiß es nicht zu sagen. Da fährt Wrangel ihn an, das müsse er wissen, und jagt dann theatralisch davon. Möllendorff meinte später: ‚Dieser Wrangel ist doch halb Grobian, halb Komödiant, und ich sitze hier à cheval der Ereignisse‘“. — Der Minister knüpfte daran Folgendes: „Da erinnere ich mich, nach den Märztagen, wie die Truppen in Potsdam und der König in Berlin waren. Da kam ich auch hin, und es war Berathung, was jetzt zu thun wäre. Möllendorff war dabei und saß mit schmerzhafter Miene auf einem Stuhle nicht weit von mir. Er konnte nur mit der einen Hälfte sitzen, so hatten sie ihn zerprügelt. Der Eine rieth nun Dieß, der Andere Das, aber niemand wußte recht, was zu machen. Ich saß neben dem Pianoforte und sagte nichts, schlug aber ein paar Töne an — Dideldum Dittera. (Er dudelte den Anfang des Infanterie-Sturmmarsches.) Da erhob sich der Alte freudestrahlend plötzlich

von seinem Stuhle und humpelte auf mich zu und umarmte mich und sagte: ‚Das ist das Rechte. Ich weiß, was Sie wollen — marschiren, nach Berlin‘. Wie die Dinge lagen, kam aber nichts zu Stande“.

Nach einer Weile fragte der Kanzler seinen Gast: „Was kostet Ihnen eine Visite beim Kaiser jedesmal“? — Ich weiß nicht, was Werder darauf antwortete. Der Chef aber fuhr fort: „Für mich war das immer eine ziemlich kostspielige Sache — besonders in Zarskoje. Ich hatte da immer fünfzehn bis zwanzig, auch fünfundzwanzig Rubel zu zahlen, je nachdem ich aufgefordert zum Kaiser fuhr oder unaufgefordert. Im letzteren Falle war es theurer. Da bekam der Kutscher und der Lakai, die mich geholt hatten, der Haushofmeister, der mich empfing — bei letzterer Gelegenheit mit dem Degen an der Seite — dann der Läufer, der mir durch die ganze Länge des Schlosses — es müssen wohl tausend Schritt sein — bis zum Zimmer des Kaisers vorausging. Wissen Sie, der mit den hohen runden Federn auf dem Kopfe, wie ein Indianer. — Nun der verdiente seine fünf Rubel wirklich. Und niemals bekam man denselben Kutscher zurück“. — „Ich konnte diese Ausgaben nicht liquidiren. Wir Preußen waren überhaupt schlecht gestellt. Fünfundzwanzigtausend Thaler Gehalt und achttausend Thaler Miethgeld. Ich hatte dafür freilich ein Haus so groß und so schön, wie irgend ein Palais in Berlin. Aber die Möbel drin waren alle alt und verschossen und ruppig, und wenn ich die Reparaturen und die andern Kleinigkeiten dazu nehme, so kostete es mich neuntausend jährlich. Ich fand aber, daß ich nicht verpflichtet wäre, mehr zu verthun als meinen Gehalt, und so half ich mir damit, daß ich kein Haus machte. Der französische Gesandte hatte dreimalhunderttausend Francs und durfte nebenbei alle Gesellschaften, die er für offiziel anzusehen für gut fand,

seiner Regierung liquidiren". — „Sie hatten aber doch freie Heizung, und die macht doch in Petersburg jährlich was aus", warf Werder ein". — „Nein, erlauben Sie", entgegnete der Chef, „die mußte ich auch bezahlen. — Das Holz wäre übrigens nicht so theuer, wenn es die Beamten nicht theuer machten. Da erinnere ich mich, einmal, da sah ich schönes Holz auf einem finnischen Boote. Ich fragte die Bauern nach dem Preise, und sie nannten mir einen sehr wohlfeilen. Als ichs aber kaufen wollte, fragten sie (er sagte dieß auf Russisch), ob es für den Fiscus wäre. Da beging ich die Unvorsichtigkeit, zu antworten, nicht für den kaiserlichen Fiscus, sondern (er brauchte wieder die russischen Worte) für den königlich preußischen Gesandten. Da waren sie, als ich wieder hinkam, um das Holz abholen zu lassen, alle davon gelaufen. Hätte ich ihnen die Adresse eines Kaufmanns gegeben, mit dem ich mich inzwischen verständigen konnte, so hätte ichs um den dritten Theil dessen gehabt, was ich sonst bezahlte. Der (er brauchte die russische Bezeichnung für den Begriff: preußischer Gesandter) war ihnen offenbar auch ein Beamter des Czaren, und sie dachten: nein, der sagt, wenn er bezahlen soll, wir hätten es gestohlen, und läßt uns einsperren, bis wir's ihm umsonst geben". Er erzählte darauf noch Beispiele der Art, wie die Tschinowniks die Bauern hudeln und ausbeuten, und kam dann auf die karge Besoldung der preußischen Gesandten gegenüber den übrigen zurück. „So ist's auch in Berlin", setzte er hinzu. „Ein preußischer Minister hat zehntausend Thaler, der englische Gesandte aber dreiundsechzigtausend und der russische vierundvierzigtausend; dazu liquidirt er seiner Regierung alle offiziellen Feste, und wenn der Kaiser einmal bei ihm wohnt, bekommt er gebrauchsmäßig einen vollen Jahresgehalt als Entschädigung. Da können wir freilich nicht mit ihnen Schritt halten".

Montag, den 21. November. Die Verhandlungen mit den Baiern scheinen noch nicht zum vollen Abschluß gelangt zu sein, aber doch in der Hauptsache zu guten Resultaten geführt zu haben. Aus dem, was man hört, ist der Weg, auf dem man dahin gelangt ist, nicht zu erkennen. Gewiß scheint nur, daß das Ergebniß ein Compromiß sein wird, bei dem unsrerseits nur das Wesentliche festgehalten und auf andre Wünsche und Ansprüche verzichtet worden ist. Irgendwelche Pression ist sicher nicht ausgeübt worden. Doch wäre denkbar, daß die Frage: Elsaß-Lothringen — behalten oder nicht behalten können? in der Form einer Vorstellung den Ausschlag gegeben hätte. Elsaß-Lothringen kann von Frankreich nur im Namen von ganz Deutschland, für dieses gefordert werden. Der Norden bedarf es nicht unmittelbar, wohl aber hat es der Süden, wie die Geschichte auch den Particularisten sagen muß, so nöthig wie das liebe Brot. Baiern ist davon nicht ausgeschlossen. Nur in einer engen Vereinigung desselben mit dem Norden, die ja allerlei Desiderien auf baierischer Seite berücksichtigen kann, ist das Mittel zu finden, Baiern diesen Schutzwall im Westen zu verschaffen. Uebrigens würde es nicht gut aussehen, wenn an dem Sträuben der Münchener Politiker gegen engere Verbindung mit dem übrigen Deutschland der von der öffentlichen Meinung jetzt mehr wie je gewünschte und erhoffte Rückerwerb alter deutscher Landschaften scheitern sollte. Möglich ist endlich, daß Leute aus dem Norden beigetragen haben, die Baiern weniger willfährig zu machen. Ich weiß nicht, wie viel daran ist, wenn mir jemand heute beim Frühstück sagte: „Wir hätten sie eher gehabt. Aber da ist der —, der hat seine guten Freunde und Gesinnungsverwandten nach München geschickt, und die haben mit ihnen verhandelt und geringere Zugeständnisse für genügend erklärt, und nun hat vielleicht Bray bei der Besprechung mit

dem Minister ein Papier aus der Tasche gezogen und gesagt: ‚Sehen Sie, die und die, welche doch national genug sind, verlangen ja nur so viel‘. Darauf ist dann freilich nicht viel zu antworten“.

Keudell ist wieder da. Er sieht sehr wohl aus. Um ein Uhr hat der Chef eine Conferenz mit Odo Russell, der bisher die Stelle des Geschäftsträgers des Kabinets von St. James in Rom versah. Wahrscheinlich soll er mit dem Minister in Betreff der Ansprüche Rußlands hinsichtlich des Schwarzen Meeres verhandeln. Ich gehe nach drei Uhr, wo der Chef zum Könige fährt, mit H. ins Hotel de Chasse, wo wir unter einem Schwarm von Offizieren und Militärärzten mittelmäßiges französisches Bier trinken und uns mit der gesprächigen Wirthin, die auf ihrem kathederartigen Hochsitz in schwarzem Seidenkleide das Geschäft dirigirt, unterhalten. Der Minister läßt von den dreitausend Cigarren, die er, glaube ich, aus Bremen zum Geschenk bekommen, eine Anzahl vertheilen, und ich bekomme auch mein Deputat. Es sind Prensados, die recht gut sind. Der Chef ißt nicht mit uns. Als Gast ist Knobelsdorff zugegen.

Abends will L. erfahren haben, daß Garibaldi uns eine große Niederlage beigebracht habe, wobei sechshundert von unsern Reitern getödtet worden. Dummer Schnack, warum nicht lieber gleich sechstausend! Es kostet ja einen Athem. L. nimmt an, daß morgen bei Orleans etwas geschehen müsse, da die Unsrigen die Franzosen umstellt hätten. Abends kurz vor neun Uhr ist Russell wieder beim Kanzler und bleibt bis gegen elf Uhr.

Dienstag, den 22. November. Früh abscheuliches Regenwetter. Während wir beim Dejeuner sitzen, conferirt Lutz mit dem Chef im Salon. Einmal macht letzterer die Thür auf und

fragt: „Weiß einer von den Herren, wie viel Abgeordnete Baiern im Zollparlamente hat"? Ich gehe, um im „Illustrirten Kalender" Papa Webers nachzusehen, finde aber in der sonst für solche Dinge recht guten Quelle keine Auskunft. Es müssen indeß 47 bis 48 sein. Nach drei Uhr ist der russische General Annenkoff ungefähr fünf Viertelstunden beim Minister. Bei Tische sind Fürst Pleß und ein Graf Stollberg zugegen. Es ist die Rede von einem großen Fund edler Weine, der im Schooß eines Berges oder Kellers in Bougival gemacht worden und nach Kriegsrecht als ins Gebiet der Nahrungsmittel gehörend confiscirt worden sei. B., unser Obertruchseß, klagt, daß uns davon nichts zugeflossen. Ueberhaupt würde für das Auswärtige Amt überall möglichst schlecht gesorgt, man bemühte sich stets, dem Chef die unbequemsten Wohnungen zuzuweisen, und man hätte das Glück, sie überall auch zu finden. „Ja", sagt der Chef lächelnd, „es ist wirklich nicht hübsch, die Art, wie man gegen mich verfährt. Und dabei, welcher Undank der Militärs, mir gegenüber, der ich im Reichstag immer für sie gesorgt habe! Aber sie werden sehen, wie ich mich verwandele. Militärfromm bin ich in den Krieg gezogen, ganz parlamentarisch werde ich nach Hause kommen". — — —

Fürst Pleß lobt die württembergischen Truppen, sie machten als Soldaten einen vortrefflichen Eindruck und kämen in ihrer Haltung den unsern am nächsten. Der Kanzler schließt sich dem an, will aber auch die Baiern gerühmt wissen. Besonders scheint ihm an ihnen zu gefallen, daß sie „mit dem Todtschießen der Francvoleurs rasch bei der Hand sind". — „Unsere Norddeutschen halten sich zu sehr an den Befehl. Wenn so ein Buschklepper", bemerkte er beispielsweise, „auf einen holsteinischen Dragoner schießt, so steigt der erst vom Pferde und läuft mit seinem schweren Säbel dem Kerle nach und fängt ihn.

Dann bringt er ihn seinem Leutnant, und der läßt ihn laufen, oder er liefert ihn ab, und dann ist's Dasselbe, man läßt ihn auch laufen. Der Baier macht's anders, der weiß, daß Krieg ist, der hält noch auf alte gute Sitten. Er wartet nicht ab, bis auf ihn von hinten geschossen wird, sondern schießt zuerst". Wir haben bei Tische Kaviar und Fasanenpastete, jener ist von der Frau Baronin von Keudell, diese von der Frau Gräfin Hatzfeld gestiftet; desgleichen wird schwedischer Punsch gereicht.

Abends die Bernstorffsche Note darüber, daß die französische Fregatte „Desaix" ein deutsches Schiff in englischen Gewässern gekapert, desgleichen das Schreiben an Lundy über die englische Waffenausfuhr nach Frankreich für unsere Presse zurecht gemacht, ferner besorgt, daß Bazaine von unsern Blättern nicht mehr gegen den Vorwurf der Verrätherei vertheidigt wird, „weil ihm das schadet", und ein Telegramm abgelassen, daß die französische Regierung seit einigen Tagen die Fremden mit Einschluß der Diplomaten, denen wir jetzt wie vorher unsre Linien öffnen, nicht mehr aus Paris wegreisen läßt.

L. berichtet, daß der Präfect von Brauchitsch dem Versailler Magistrat bei einer Strafe von fünfzigtausend Franken geboten, bis zum 5. December ein Magazin von nothwendigen Dingen anzulegen, die in der Stadt zu fehlen anfangen. Garibaldi hat wirklich einen kleinen Erfolg über unsre Truppen davongetragen, unser Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangnen soll aber nicht mehr als 120 Mann betragen.

Beim Thee hörte man, daß H., der in Meaux bei uns war, wieder eingetroffen und vom Chef empfangen worden ist. Er ist nach Bohlen ein etwas räthselhafter Kunde, Agent Napoleons und doch an einem sehr radikalen Demokratenblatte der Rheinprovinz betheiligt, oder gar Mitbesitzer desselben,

und giebt sich in Preußen mit Erfolg für einen hochsinnigen und patriotischen Republikaner aus. Als solchen hat ihn der Regierungspräsident v. — bei uns eingeführt. Was die beiden Hälften dieser Doppelnatur vereinigt, sowie der jetzige Zweck ihres Besuches, bleibt in Dunkel gehüllt. Man sprach dann von einem Herrn, der aus Verzweiflung über die Art gewisser Persönlichkeiten im Hotel des Reservoirs unter die Demokraten gehen wolle oder schon gegangen sei. — — —

Mittwoch, den 23. November. Heute früh sagte ich zu einem der Räthe: „Nun, wissen Sie, wie es mit den baierischen Verträgen steht. Heute Abend wird die Sache wohl geordnet sein"? „Ja", lautete die Antwort, „wenn nicht noch etwas dazwischen kommt, und das braucht an sich nichts Bedeutendes zu sein. Wissen Sie, woran der Vertrag noch kürzlich beinahe gescheitert wäre"? — „Nun"? — An der Frage: Ob Kragen oder Epauletten". Ich konnte, da ich abgerufen wurde, mir in dem Augenblicke das Räthsel, das hierin lag, nicht lösen lassen. Später erfuhr ich, daß es sich um die Frage gehandelt ob die baierischen Offiziere ihre Rangabzeichen künftig wie bisher an den Kragen, oder wie die norddeutschen auf den Schultern tragen sollten. — — — Bei Tische befanden sich unter uns eine Husarenuniform mit der Genfer Binde und eine Infanterieuniform mit Achselschnuren, von denen jene den schlesischen Grafen Frankenberg, einen großen stattlichen Herrn mit röthlichem Vollbart, diese den Fürsten Putbus schmückte. Beider Verdienste waren mit dem eisernen Kreuze belohnt. Die Gäste sprachen davon, wie lebhaft man in Berlin nach dem Bombardement verlange und über dessen Verzögerung murre. Das Gerücht, daß hohe Damen eine von den Ursachen des Zauderns seien, scheint jetzt allgemein verbreitet zu sein. — — — Putbus erzählte dann, indem das Gespräch auf die Behandlung

der französischen Landbevölkerung kam, daß ein baierischer Offizier ein ganzes schönes Dorf niedergebrannt und den Wein in den dortigen Kellern auslaufen zu lassen befohlen habe, weil die Bauern des Ortes sich verrätherisch betragen hätten. Jemand anders bemerkt dazu, daß die Soldaten irgendwo einen über Verrath ertappten Curé ganz fürchterlich durchgeprügelt haben sollten. Der Minister lobte wieder die Energie der Baiern, fügte dann aber mit Bezug auf den zweiten Fall hinzu: „Man muß die Leute entweder so rücksichtsvoll als möglich behandeln, oder unschädlich machen. Eins von beiden". Und nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Höflich bis auf die letzte Galgensprosse, aber gehenkt wird er. Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sie's nicht übel nehmen. Wie grob ist man zum Beispiel gegen seine Frau im Vergleich zu andern Damen".

Es wird vom Herzog von Coburg gesprochen, dann vom Aquäduct von Marly und davon, daß er von den Kugeln des Forts nicht erreicht werde, zuletzt auf die Anregung des Fürsten Putbus von einer Marquise della Torre, die nach dessen Bericht „eine etwas orageuse Vergangenheit hinter sich hätte, das Lagerleben liebte, mit Garibaldi vor Neapel gewesen wäre und sich seit einiger Zeit hier befände, wo sie mit der Genfer Kreuzbinde umherginge. — — — Jemand erwähnte das bei Bleibtreu bestellte Gemälde, und das brachte einen andern Tischgenossen auf die Skizze zu einem andern, welches den General Reille darzustellen bestimmt sei, wie er auf dem Berge vor Sedan dem Könige den Brief Napoleons überbringt. Man tadelte, daß der General hier die Mütze in einer Weise abnehme, als ob er Hurrah oder Vivat rufen wolle. Der Chef bemerkte: „Er betrug sich durchaus anständig und würdig. — Ich sprach dann allein mit ihm,

während der König die Antwort schrieb. Er machte mir Vorstellungen: man würde einer so großen Armee, und die sich so tapfer geschlagen hätte, nicht harte Bedingungen stellen. Ich zuckte die Achseln. Da sagte er, ehe sie sich darein fügten, sprengten sie sich mit der Festung in die Luft. Ich sagte: ‚Sprengen Sie sich nur — faites sauter‘! — Ich fragte ihn dann, ob der Kaiser denn der Armee, der Offiziere noch sicher sei. Er bejahte es. Und ob sein Wort und Befehl wohl auch in Metz noch gelte? Reille bejahte das ebenfalls, und wie wir gesehen haben, hatte er damals noch Recht. — — — „Ich glaube, wenn er damals Frieden gemacht hätte, wäre er jetzt noch ein achtbarer Regent. Er ist aber — — —. Ich habe das schon vor sechzehn Jahren gesagt, wo mirs niemand glauben wollte! Dumm und sentimental“. — — —

Abends berichtet L., daß einem der Journalisten, die von hier correspondiren, ein Unglück zugestoßen ist. Der D. Kayßler, welcher die Berliner Zeitungen mit Berichten versieht, soll seit etwa acht Tagen auf einer Reise nach Orleans verschwunden sein, und man befürchtet, daß er von den Franctireurs umgebracht worden oder wenigstens in Gefangenschaft gerathen ist.*) Weniger betrüben würde, wenn das einem Correspondenten preußenfeindlicher Blätter in Wien und Frankfurt, einem gewissen Voget, widerfahren wäre, der, wie es scheint, das Privilegium zu besitzen wähnt, von hier unter dem Schutze der deutschen Behörden allerlei Verläumdungen in die Welt zu schreiben. Schon zu Anfang des Krieges, bei Saarbrücken, soll er Zank mit unsern Offizieren provocirt haben, und jetzt hat er sich unterstanden, zu berichten, die Preußen hätten bei Orleans

*) Wie bekannt, war das Letztere der Fall.

die Baiern im Stiche gelassen, indem sie nicht zu rechter Zeit zur Hülfe erschienen seien, verschuldeten also gewissermaßen die Niederlage. Den fortjagen wäre zweckmäßiger als die Geschichte mit dem armen Hoff.

Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Thee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeld. Der Chef war mit den drei baierischen Bevollmächtigten im Salon. Nach einer Viertelstunde etwa öffnete er die Flügelthür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann, als er noch Gesellschaft sah, mit einem Becher zu uns an den Tisch, wo er Platz nahm. „Nun wäre der baierische Vertrag fertig und unterzeichnet", sagte er bewegt. „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch". Einen Moment herrschte Stille. Dann bat ich mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben. „In Gottes Namen holen Sie sich alle drei", erwiderte er, „die goldene ist aber nicht darunter". Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Document lagen, und von denen zwei noch naß waren. (Wie W. mir später sagte, wäre die, welche auf beiden Seiten Fahnen hatte, diejenige, welche der Kanzler gebraucht hatte.) Daneben standen zwei leere Champagnerflaschen. „Bringen Sie uns noch eine von diesem", sagte der Chef zum Diener. „Es ist ein Ereigniß". Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen (ich citire, wie immer bei Anführungszeichen, genau seine eignen Worte), der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren — was sind Verträge? wenn man muß! — und ich

weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind". — „Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben". — — — „Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem deutschen Kaiser einzuräumen als dem benachbarten Könige von Preußen". — — — Später kam er bei einer zweiten Flasche, die er mit uns und dem inzwischen dazu gekommenen Abeken trank, auf seinen Tod zu sprechen und gab genau das Alter an, das er zu erreichen bestimmt sei. — — —

„Ich weiß es", schloß er, als dagegen remonstrirt wurde, „es ist eine mystische Zahl".

Donnerstag, den 24. November. Früh fleißig gearbeitet und mehrere Artikel im Sinne des gestern Abend vom Chef über den Vertrag mit Baiern Geäußerten gemacht. W. erzählte am Nachmittag, als wir mit einander im Schloßpark spazieren gingen, ein Oberst K. habe in einem Orte in den Ardennen einen Advocaten verhaften lassen, der verrätherische Verbindungen mit einer Bande von Franctireurs unterhalten habe. Das über den Mann vom Kriegsgericht gefällte Urtheil habe auf den Tod gelautet. Er habe Begnadigung nachgesucht. Der Chef aber habe davon erfahren und heute dem Kriegsminister schreiben lassen, er werde beim Könige beantragen, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werde.

Beim Diner sind Oberst Tilly vom Generalstabe und Major Hill Gäste des Chefs. Derselbe sagt, indem er sich wieder beklagt, daß die Militärs ihm zu wenig mittheilen, ihn

zu selten um seine Meinung befragen: „So war's auch mit der Ernennung Vogels von Falkenstein, der jetzt den Jacoby gemaßregelt hat. Wenn ich mich vor dem Reichstage darüber aussprechen müßte, würde ich meine Hände in Unschuld waschen. Man hätte mir nichts Unbequemeres einbrocken können". — „Ich bin", so wiederholt er, „militärfromm in den Krieg gekommen, künftig gehe ich mit den Parlamentarischen, und wenn sie mich weiter ärgern, so lasse ich mir einen Stuhl auf die äußerste Linke stellen". — Man erwähnt den Vertrag mit Baiern und es wird davon gesprochen, daß die Schwierigkeiten, denen man dabei begegnet, auch auf Nationalgesinnte zurückzuführen seien, woran der Minister die Bemerkung knüpft: „Es ist doch merkwürdig, daß es ganz kluge Leute giebt, die aber von Politik nichts verstehen". — Er äußert dann, plötzlich das Thema wechselnd: „Die Engländer sind außer sich, ihre Journale verlangen Krieg wegen eines Briefes, der nichts als die Darlegung einer Rechtsanschauung enthält; denn das ist doch die Note Gortschakoffs", was er dann weiter ausführt. Dann kommt er nochmals auf die Verzögerung des Bombardements zu sprechen, die ihm aus politischen Rücksichten Bedenken erregt. „Da hat man nun den ungeheuren Belagerungspark herangeschafft", sagt er, „alle Welt erwartet, daß wir schießen, und bis heute stehen die Geschütze müssig. Das hat uns sicher bei den Neutralen geschadet. Der Erfolg von Sedan ist damit ganz erheblich geschmälert in seiner Wirkung, und wenn man bedenkt, wodurch".

Freitag, den 25. November. Ich telegraphire früh die zwischen gestern und heute erfolgte Kapitulation von Thionville, mache einen Artikel der „Neuen Freien Presse", welcher die Note Granvilles als schüchtern und farblos bezeichnet, für den König zurecht und besorge, daß in allen unsern Blättern

in Frankreich die Telegramme zum Abdruck kommen, die Napoleon im vorigen Juli die Beistimmung der französischen Bevölkerung zu der von ihm uns übersandten Kriegserklärung ausgedrückt haben.

Nachmittags besuchte ich mit W. auf eine Stunde die Galerie historischer Porträts im Schlosse, die in ihrer Art von höchster Bedeutung ist und u. A. auch ein sehr interessantes Brustbild von Luther enthält. Dann wurde ein Gang durch die Hauptstraßen der Stadt, nach den beiden großen Kirchen und nach dem Denkmal von Hoche gemacht, wobei man wie immer vielen Geistlichen, Nonnen, auch Mönchen begegnete und Gelegenheit hatte, die Menge von Weinschenken und Kaffeehäusern zu bewundern, mit denen Versailles versehen ist. Eins dieser Institute führt den seltsamen Namen: „Au chien qui fume“ und zeigt dem entsprechend auf seinem Schilde einen Hund, der eine Tabakspfeife im Maule hat. Die Leute vor den Hausthüren waren allenthalben höflich, namentlich die Frauen. Wenn Zeitungen sagen, Mütter und Wärterinnen kehrten sich ab, wenn einer von uns ihren Kinderchen die Backen streicheln wolle, so kann ich das nach meiner bisherigen Erfahrung nicht bestätigen. Sie freuten sich darüber ganz wie anderswo und sagten: „Faites minette à Monsieur“. Die höhere Klasse freilich läßt sich fast nie auf der Straße sehen, und wenn es einmal geschieht, erscheinen die Damen in Trauer — von wegen des Vaterlandes und — weil Schwarz gut kleidet.

L. erzählt bei seiner gewöhnlichen Abendvisite, daß Sammer schon seit einiger Zeit wieder fort, also nicht, wie es in den Zeitungen geheißen, irgendwo Präfect geworden ist, daß die Stadt aber die Freude hat, eine andere interessante Persönlichkeit zu beherbergen, den amerikanischen Geisterbanner Home nämlich,

der, wenn ich recht verstand, von London herübergekommen ist und zwar mit Empfehlungen, die ihn beim Kronprinzen eingeführt haben.

Sonnabend, den 26. November. Mehrere Artikel gemacht, darunter einen über die seltsame Belobigungsliste Trochus im „Figaro“ vom 22. d. M. Der Chef sagte mir, als er mir die von ihm angestrichnen Stellen zum Theil vorlas: „Die Heldenthaten dieser Vertheidiger von Paris sind theils so gewöhnlicher Art, daß preußische Generale sie gar nicht der Erwähnung werth finden würden, theils Aufschneidereien, theils offenbare Unmöglichkeiten. Zunächst haben die Tapfern Trochus, wenn man's zusammenrechnet, mehr Gefangne gemacht, als die Franzosen während der ganzen Einschließung von Paris überhaupt. Dann ist hier dieser Kapitän Montbrisson, der ausgezeichnet wird, weil er an der Spitze der Angriffscolonne marschirt ist und sich über die Mauer eines Parks hat heben lassen, um zu recognosciren, was doch nur seine Pflicht und Schuldigkeit war. Hernach hier diese theatralische Eitelkeit, wo der Soldat Gletty par la fermeté de son attitude drei Preußen zu Gefangnen gemacht hat. Festigkeit seiner Haltung! Und unsere Pommern davor zu Kreuze gekrochen! Auf einem Pariser Boulevardtheater oder im Circus ganz in der Ordnung, aber in der Wirklichkeit! Ferner hier Hoff, der in verschiedenen combats individuels nicht weniger und nicht mehr als siebenundzwanzig Preußen umgebracht hat. Wohl ein Jude, dieser dreifache Neuntödter — vielleicht ein Vetter von Malz-Hoff, alte oder neue Wilhelmsstraße — auf alle Fälle miles gloriosus. Und zuletzt hier Terreaux, der ein fanion mitsammt dem porte fanion gefangen genommen hat. Das ist ein Compagniefähnchen zum Richten, die wir gar nicht haben. Und solch Zeug berichtet amtlich ein Obergeneral. Wirklich, es steht mit dieser Be-

lobigungsliste gerade wie mit den Schlachtenbildern unter den toutes les gloires de la France, wo auch jeder Trommler von Sebastopol und Magenta für die Nachwelt porträtirt ist, weil er getrommelt hat".

Bei Tische waren Graf Schimmelmann (hellblauer Husar mit etwas orientalischem Gesichtstypus, dem Anschein nach in den letzten Zwanzigen) und Hatzfelds Schwager (Amerikaner, lebhaft, dreist) als Gäste des Kanzlers zugegen. Der letztere erzählte u. A.: „Gestern bin ich von einer ganzen Reihe Mißgeschickten heimgesucht worden. Eins folgte aus dem andern. Zuerst will mich Einer sprechen, der wichtige Geschäfte hat (Odo Russell). Ich lasse ihn bitten, ein paar Augenblicke zu warten, da ich noch mit einer dringenden Arbeit beschäftigt bin. Wie ich dann nach einer Viertelstunde nach ihm frage, ist er fort, und davon hängt möglicherweise der Friede Europas ab. So gehe ich schon um zwölf zum König, und das wird Ursache, daß ich dem — in die Hände falle, der mich nöthigt, einen Brief anzuhören, und mich auf diese Art eine ganze Weile festhält. — — — So verlor ich eine Stunde, und nun konnten Telegramme von großer Wichtigkeit erst abgehen, so daß sie denen, für die sie bestimmt sind, vielleicht heute nicht mehr zukommen, und inzwischen können Beschlüsse gefaßt worden sein und Verhältnisse sich gestaltet haben, welche sehr ernste Folgen für ganz Europa haben und die politische Situation ganz verändern". — „Das kommt aber Alles vom Freitag her", setzte er hinzu, „Freitagsverhandlungen, Freitagsmaßnahmen". — — — Später fragte er: „Hat jemand von den Herren den Maire veranlaßt, daß er in Trianon das Nöthige (für den König von Baiern) herrichtet"? — Hatzfeld erwiderte, er habe selbst mit ihm über die Sache gesprochen. Der Chef antwortete: „Très bien,

— aber wenn er nur noch kommt. Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich einmal den Haushofmeister von Trianon spielen würde. Und Napoleon? Und Ludwig der Vierzehnte? Was würde der dazu sagen"? — Es wurde dann noch davon gesprochen, daß der amerikanische Spiritualist Home sich seit mehreren Tagen hier befinden und vom Kronprinzen zur Tafel gezogen worden sein solle. Bucher bezeichnete denselben als einen gefährlichen Menschen und erwähnte, daß er in England wegen Erbschleicherei verurtheilt worden. Nach Tische sagte er mir, daß Home nach Zeitungsberichten vor einiger Zeit einer reichen Wittwe ein Legat zu seinen Gunsten abgeschwindelt, darauf von den Erben verklagt und schließlich vom Gericht zu einer großen Summe als Schadenersatz verurtheilt worden. Es stünde zu befürchten, daß er jetzt von irgend jemand hergeschickt worden sei, um auf einflußreiche Persönlichkeiten in einem unserem Interesse schädlichen Sinne zu wirken, und so wolle er beim Chef veranlassen, daß der Patron ausgewiesen werde.

Abends verschiedene Artikel des „Moniteur" für den König ausgezogen und Treitschkes Abhandlung über „Luxemburg und das deutsche Reich" in den „Preußischen Jahrbüchern" gelesen. Von halb elf bis nach halb zwölf Uhr Nachts wird wieder einmal sehr lebhaft von den Forts oder Kanonenbooten in die Welt hinausgeschossen. Der Chef hat dazu gemeint: „Sie haben sich lange nicht hören lassen. Gönnen wir ihnen jetzt das Vergnügen".

Sonntag, den 27. November. Früh die Rede bekommen, mit welcher der Reichstag eröffnet worden. Schicke sie sofort zur Uebersetzung und zum Abdruck an L. Nach zwölf Uhr erscheint Russell wieder. Der Chef läßt ihn bitten, zehn Minuten zu warten, und geht unterdessen mit Bucher im

Garten hin und her. Da es nichts zu thun giebt, mache ich H. in La Celle wieder einen Besuch, wobei ich auf dem Hinwege dreimal von Posten angehalten werde, was früher niemals geschehen. Nachdem ich mit H. und den anderen Offizieren in dem stattlichen Schloß über dem Markte eine Stunde angenehm verplaudert, mache ich mich, mit dem Feldgeschrei: „Zahlmeister, Hermann“ ausgerüstet auf den Heimweg. Ein Intendanturbeamter, der in einer hübschen Kalesche nach der Stadt fährt, nimmt mich an seine Seite. Er hat Wagen und Pferd in einem Stalle zu Bougival „eingemauert gefunden und säuberlich herausgeschält“. Er scheint auch der Entdecker und Verwalter des großen Weinlagers zu sein, das man dort gefunden hat, das aber jetzt auf die Neige gehen soll.

Bei Tische ist Graf Lehndorff zugegen sowie eine baierische Offiziersuniform, der Graf Holnstein; stattlicher strammer Mann, rothes volles Gesicht, angehender Dreißiger dem Anschein nach, angenehmes offnes Benehmen. Er ist, wie man hört, der Oberstallmeister des Königs Ludwig und gehört zu dessen Vertrauten. Der Chef sprach erst über die russische Angelegenheit und sagte: „Wien, Florenz und Konstantinopel haben sich noch nicht geäußert, aber Petersburg und London, und das sind hier die wichtigsten Stellen. Darnach aber steht es gut“. — Dann erzählte er verschiedene Anekdoten aus seinem waidmännischen Leben: von der Gemsenjagd, „zu der es ihm doch an Athem fehle“, von dem schwersten Wildschwein, das er erlegt, „der Kopf allein wog zwischen 99 und 101 Pfund“, und von dem größten Bären, den er geschossen. — Im weiteren Verlauf der Sitzung wurden die Münchener Verhältnisse das Thema des Gesprächs, wo Holnstein u. A. bemerkte, die französische Gesandtschaft hätte sich doch sehr über die Haltung

Baierns vor dem Ausbruch des Krieges getäuscht. Sie hätte sich ihre Meinung aus zwei oder drei eifrig katholischen und preußenfeindlichen Salons geholt, den Sieg der „Patrioten" als sicher angenommen und sogar an einen Thronwechsel geglaubt. Der Chef erwidert: „Daß Baiern mit uns gehen würde, daran habe ich nie gezweifelt. Aber daß sie sich so rasch entschließen würden, hätte ich doch nicht gehofft". — Darauf war vom Todtschießen verrätherischer Afrikaner die Rede, nachdem Holnstein erzählt, daß ein Schuster in München, von dessen Fenstern aus man den Zug der gefangen dort eingebrachten Turkos gut habe sehen können, an Entrée viel Geld eingenommen und 79 Gulden an die Kasse für die Blessirten abgeliefert. Selbst aus Wien wären zu diesem Feste zahlreiche Zuschauer erschienen. Chef: „Daß sie diese Schwarzen überhaupt gefangen genommen haben, war wider die Abrede". — Holnstein: „Ich glaube auch, daß sie's jetzt nicht mehr thun". — Chef: „Mit meinem Willen kommt jeder Soldat in Arrest, der einen solchen Burschen gefangen nimmt und abliefert. Das ist Raubzeug, das muß abgeschossen werden. Der Fuchs hat doch die Entschuldigung, daß es ihm so zur Natur ist, aber die — es ist die scheußlichste Unnatur. Sie haben unsre Soldaten auf die schändlichste Weise zu Tode gequält". — — —

Nach dem Essen, wo wie immer geraucht wurde, ließ der Minister eine große und schwere, aber vorzügliche Cigarre herumgehen, indem er sagte: „Pass the bottle". Die dankbare Mitwelt scheint ihn in der letzten Zeit besonders reichlich mit Cigarren versorgt zu haben, auf seiner Kommode steht Kistchen an Kistchen mit „weeds"; er hat also, Gott Lob! genug von dem, was ihm in der Art Freude macht.

L. berichtet, daß Home abgereist ist, wenn ich recht verstand, gestern schon. Er hat sich aber den „Moniteur" nach London nachschicken lassen, indem er sich für einen Monat auf das Blatt

abonnirt hat. Vielleicht gehört dieß und die ganze Reise ins Hauptquartier nur zu seinem Geister- und Gespenster-Hokuspokus. Verdächtig scheint aber wieder, daß der Cagliostro aus dem Yankeelande angefragt hat, ob er den in einem der Luftballons ertappten Sohn Worths, des großen Schneiders in Paris, der „Herzoginnen in seinem Salon warten läßt", sprechen könne. Es heißt übrigens, daß er wiederkommen wolle. — Wie L. weiter erzählt, erfreuen sich unsre Versailler seit einigen Tagen einer Fülle angenehmer Nachrichten. Thiers und Favre, nach Andern auch Trochu, befinden sich in der Stadt, um mit dem Könige Wilhelm zu verhandeln. Garibaldi, den unsere Generale zur Räumung von Dôle gezwungen haben, hat nach der Versailler Mythenquelle Dijon wieder eingenommen und dabei nicht weniger als zwanzigtausend deutsche Soldaten zu Gefangnen gemacht. Ein deutscher Prinz oder Fürst ist in der Umgebung von Paris den Franzosen in die Hände gefallen, und der König hat für dessen Freigebung die der Marschälle Bazaine und Canrobert angeboten, das Anerbieten ist aber zurückgewiesen worden. Prinz Friedrich Karl ferner ist bei Rambouillet, Dreux und Chateaudun geschlagen worden, während doch das Gegentheil die Wahrheit ist, u. s. w. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf".



Dreizehntes Capitel.

Die Beklemmung wegen des baierischen Vertrags im Reichstag gehoben. Das Bombardement läßt weiter auf sich warten.



Montag, den 28. November. Ich telegraphire früh die Kapitulation von La Fère mit 2000 Mann, dann den Sieg Manteuffels an der Somme, bei Ladon und Maizières. Darauf wieder einen Artikel über die Verständigung mit Baiern gemacht. Der Chef fragt nach Home, und ich sage ihm, daß er fort sei, aber wiederkommen zu wollen scheine. Er befiehlt mir, sogleich an das Commando schreiben zu lassen, Home solle, wenn er ohne Erlaubniß zurückkehre, ohne Weiteres verhaftet und ihm davon Nachricht gegeben werden. Erscheine er mit Erlaubniß, so sei er als gefährlicher Schwindler und Spion zu beobachten und über seine Ankunft an den Minister Bericht zu erstatten.

Am Nachmittag machte ich mit Bucher einen Ausflug zu Wagen nach Saint Cyr. Dem Diner wohnten Fürst Pleß und Graf Maltzahn als Gäste bei. Der Minister sprach zunächst von dem amerikanischen Geistermann und erzählte, was er von ihm denke, und was von ihm in Betreff seiner verfügt worden sei. — — — Bohlen rief: „Na weißt Du's schon: der Garibaldi hat nun auch seine Keile weg"? — Jemand sagte, wenn sie

den gefangen nähmen, würde er doch als ein Mensch, der sich unbefugtermaßen in den Krieg gemengt habe, erschossen werden. „Vorher werden sie in Käfige gesetzt und öffentlich gezeigt“, bemerkt Bohlen. — „Nein“, erwiderte der Minister, „ich hätte einen andern Plan. Man sollte die Gefangnen nach Berlin bringen, dort müßte ihnen ein Placat von Pappe angehängt werden, auf dem stünde: ‚Dankbarkeit‘ und so würden sie durch die Stadt geführt“. Bohlen meinte: „Dann nach Spandau“. — Der Chef versetzte: „Oder man könnte auch darauf schreiben: Venedig — Spandau“. — Es wurde ferner von Baiern und der Lage der Dinge in München gesprochen. — — — Dann brachte jemand, ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhange, wieder die Vorkommnisse beim Erscheinen Reilles bei Sedan zur Sprache, und es schien, als ob der König damals sich von dem Briefe des Kaisers Napoleon mehr versprochen habe, wozu er nach dem, was der Minister früher bemerkt hatte, berechtigt war. Der Kaiser hätte dort sich nicht zwecklos gefangen geben, sondern seinen Frieden mit uns machen müssen. Die Generale wären ihm dabei gefolgt. — — — Man kam dann auf das Bombardement und im Zusammenhange damit auf den Bischof Dupanloup und von dessen gegenwärtigen Intriguen auf die Rolle zu reden, die er auf dem Concil in der Opposition gespielt. — — — „Dabei fällt mir ein“, sagte der Kanzler, „der Papst hat einen sehr netten Brief an die französischen Bischöfe geschrieben, oder an mehrere derselben, sie sollten sich doch nicht mit den Garibaldianern einlassen“. — Jemand äußerte, daß ihm etwas sehr am Herzen liege. Der Chef bemerkte dazu: „Wichtiger, das Wichtigste ist mir jetzt, was mit der Villa Coublay wird“. — — — „Gebe man mir den Oberbefehl auf vierundzwanzig Stunden, und ich nehme die Verantwortlichkeit

auf mich. Ich würde dann blos einen einzigen Befehl geben: „Es wird gefeuert“. Die Villa Coublay ist ein Ort nicht weit von hier, wo der herbeigeschaffte Belagerungspark noch immer steht, statt in die Schanzen und Batterien gebracht zu sein, und der Kanzler hat in einer Immediatvorstellung um Beschleunigung des Bombardements gebeten. „Sie haben dreihundert Kanonen beisammen“, so fuhr er fort, „und fünfzig oder sechzig Mörser, und für jedes Geschütz fünfhundert Schuß. Das ist gewiß genug. Ich habe mit Artilleristen gesprochen, die sagen, bei Straßburg hätten sie nicht die Hälfte gebraucht von dem, was hier schon aufgehäuft ist, und Straßburg war gegen Paris ein Gibraltar“. — — — „Eine Kaserne auf dem Mont Valérien wäre vielleicht in Brand zu schießen, und wenn man die Forts Issy und Vanvres gehörig mit Granaten überschüttete, daß sie herauslaufen müßten — die Enceinte ist von geringer Stärke, ihr Graben war sonst nicht breiter, als dieses Zimmer lang ist“. — Ich bin überzeugt, wenn wir ihnen vier oder fünf Tage lang Granaten hineinwerfen in die Stadt selber, und sie gewahr werden, daß wir weiter schießen als sie — neuntausend Schritt nämlich — so werden sie in Paris klein beigeben. „Freilich liegen auf dieser Seite die vornehmen Quartiere, und da ist es denen in Belleville ganz einerlei, ob die zusammengeschossen werden, ja sie freuen sich darüber, wenn wir die Häuser der reichen Leute zerstören“. — „Wir hätten überhaupt wohl Paris liegen lassen und weitergehen können. Nun wir's aber einmal angefangen haben, sollte auch Ernst gemacht werden. Mit dem Aushungern kann es noch lange dauern, vielleicht bis zum Frühjahr; jedenfalls haben sie Mehl bis zum Januar“. — — — Hätten wir vor vier Wochen

zu bombardiren angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris, und das ist die Hauptsache. So aber bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wir's nicht können. Die wahren Ursachen werden aber wohl einmal bekannt werden". — — —

Abends telegraphirte ich nach London, daß der Reichstag zur Fortsetzung des Krieges mit Frankreich wieder hundert Millionen bewilligt, und zwar gegen die Stimmen von acht Socialdemokraten, sodann, daß Manteuffel Amiens besetzt. Später wurden mehrere Artikel gemacht, darunter einer, der das genügsame Verhalten des Kanzlers bei den Verhandlungen mit Baiern als von der Billigkeit und nicht minder von der Klugheit eingegeben vertheidigte. Es kommt, sagte ich darin etwa, nicht so sehr auf das oder jenes wünschenswerthe Zugeständniß von Seiten der Münchner an, als darauf, daß die süddeutschen Staaten sich in dem neuen deutschen Staatsorganismus wohl fühlen. Ein Dringen oder Zwingen zu mehr Einräumungen wäre Undankbarkeit und, da sie ihre patriotische Pflicht erfüllt hätten, mehr als das, vor Allem aber würde ein solches anspruchsvolleres Auftreten gegen unsere Verbündeten unpolitisch sein. Denn die Unzufriedenheit, die ein solcher Zwang im Gefolge haben würde, wäre von weit größerer Bedeutung als ein halb Dutzend uns günstigere Paragraphen eines Vertrags; sie würde sehr bald den Neutralen, Oesterreich u. dgl. die Lücke zeigen, wo der Keil angesetzt werden könnte, mit dem die so zu Stande gekommene Einheit zu lockern und schließlich zu zerstören wäre.

Wie L. erfahren, hat man in diesen Tagen die Galerie der historischen Portraits im Schlosse bestohlen, und zwar sind

ihr zwei Bilder entführt worden, das einer Prinzessin Marie von Lothringen und das der La Vallière. Die sofort angestellte Untersuchung der Sache hat ergeben, daß der Dieb einen Nachschlüssel angewendet haben und mit den Gewohnheiten der Aufseher bekannt gewesen sein muß, was von Fremden nicht vorausgesetzt werden kann. Man darf trotzdem mit Bestimmtheit annehmen, daß die Franzosen behaupten werden, wir hätten die Bilder mitgenommen.

Von halb zehn bis nach ein Uhr Nachts abermals heftiges Kanonenfeuer von Norden her zu vernehmen.

Dienstag, den 29. November. Früh brüllen die französischen Feuerschlünde so grimmig wie bisher noch nie; während ich die Freude habe, neue Siege der deutschen Waffen zu telegraphiren. Garibaldi nämlich hat gestern eine tüchtige Schlappe bei Dijon erlitten, und Prinz Friedrich Karls Truppen haben den ihnen an Zahl überlegnen Franzosen gestern bei Beaune la Rolande eine Niederlage beigebracht. Als ich dem Chef das zweite Telegramm vor der Absendung vorlegte, bemerkte er: „Viele Hundert Gefangne ist nichts gesagt. Viele Hundert ist wenigstens tausend und wenn wir den Verlust auf unsrer Seite zu tausend Mann angeben, vom Feinde aber nur sagen, er habe größere Verluste gehabt, so ist das eine Ungeschicklichkeit, die Andere sich erlauben dürfen, wir aber nicht. Ich bitte Sie, machen Sie die Telegramme künftig politischer“.

Man erfährt beim Frühstück, daß der Kanonendonner von heute Morgen mit einem Ausfall der Pariser nach der Seite von Villeneuve hin, wo die Baiern stehen, im Zusammenhange gestanden hat, und daß er zurückgeschlagen worden ist. Noch nach ein Uhr Mittags sind einzelne Schüsse von den Forts zu

hören. Man scheint mehr erwartet zu haben; denn auf der Avenue de Saint Cloud stehen mehrere Batterien zum Abfahren bereit.

Nachmittags noch einen Artikel über den Vertrag mit Baiern abgesandt. Derselbe soll sich in Berlin vervielfältigen. Die Ungenügsamkeit scheint dort weit um sich gegriffen zu haben. Später hinaus nach dem Schlößchen bei Chesnay, wo meine Leutnants allerlei Komik verüben. Sie singen u. A. das Lied von den elftausend Jungfrauen von Köln.

Bei Tische hatten wir als Gast den Oberstleutnant von Hartrott. Man sprach u. A. von der Vertheilung des eisernen Kreuzes, und der Chef bemerkte dabei: „Die Doctors sollten es am schwarz-weißen Bande haben; sie sind ja im Feuer, und es gehört viel mehr Muth und fester Sinn dazu, sich ruhig beschießen zu lassen, als vorzustürmen“. — „Blumenthal sagte mir, er könnte es eigentlich gar nicht verdienen, da er verpflichtet wäre, sich von der Gefahr fern zu halten, todtgeschossen zu werden. Deshalb suche er sich auch bei Schlachten immer eine Stellung, wo er gut sehen, aber nicht gut getroffen werden könne, und da hatte er ganz recht; ein General, der sich ohne Noth aussetzt, muß Arrest bekommen“. — Als man dann auf die Führung der Armee kam, äußerte er: „Nur Demuth führt zum Siege, Ueberhebung, Selbstüberschätzung zum Gegentheil“. — Darauf fragte er Hartrott, ob er ein Braunschweiger sei. — „Nein“, antwortete der, „aus der Gegend von Aschersleben“. — „Na, ich wußte doch aus der Sprache“, entgegnete der Minister, „so um den Harz herum, doch nicht von welcher Seite“. Von Aschersleben kam er dann nach Magdeburg und von da zu seinem Freunde Dietze, von dem er sagte: „Der ist doch der liebenswürdigste Mensch, den ich kenne, sein Haus das gast-

freieste und behaglichste, in dem ich je gewesen bin. Gute Jagd, vortreffliche Verpflegung und eine allerliebste, charmante Frau. Er zeigt so recht die natürliche, angeborene Herzlichkeit — politesse du coeur — nichts Unerzogenes. Wie anders ist eine Jagd bei ihm, der ohne Gewehr mitreitet und sich freut, wenn seine Gäste recht viel schießen, als eine gewisse andere Jagd, wo es für selbstverständlich gilt, daß der Herr des Gutes das Meiste schießt, und wo es schlechte Laune und schlechte Behandlung der Diener giebt, wenn es nicht so kommt"! — Abeken meinte, politesse du coeur — ob das wohl ursprünglich französisch wäre? Goethe spräche von einer Höflichkeit des Herzens. Es müsse wohl aus dem Deutschen stammen. — „Ja, ganz gewiß stammt es daher", erwiderte der Chef. „Das findet sich nur bei den Deutschen. Ich möchte es die Höflichkeit des Wohlwollens, der Gutmüthigkeit im besten Sinne nennen — die Höflichkeit der hülfreichen Gesinnung. Sie treffen das auch bei unsern gemeinen Soldaten, wo es freilich mitunter plump ausfällt. Die Franzosen haben es nicht, die kennen nur die Höflichkeit des Hasses und des Neides". Bei den Engländern fände man eher etwas der Art, fuhr er fort. Er lobte darauf Odo Russell, dessen nettes, natürliches Wesen ihm sehr gefalle. „Nur Eins erweckte in mir Anfangs einiges Bedenken gegen ihn. Ich habe immer gehört und gefunden, daß alle Engländer, die gut französisch können, bedenklich sind, und der spricht ein ganz vortreffliches Französisch. Indeß weiß er sich auch recht gut deutsch auszudrücken".

Beim Dessert bemerkte er: „Ich sehe, ich esse zu viel oder richtiger, zu viel auf einmal. Daß ich mich nicht von dem Unsinn los machen kann, nur einmal des Tages zu essen. Früher war's noch schlimmer. Da trank ich früh nur meinen Thee

und aß bis fünf Uhr Abends gar nichts, rauchte aber in Einem fort, und das hat mir sehr geschadet. Jetzt genieße ich früh auf den Rath der Aerzte wenigstens zwei Eier und rauche wenig. Ich sollte aber mehrmals essen. Nehme ich jedoch spät noch was, so kann ich wieder nicht schlafen, da ich blos wachend verdaue".

Abends mußte ich die Schlacht und unsern Sieg bei Beaune noch einmal telegraphiren, und zwar als Vereitelung des Versuchs der Franzosen, mit dem Gros der Loire-Armee nach Fontaineblau durchzubrechen. Später sollte ich an das Kriegsministerium in Berlin ein Telegramm senden lassen, mit dem Ersuchen, hinter allen französischen Offizieren, welche unter Bruch des von ihnen gegebnen Ehrenwortes aus der Gefangenschaft entlaufen — ein Unfug, der unter den Herren stark eingerissen zu sein scheint — Steckbriefe zu erlassen und dieselben zur Veröffentlichung in französischen Blättern uns einzusenden. Noch später zeigte er mir den Bericht eines Adjutanten Kératry's, des Befehlshabers der bretonischen Armee, über die pomphafte und theatralisch zugestutzte Begnadigung eines Soldaten — einen Bericht, den ich mit einer Schlußglosse in unsern „Moniteur" bringen will, und den ich mir als Andenken an die Art, in welcher diese neubacknen Dilettanten-Offiziere sich gebahren und sich wohlgefällig in der Presse abspiegeln, notiren werde. Vor einigen Tagen hat der Graf Kératry Folgendes in die Blätter bringen lassen:

„Lager bei Conlie, 18. November, Mitternacht.

Der Obergeneral (Kératry) hat mich ermächtigt, nachstehende Depesche an Sie zu richten. Heute ist ein unvergeßlicher Tag für die Armee der Bretagne. Ein zum Tode ver-

urtheilter Soldat wurde um zwei Uhr, wo er erschossen werden sollte, begnadigt. Dieser Soldat hatte sich auf sehr schlimme Weise gegen den Commandanten des Lagers, General Bouedec, vergangen. Seit seiner Verurtheilung hatten sich die Feldgeistlichen und die Offiziere des Generalstabs für seine Begnadigung verwendet. General de Kératry aber hatte erwidert, daß er dieselbe nicht gewähren könne. So wurden denn heute um ein Uhr alle Truppen des Lagers versammelt, um der Hinrichtung beizuwohnen. Um zwei Uhr war Alles in Bereitschaft. Der von zwei Feldpatern begleitete Verurtheilte erwartete seinen letzten Augenblick. Er hatte eine um so größere Festigkeit an den Tag gelegt, als er wußte, daß er auf Begnadigung nicht mehr zu hoffen habe. Zur erwähnten Stunde wurde das Todesurtheil vor der Front der Truppen verlesen. Dann vernahm man den ersten Trommelwirbel. Beim zweiten sollte Alles zu Ende sein. Die Bahre stand bereit, das Grab war fertig. Es war ein grausiger Augenblick. Da trat in dem Moment, wo das letzte Signal gegeben werden sollte, Herr de Kératry hervor, befahl einzuhalten und sagte dann (es geht hier wirklich wie in einem Melodram zu) mit volltönender Stimme: ‚Offiziere und Soldaten des Heeres der Bretagne! Einer der Unsrigen, welcher sich eines Vergehens gegen die Subordination schuldig gemacht hat, ist vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden; ich lasse ihm Gnade zu Theil werden, künftig aber wird jeder Verstoß gegen die Disciplin rücksichtslos bestraft werden. Ich hoffe, daß das Beispiel, welches euch vorgeführt worden ist, genügen wird, um jedweden Ungehorsam gegen die Kriegsartikel und die Befehle der Vorgesetzten zu verhindern, und daß ihr mich für meine Milde mit einer Mannszucht ohne Gleichen belohnen werdet. Um Gerechtigkeit gegen

alle zu üben, hebe ich auch alle andern Strafurtheile auf‘. Diese Rede wurde mit unermeßlichen Acclamationen und den Rufen: ‚Es lebe Kératry‘! (wieder ganz wie im Theater) aufgenommen. Die Offiziere des Generalstabes, welche die Begnadigung beantragt hatten, waren tief gerührt. Alle Truppen marschirten dann an dem Oberfeldherrn vorüber, und obwohl ihnen befohlen war, sich ruhig zu verhalten, riefen alle nochmals: ‚Es lebe Kératry‘. Des Abends sprachen die Generalstabsoffiziere dem Grafen ihren Dank aus. Der Gnadenact desselben hat auf die Truppen einen tiefen Eindruck gemacht Es wird, wie ich hoffe, ein noch unerschütterlicheres Vertrauen auf ihn zur Folge haben". — Das lächerlich komödiantenhafte Wesen der gegenwärtigen französischen Gewalthaber kann nicht besser charakterisirt werden, als durch Wiedergabe dieses Actes, und die braven französischen Soldaten sind zu bedauern, daß sie für solche eitle Theaterhelden und die Fortdauer ihrer Herrschaft kämpfen müssen.

Nur als ein Beispiel, wie unsere Diener in Betreff der Verzögerung des Bombardements gestimmt sein mögen, und als Probe der Mythen, die sich in diesen Kreisen bilden, verzeichne ich Folgendes. Als ich heute das letzte Mal aus der Etage des Chefs die Wendeltreppe nach meiner Stube hinaufstieg, rief mir Engel vergnügt nach: „Herr Doctor, nun wird's gut, nun wird's bald alle mit Paris". — „Wie so? Ich denke, das kann noch lange dauern. Sie wollen ja nicht schießen". — „Nein, Herr Doctor, ich weiß es, darf es aber nicht sagen". — „Na, sagen Sie nur los". — Da flüsterte er mir über's Treppengeländer herauf zu: „Der König hat heute beim Kriegsminister zu unserer Excellenz gesagt: ‚Am 2. geht das Bombardement los‘." — — —

Nach zehn Uhr kanonirten die Franzosen, zu welchem Zweck, blieb ungewiß, von ihren Forts wieder aus allen Kräften. Beim Thee, zu dem auch der Chef kam, trafen weitere günstige Nachrichten über die Schlacht von gestern ein. Man sprach dann erst über das jetzt immer wieder in den Vordergrund tretende Thema der Verzögerung des Bombardements, dann über die Genfer Convention, von welcher der Minister äußerte, die werde man kündigen müssen; denn das gehe so nicht, auf diese Art ließe sich nicht Krieg führen. — — — Delbrück hat, wie es scheint, nicht recht deutlich über die Aussichten telegraphirt, welche die Abmachungen mit Baiern auf Durchgehen im Reichstage haben. Es sieht aus, als ob letzerer nicht beschlußfähig wäre, und als ob die Versailler Verträge vom Fortschritt und dem Nationalliberalismus zugleich Anfechtung erfahren würden. Der Chef bemerkt dazu: „Was die Fortschrittler angeht, so sind sie nur consequent damit; die wollen nach 1849 zurück. Aber die Nationalliberalen? Ja, wenn sie nichs wollen, was sie zu Anfang dieses Jahres noch mit aller Macht erstrebten, — im Februar — und was sie jetzt haben können, so müssen wir sie auflösen, den Reichstag. Dann wird die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen noch kleiner werden, und von den Nationalliberalen werden auch einige nicht wiederkommen. Aber die Verträge kommen dann jetzt nicht zu Stande, Baiern besinnt sich, Beust steckt seinen Stift hinein, und was dann wird, wissen wir nicht. Hinreisen kann ich nicht gut. Es ist sehr unbequem und verlangt viel Zeit, und hier bin ich wahrhaftig auch nöthig“. Hieran anknüpfend sprach er über den Stand der Dinge im Jahre 1848. „Damals lagen die Sachen eine Zeit lang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen“, sagte er. „Die kleinen Herren waren größtentheils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur recht viel

Vermögen für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen u. dgl., so hätten die meisten sich zu Allem bereit finden lassen. Die Oesterreicher hatten mit Ungarn und Italien zu thun. Der Kaiser Nikolaus hätte damals noch keinen Einspruch gethan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgefunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt, bei der Neigung der württembergischen und der baierischen Armee, sich mit der badischen Revolution zu verbinden, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche".

Gegen elf Uhr kam noch ein Telegramm von Verdy über den Ausfall von diesem Morgen an. Derselbe hat sich gegen La Haye gerichtet, und es sind bei ihm wieder fünfhundert Rothhosen in Gefangenschaft gerathen. Der Chef bedauerte lebhaft, daß man noch Gefangene machen müsse, sie nicht gleich todtschießen könne. Wir hätten davon mehr als genug, die Pariser aber hätten davon den Vortheil, daß sie so viele Esser los würden, die wir füttern müßten, und für die wir kaum noch Platz fänden.

Mittwoch, den 30. November. Früh ausführlich an T. geschrieben und ihm die Gründe angegeben, warum man Baiern die Zumuthungen nicht gemacht, die er und seine Gesinnungsgenossen für unbedingt nothwendig halten. Desgleichen S. derartige Andeutungen übermitteln lassen. In der zweiten Hälfte der Nacht und am Morgen lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz jenseits der Gehölze zwischen hier und Paris. Wollmann will auch Mitrailleusengeschnurr und Gewehrfeuer gehört haben. Andere Leute wissen davon nichts. — — —
Der Chef scheint den Gedanken ernstlich ins Auge gefaßt zu

haben, den König um Enthebung von seinem Amte zu bitten, und nach — stünde er schon dicht vor dem Entschluß!!!

Nachmittags machte ich mit Wollmann einen Ausflug zu Wagen nach Marly, wohin etwas später auch der Kanzler, Abeken und Hatzfeld ritten, die uns dann oben auf der Wasserleitung trafen. Wir sahen hier, daß nördlich von Paris in der Richtung von Gonesse heftig geschossen wurde. Weiße Pulverwolken gingen auf, und die Blitze der Kanonen zuckten hindurch.

Bei Tische, wo der Fürst Putbus und Odo Russell zugegen waren, erzählte der Chef, daß er ein einziges Mal versucht, auf Grund seiner Kenntniß von Staatsgeheimnissen in Papieren zu speculiren, daß es ihm dabei aber nicht geglückt. „Ich erhielt in Berlin“, so berichtete er, „den Auftrag, wegen der Neuenburger Geschichte mit Napoleon zu sprechen. Es muß im Frühjahr 1857 gewesen sein. Ich sollte ihn fragen, wie er sich zu der Sache stelle. Nun wußte ich, daß er sich günstig äußern würde, und daß dieß einen Krieg mit der Schweiz bedeute. So ging ich, als ich durch Frankfurt kam, wo ich damals wohnte, zu Rothschild, den ich kannte, und sagte ihm, er solle ein Papier, das bei ihm lag, verkaufen. Es wollte nämlich damit nicht in die Höhe. — ‚Das würde ich nicht thun‘, sagte Rothschild, ‚das Papier hat gute Aussichten, das werden Sie sehen‘. — ‚Ja‘, sagte ich, ‚aber wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie anders denken‘. Er erwiderte, das möchte sein, wie es wollte, er könnte nicht zum Verkauf rathen. Ich aber wußte es besser, verkaufte meine Papiere und reiste ab. In Paris war Napoleon sehr nett und liebenswürdig. Zwar in den Wunsch des Königs, durch Elsaß und Lothringen marschiren zu dürfen, könnte er nicht willigen,

da das in Frankreich zu viel Aufregung hervorrufen würde. Sonst aber billigte er das Unternehmen vollkommen. Es könnte ihm nur lieb sein, wenn das Nest der Demokraten ausgenommen würde. So weit hatte ich also Erfolg gehabt. Aber ich hatte nicht auf unsere Politik in Berlin gerechnet, die sich inzwischen anders besonnen hatte — vermuthlich mit Rücksicht auf Oesterreich — und so wurde die Sache aufgegeben. Es kam nicht zum Kriege. Mein Papier aber stieg von da an fortwährend, und ich hatte nur zu bedauern, daß es nicht mehr das meine war".

Man sprach darauf vom Bombardement, von der Villa Coublay und von der angeblichen Unmöglichkeit, die erforderliche Munition rasch heranzufahren, und der Chef äußerte: „Ich habe es den Herren schon ein paar mal gesagt, wir haben hier eine Menge Pferde, die täglich spazieren geritten werden müssen, damit sie nicht verderben. Könnte man die nicht einmal zu einem anderen Zwecke verwenden"? — — —

Es wurde erwähnt, daß die Villa Caffarelli für die Gesandtschaft in Rom angekauft worden sei, und Russel und Abeken erklärten sie für sehr schön. Der Kanzler sagte: „Ach ja, wir haben auch sonst schöne Häuser, auch in Paris und London. Das in London ist nur nach festländischen Begriffen zu klein. Bernstorff hat so wenig Raum, daß er, je nachdem er empfängt oder arbeitet oder sonst eine Function hat, das Zimmer räumen muß. Sein Legationssecretär hat im Hause eine bessere Stube als er." — „Das in Paris ist schön und wohlgelegen. Es ist wohl das beste Gesandtschaftshotel in Paris und repräsentirt einen hohen Werth, sodaß ich mir schon die Frage vorgelegt habe, ob wir es nicht verkaufen und dem Gesandten die Zinsen des Kapitals, das wir dafür kriegen könnten, als Miethsentschädigung

geben sollen. Dritthalb Millionen Franken, die Zinsen davon, das würde eine schöne Aufbesserung seines Gehaltes sein, der nur hunderttausend Franken beträgt. Aber wie ich mir's näher überlegte, ging es doch nicht Es schickt sich nicht, es ist eines großen Staates nicht würdig, wenn seine Gesandten zur Miethe wohnen, wenn sie Exmissionen ausgesetzt sind, und wenn bei einem Umzug Staatsschriften in Karren über die Straße gefahren werden. Wir müssen eigne Häuser haben, und wir sollten überall welche haben". — „Mit dem in London hat es übrigens eine eigne Bewandtniß. Das gehört dem Könige, und es kommt da ganz auf die Energie an, mit welcher der betreffende Botschafter sein eignes Interesse wahrzunehmen weiß. Es kann da geschehen, daß der König gar keine Miethe kriegt, und — es geschieht bisweilen wirklich". — — — Der Chef lobte Napier, den früheren englischen Gesandten in Berlin. „Es ging sich sehr gut mit ihm um", bemerkte er. „Auch Buchanan war gut, zwar trocken, aber zuverlässig. Jetzt haben wir Loftus. — Die Stellung eines englischen Gesandten in Berlin hat ihre besondern Aufgaben und Schwierigkeiten, schon wegen der verwandtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt viel Takt und Aufmerksamkeit". (Wohl eine stillschweigende Andeutung, daß Loftus dieses Verlangen nicht erfülle.) Der Minister lenkte dann (vielleicht, um das Wesen des dermaligen Vertreters Ihrer Britischen Majestät noch deutlicher zu bezeichnen) die Rede auf Gramont, wobei er sagte: „Der und Ollivier sind mir auch die Rechten. Wenn mir das passirt wäre, so wäre ich, nachdem ich solch Unglück angerichtet, doch wenigstens in ein Regiment getreten, meinetwegen auch Franctireur geworden, und wenn ich darüber gehenkt worden wäre. Der große, starke Gramont paßte ganz gut zum Kriegsgewerbe". — Russell erwähnte, wie er

ihn in Rom in einem blauen Sammetanzuge auf der Jagd gesehen. — „Ja", versetzte der Chef, „ein guter Jäger ist er. Dazu hat er den robusten Muskelbau. Er würde einen tüchtigen Revierförster abgegeben haben. Aber als Minister des Auswärtigen — man begreift kaum, wie Napoleon ihn dazu nehmen konnte".

L. berichtet Abends, daß er heute zwei mit acht Pferden bespannte Belagerungsgeschütze durch Versailles habe gehen sehen, wahrscheinlich nach einer Batterie bei Sèvres oder Meudon.

Beim Thee erzählte Bohlen, daß Hatzfeld gestern zur königlichen Tafel eingeladen worden sei. — — — Da habe Abeken wehmüthig gesagt: „— — — Mir z. B ist noch nie das Glück zu Theil geworden, zur Tafel befohlen zu werden, ich komme immer nur zum Thee hin". — Um zehn Uhr kam der Minister zu uns. Er sprach wieder vom Bombardement und sagte: „Wenn es richtig war, was der Generalstab noch in Ferrières behauptete, daß sie ein paar Forts in drei Tagen zusammenschießen und dann gegen die schwache Enceinte vorgehen konnten, so war es gut. Aber jetzt — es dauert zu lange. — Bis Sedan ein Monat, hier drei Monate schon; denn morgen ist der erste December. Die Gefahr einer Intervention der Neutralen wächst mit jedem Tage. Sie fängt freundschaftlich an und kann sehr übel enden. — — — Hätte ich das vor drei Monaten gewußt, so wäre ich in großer Sorge gewesen". — — — Später kam Abeken vom Könige zurück, dem er schon seit einiger Zeit statt des Kanzlers Vortrag hält. Er hatte gehört, daß heute drei Ausfälle stattgefunden, einer gegen die Württemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Corps. Der König habe gemeint, es wäre ein Durchbruch versucht worden. — „Ach wo"! entgegnete der Minister. „Da gingen

sie ja in einen Sack. Das könnte uns ganz erwünscht sein. Kämen sie mit acht Bataillonen, so stellten wir ihnen zehn entgegen und bessere Truppen. Es mag Uebrigens sein, daß sie dunkle Nachrichten vom Anrücken der Loire-Armee haben; nur wissen sie noch nicht, daß sie schon zurückgeworfen ist". — „Ach (zu mir) das läßt sich in ein Telegramm einflechten, was Putbus heute sagte: Verwundete, denen man gestattete, nach Paris zurückzukehren, lehnten es ab".

Diese Nacht wurde nicht mehr geschossen.

Ich habe mir schon früher einmal gesagt: es giebt in Frankreich noch einige verständige Menschen. Heute treffe ich wieder einen an. In einem Leitartikel der „Décentralisation" in Lyon, „Eine Stimme aus der Provinz" betitelt und mit L. Duvarennes unterzeichnet, heißt es u. A.:

„Gleich nach dem Tage, wo das Kaiserthum fiel, haben die Deputirten von Paris es für ihre Pflicht gehalten, eine Regierung zu bilden. Das ist eine Thatsache, welche die unparteiische Geschichte ebenso beurtheilen wird, wie das Verhalten einer Kammer, die, wenigstens zum Theil, mehr im dynastischen als im nationalen Interesse gewählt worden war. Aus dieser Thatsache ist die Provisorische Regierung und die voreilige Verkündigung der Republik hervorgegangen, welche noch auf die gesetzliche Gutheißung der Vertreter des Landes wartet.

Wir begreifen sehr wohl die Bewegungen der ersten Tage, wenn wir sie auch nicht entschuldigen; wir finden es ferner begreiflich, wenn das französische Volk, ungewohnt, seine Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, berauscht von dem, was ihm damals, als die ewige Gerechtigkeit einfach sich wieder ihr Recht nahm und sich vor Aller Augen offenbarte, als ein Erfolg erschien -- wir finden es, sagen wir, begreiflich, wenn

es an mehreren Punkten des Landes die Willkür mit der Freiheit verwechselt hat.

Wir haben schon mehrmals gesagt, wer nach unsrer Meinung die Begünstiger dieser Begriffsverwirrung sind, und wenn man den, der von einem Verbrechen Nutzen hat, im Verdacht haben kann, es begangen zu haben, so haben die Anhänger des gestürzten Regiments an der Erhaltung der Unordnung in Frankreich ein so deutlich erkennbares Interesse, daß man sie laut anklagen kann, dornach mit allen Mitteln zu streben, die in ihrer Hand liegen. (Hier irrt der Verfasser.)

Was muß die Haltung der Regierung sein, wenn sie in Wahrheit das Vaterland in der Gefahr vertheidigen will? Was hat sie in dieser Richtung geleistet? Sie mußte vor Allem einen Aufruf an die Nation richten und sie durch ihre Vertreter mit allen Maßregeln in Verbindung bringen, welche die Lage zur Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt erheischte. Man mußte die Einheit der Franzosen durch sein Beispiel predigen. Nun müssen wir aber constatiren, daß die Einheit, die zugleich der Gehorsam ist, überall mangelte, und daß wir zu viel thatsächliche Regierungen haben, um leicht unterscheiden zu können, welches die rechtmäßige Regierung ist.

Tours verfügt Wahlen, Paris will davon nichts wissen. Dann schreitet Paris zu Wahlen, die Frankreich von Tours verweigert werden. Lyon hat eine Fahne, Frankreich hat eine andere. Marseille lehnt sich auf, in Perpignan fließt Blut in den Straßen, doch tritt Esquiros endlich seinen Platz an Gent ab, der mit Revolverschüssen empfangen wird. Zu Toulouse bleibt Duportal, der den Bürgerkrieg predigt, der Regierung in Tours zum Trotz auf seinem Posten". — „Ist das Einheit? Ist das eine Regierung? Kann man Angesichts solcher Thatsachen noch die Nothwendigkeit einer regelrecht eingesetzten

Regierung in Abrede stellen"? — „Noch eine andere Klasse von Bürgern widersetzt sich jetzt den Wahlen. Es sind die Leute, welche jetzt am Ruder sind. Fürchten sie etwa, daß das Land sie zu ihrer früheren Beschäftigung zurückverweisen wird? Jedenfalls erlaubt uns die Hartnäckigkeit, mit der sie an der Dictatur festhalten, sie mit allem Mißtrauen zu betrachten. Sie sehen, daß die Macht, die sie sich willkürlich angemaßt haben, ihnen entschlüpft, sie versuchen, sich wieder in ihr zu befestigen, und man munkelt in diesen Regionen von einer Volksabstimmung zum Zweck der Erhaltung des Statusquo und von der Bildung einer Art Bastard-Volksvertretung für die Zeit des Krieges. Wir lassen uns aber durch solche plumpe Scheinbilder der Freiheit nicht täuschen, sondern verlangen unaufhörlich freie und gleiche Willensäußerung für Alle. Die Zeit ist nicht dazu angethan, um den Wählern ein Ja oder Nein für den oder jenen Kandidaten in die Urne werfen zu lassen. Man hat den Vorhang fallen lassen über die Komödie mit dem Plebiscit, die ausgepfiffen worden ist, und wir sagen es zur Ehre unsres Landes laut: ein dahin gehender Vorschlag kann nicht im Ernste gemeint sein. Nichts hindert uns, sofort Municipalwahlen vorzunehmen, um den Stadt- und Dorfgemeinden ihr heiligstes Recht wiederzugeben, dessen sie (von der Pariser Anmaßung, der Vormund Frankreichs zu sein) ungerecht beraubt worden sind. Mögen sie ihre Municipalitäten ernennen, ihre Maires wählen, mögen sie mit einem Worte frei sein, und aus diesen Gemeinden wird die wahre Vertretung Frankreichs hervorgehen.

Unter dem Cäsar von Gestern hat man die schönsten Reden gehalten, um die offiziellen Vorsichtsmaßregeln in Betreff der Freiheit der Wahlen zu brandmarken. Wäre dieser Patriotismus (der Herren Gambetta und Favre) nicht als eine unwürdige

Komödie gewesen? Man möchte es wahrhaftig glauben, wenn der Cäsar von heute nicht endlich die Kundgebung des Volkswillens veranlassen wollte. Wir wollen wahre Wahlen, d. h. die Commune, weil wir Leute sehen wollen, welche zur Entscheidung unsrer Geschicke befugt sind—" „weil wir zurückschaudern vor der Hyder der Anarchie, die schon ihr scheußliches Haupt erhebt". — „Das ist's, weshalb wir nicht aufhören werden, Gemeindewahlen und die Vereinigung derselben zu einem Parlament der nationalen Vertheidigung wenn man sich weiter vertheidigen will, auf jeden Fall aber ein Parlament, das Frankreich vertritt, zu fordern".

Donnerstag, den 1. December. Am Morgen fielen nur ein paar Schüsse von den Forts. Ich telegraphirte, daß der gestrige Ausfall zu einem heftigen Gefechte mit der württembergischen Division, der größeren Hälfte des 12. und Abtheilungen des 6. und des 2. Armeecorps geführt hat, und daß der Ausgang die Zurückwerfung des Feindes auf der ganzen Linie gewesen ist. Verwundete haben die ihnen angebotene Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris abgelehnt. Dann folgte das gewöhnliche Zeitungsstudium mit Anstreichen und Auszügen.

Beim Frühstück erscheint Abeken mit verschnittenen Haaren. Er fragt Bismarck-Bohlen, wie er aussehe. — „Wunderschön, Herr Geheimrath. Aber die Locke hier auf der einen Seite ist länger als die auf der andern". — „Das schadet nichts. Die soll so sein, die trag' ich immer so. Sonst aber finden Sie nichts auszusetzen"? — „Es ist ganz vortrefflich gerathen, Herr Geheimrath". Vergnügt pfeifend ging der alte Herr hinaus, während Hatzfeld ihm mit verwunderter Miene nachsah.

Bei Tische ist ein Premierleutnant von Saldern da, welcher als Adjutant den letzten Kämpfen des 10. Armeecorps mit

der Loire-Armee beigewohnt hat. Nach ihm ist dieses Corps bei Beaune la Rolande von der Uebermacht der Franzosen, die sich neben dem einen Flügel unserer Truppen nach Fontainebleau durchschieben gewollt, eine Zeit lang umzingelt gewesen. Es hat sich sieben Stunden lang mit der größten Unerschrockenheit und Standhaftigkeit gegen die Angriffe des Feindes vertheidigt. Namentlich haben sich die Truppen unter Wedel und vor allen die Leute vom 16. Regiment hervorgethan. „Wir haben über 1600 Gefangne gemacht, und der Gesammtverlust der Franzosen wird auf 4 bis 5000 Mann veranschlagt", sagt Saldern. — „Ja", erwidert der Chef, aber Gefangne sind jetzt blos ein Nachtheil für uns, eine weitere Belästigung. — — —" Als Saldern im Verlauf seiner Mittheilungen erzählte, einer der Franzosen habe nur zehn Schritte vor der von unsern Zündnadeln vertheidigten Barrière gelegen, bemerkte der Minister: „Er lag aber doch". — Später gab er Abeken Instructionen in Betreff des Vortrags, den er statt seiner dem Könige halten solle. — — — „Und sagen Sie Seiner Majestät auch", so schloß er, „wenn wir in London (auf der bevorstehenden Conferenz zur Revision des Pariser Friedens von 1856) einen Franzosen zulassen, so sollte das eigentlich nicht sein, da er eine Regierung vertritt, die von den Mächten nicht anerkannt ist und nicht lange existiren wird. Wir können es Rußland zu Gefallen für diese Frage thun, aber wenn er von andern Dingen zu reden anfängt, so muß er hinaus".

Der Chef erzählte dann folgenden Vorgang: „Heute, als ich bei Roon gewesen, machte ich einen Gang, der nützlich sein wird. Ich ließ mir im Schlosse die Gemächer Marien Antoinettens zeigen, und dann dachte ich: Du sollst doch einmal sehen, was die Verwundeten machen. Ich fragte einen der Wärter: ‚Haben die Leute denn auch zu leben'? — Na, das wäre nicht viel, so ein

bischen Suppe, die Bouillon sein sollte, mit Brotschnitten darin und Reiskörnern, die nicht weich gekocht wären. Schmalz wäre wenig dabei. — ‚Und wie steht's mit dem Wein‘? fragte ich, ‚und bekommt Ihr Bier‘? — Wein hätten sie den Tag etwa ein halbes Glas bekommen, sagte er. Ich erkundigte mich bei einem Andern, der hatte gar keinen gekriegt. Dann ein Dritter, der sagte, bis vor drei Tagen hätte es welchen gegeben, seitdem nicht mehr". — „So fragte ich Mehrere, im Ganzen wohl ein Dutzend, bis auf die Polen, die mich nicht verstanden und ihre Freude, daß sich jemand um sie kümmerte, blos durch Lachen äußerten". — „Also die armen verwundeten Soldaten bekamen hier nicht, was sie haben mußten, und dabei war es kalt in den Zimmern, weil nicht eingeheizt werden sollte, damit die Bilder an den Wänden nicht Schaden litten. Als ob das Leben eines einzigen von unsern Soldaten nicht mehr werth wäre als der ganze Bilderkram im Schlosse". — „Und der Diener sagte mir, daß die Oellampen nur bis um elf brennten, und daß die Leute dann bis zum Morgen im Dunklen lägen". — „Vorher hatte ich noch einen Unteroffizier gesprochen, der am Fuße verwundet war. Er sagte, er müßte zufrieden sein, obwohl es besser sein könnte. Auf ihn nähme man wohl Rücksicht, aber die Andern. Ein baierischer Johanniter, der sich jetzt ein Herz faßte, sagte mir, daß Wein und Bier geliefert worden, aber wahrscheinlich irgendwo zur Hälfte oder mehr hängen geblieben sein würden, desgleichen warme Sachen und andere Liebesgaben. Ich ließ mich nun zu dem Chefarzt bringen. ‚Wie steht es mit der Verpflegung der Kranken‘? fragte ich. Und ‚bekommen sie gehörig zu essen‘? — ‚Hier ist der Speisezettel‘. — ‚Der kann mir nichts helfen. Die Leute essen kein Papier. — Und bekommen sie Wein‘? — ‚Täglich einen halben Litre‘. — ‚Entschuldigen Sie, die Leute sagen, es

sei nicht wahr. Ich habe sie gefragt, und es ist kaum anzunehmen, daß sie lügen, wenn sie sagen, daß sie keinen bekommen haben'. — ‚Hier der Herr ist mein Zeuge, daß Alles ordentlich und nach Vorschrift zugeht. Kommen Sie mit mir, und ich will sie in Ihrem Beisein befragen'. — ‚Ich werde mich hüten, aber es wird dafür gesorgt werden, daß sie durch den Auditeur befragt werden, ob sie das erhalten, was an den Inspector für sie gelangt'. — — — — ‚Darin läge ja ein schwerer Vorwurf auch für mich', sagte er. — ‚Ja', erwiderte ich, ‚allerdings — aber ich werde Sorge tragen, daß die Sache amtlich untersucht wird und bald'. — — — *) Später setzte er hinzu: „Wir haben besonders zwei Klassen, wo Unterschleife vorkommen; das sind die Mehlwürmer, die mit dem Proviant zu thun haben, und die Baubeamten, vorzüglich die bei den Wasserbauten. Dann leider auch bei den Aerzten. Ich erinnere mich, daß vor nicht langer Zeit — es muß etwa anderthalb Jahre her sein — eine große Untersuchung wegen Betrügereien bei der Gestellung zum Militär schwebte, in die zu meinem Erstaunen wohl dreißig Aerzte verwickelt waren". — Dann fragte er plötzlich: „Weiß einer von den Herren, wer Niethammer ist? Es muß ein sehr gelehrtes Haus sein". — Jemand meinte, ein Philologe, ein Andrer sagte, ein Freund Hegels hätte so geheißen, Keudell bemerkte, es gebe einen Diplomaten dieses Namens, der uns sehr wenig wohlwolle. Der Chef sagte: „Er muß mit Harleß in Verbindung

*) Wir werden weiter unten sehen, daß von dem Verdacht, der hier, nicht ohne reichliche Veranlassung durch den Anschein der Dinge, ausgesprochen wurde, zuletzt wenig mehr übrig blieb als ein Mangel in der Krankenverpflegung im Allgemeinen und die Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe des Ministers, um deretwillen ich mir diese Episode notirte.

gestanden haben, und der war ein baierischer Theologe und ein Feind für uns".

Abends die Dunkersche Interpellation wegen der Verhaftung Jacoby's, wie sie in der „Nationalzeitung" enthalten, für den König zurecht gemacht.

Später kam der Kanzler noch nach halb elf Uhr zu uns, als wir beim Thee saßen. Nach einer Weile äußerte er: „Die Zeitungen sind unzufrieden mit dem baierischen Vertrage. Ich habe mir's gleich gedacht. Es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte baierische heißen, die sich doch ganz nach unsern Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ist's in der Hauptsache ebenso. Die Biersteuer ist ihnen auch nicht recht; als ob wir das nicht Jahre lang im Zollverein gehabt hätten. Und so haben sie noch Allerlei auszusetzen, wo doch alles Wesentliche erreicht und gehörig festgemacht ist". — „Sie thun, als ob wir den Krieg gegen Baiern geführt hätten, wie 1866 gegen die Sachsen, während wir doch Baiern als Bundesgenossen zur Seite haben". — „Ehe sie den Vertrag gut heißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt nur zur Verschleppung, während es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen. Der Vertrag sichert uns viel, wer Alles will, wird es möglich machen, daß nichts erlangt wird. Sie sind nicht zufrieden mit dem Erreichten — wollen mehr Einförmigkeit — wenn sie doch fünf Jahre zurückdächten — womit wären sie damals zufrieden gewesen"! — — — „Constituirende Versammlung! Wenn nun der König von Baiern nicht dazu wählen läßt. Das baierische Volk wird ihn nicht dazu zwingen, und wir auch nicht. Ja, tadeln ist leicht, wenn man von den Umständen keine Vorstellung hat". —

Er kam dann auf ein anderes Thema. „Da habe ich", sagte er, „den Bericht von dem Ueberfall des Bataillons Unna gelesen. Einwohner von Chatillon haben sich daran betheiligt, andere freilich wieder haben unsere Leute versteckt. Daß sie die Stadt nicht im ersten Zorne niedergebrannt haben! Später, bei kaltem Blute, ging das doch wohl nicht an".

Ein Weilchen nachher nahm er einige Goldstücke heraus, mit denen er einige Augenblicke spielte. „Auffällig ist", sagte er dabei, „wie sehr man hier auch von anständig gekleideten Leuten angebettelt wird. Schon in Reims kam das vor; hier aber ist's viel schlimmer". — „Wie selten man jetzt Goldstücke mit Ludwig Philipp oder Karl dem Zehnten zu sehen bekommt! Ich erinnere mich, wie ich jung war, in den zwanziger Jahren, sah man noch welche mit Ludwig dem Sechzehnten und dem Achtzehnten, dem Dicken. Selbst der Ausdruck Louisdor ist nicht mehr gebräuchlich; will man bei uns vornehm sein, so redet man von Friedrichsdors". – Er balancirte dann einen Napoleonsdor auf der Spitze des Mittelfingers, als ob er ihn wägen wollte, und fuhr fort: „Hundert Millionen doppelte Napoleonsdor, das wäre jetzt ungefähr die Kriegskostenentschädigung in Geld — später kostet's mehr — viertausend Millionen Franken. — Vierzigtausend Thaler in Gold werden ein Zentner sein, dreißig Zentner gehen auf einen tüchtigen zweispännigen Wagen — ich weiß, ich habe einmal vierzehntausend Thaler in Gold von Berlin nach Hause tragen müssen; was das schwer war! — Das wären etwa achthundert Wagen". – „Die werden sie eher beschaffen als die für die Munition zum Bombardement", meinte jemand, dem jetzt wie den meisten von uns die Geduld in Betreff dieser Maßregel ausgehen wollte. „Ja", entgegnete der Chef, „aber Roon sagte mir in diesen Tagen, daß er in Nanteuil mehrere hundert Fuhrwerke hat, die zum Transport von Munition

zu gebrauchen sind. Auch könnte man mit Wagen, die jetzt mit sechs Pferden bespannt sind, eine Zeit lang vierspännig fahren und die ersparten zwei Pferde zu Munitionsfuhren verwenden. Kanonen haben wir 318 da, sie wollen aber noch 40, und die könnte er auch noch beschaffen, sagte Roon. Aber Andere wollen überhaupt nicht". — Später äußerte Hatzfeld: „Es ist erst sechs oder sieben Wochen her, daß sie nicht daran wollen. In Ferrières sagten Bronsard und Verdy noch, in sechsunddreißig Stunden würden wir die Forts Issy und Vanvres in Grund und Boden schießen und dann gegen Paris selbst vorgehen. Dann ging's auf einmal nicht". — Ich fragte, wie wohl Moltke über die Sache denken möge. — „O, der kümmert sich darum nicht"! antwortete Hatzfeld. Bucher aber sagte: „Moltke will bombardiren".

Als ich vor Schlafengehen noch einen Blick in unsern „Moniteur" warf, wimmelte die eine Spalte förmlich von gefangen gewesenen französischen Offizieren, die mit Ehrenwortsbruch sich in den Orten, wo sie internirt worden, aus dem Staube gemacht hatten. Kapitäne und Leutnants, Infanterie und Kavallerie, Nord- und Südfranzosen waren darunter. In Dresden waren zwei, in Hirschberg nicht weniger als zehn davongelaufen. — In Paris scheint es, wenn den Berichten englischer und belgischer Blätter zu trauen ist, in Betreff dessen, was Leib und Seele zusammenhält, zwar schon recht schlimm, aber immer noch erträglich zu stehen, wenigstens für die Wohlhabenden. Es fehlt noch nicht an Brot, an trocknen Gemüsen und an Conserven. Frisches Rindfleisch ist sehr selten und theuer geworden. Pferde- und Eselsfleisch „beide besser als ihr Ruf", sagt ein Brief, müssen es bei der Mehrzahl der Pariser vertreten. Die Ratte beginnt ein gesuchter Artikel zu werden. Hunde und Katzen sind Luxusgerichte, die sich bei Einbruch der

Nacht nicht mehr ungestraft auf den Boulevards blicken lassen dürfen. Das Oel will ausgehen, es giebt keine Holzkohlen mehr, und auch die Vorräthe an Steinkohlen werden knapp. Um die Mitte des November kostete das Pfund Butter 25 bis 26, eine Gans 35, ein Pfund Pferdefleisch 3 bis 4 Franken, und frische Gemüse sowie Milch waren für wenig Bemittelte nicht mehr zu erschwingen.

Freitag, den 2. December. Früh nochmals die Auffassung des Chefs in Betreff des Vertrags mit Baiern in Briefen und einem Artikel vertreten. Beim Frühstück heißt es, daß heute wieder ein Ausfall nach der Seite hin stattgefunden habe, wo die Württemberger und die Sachsen stehen, und zwar hätten die Franzosen dießmal große Massen von Infanterie entwickelt. Dabei haben wir mehre Grade Kälte, was für die Verwundeten auf dem Schlachtfelde traurig ist. Nachmittags den großen Times-Artikel über Gortschakoffs Antwort auf Granvilles Depesche für den König übersetzt.

Bei Tische waren Alten, Lehndorff und ein Offizier in Dragoneruniform Gäste des Chefs. Der Dragoneroffizier war ein Herr von Thadden und Sohn von Thadden-Trieglaff. Der Chef erzählte, daß er soeben, von einer Tour zu Wagen zurückgekehrt, für bessere Unterbringung unsrer Wachmannschaft Sorge getragen. „Die Leute hatten", so berichtete er, „bisher ihr Lokal in der unheizbaren Wagenremise der Madame Jessé gehabt. Das ging aber nicht mehr, und so befahl ich dem Gärtner, ihnen die Hälfte des Warmhauses einzuräumen. ‚Da werden aber die Pflanzen von Madame erfrieren', erwiderte die Gärtnersfrau. ‚Schlimm', sagte ich, ‚aber besser, als wenn es den Soldaten so geht'". – Dann wandte er sich der Gefahr zu, daß der Reichstag den Vertrag mit Baiern verwerfen oder

auch nur ändern könnte. „Ich habe die größte Angst“, sagte er. „Die Leute ahnen nicht, was die Lage ist. Wir balanciren auf der Spitze eines Blitzableiters, verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten. Sie wollen mehr haben, als was sich ohne Pression erreichen ließ, und worüber wären sie vor 1866 glücklich gewesen! Wenn sie damals nur die Hälfte von heute bekommen hätten. Man will verbessern, mehr Einheit hineincorrigiren, mehr Gleichförmigkeit, aber ändern sie nur ein Komma, so müssen neue Verhandlungen beginnen. Wo sollten sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum ersten Januar nicht fertig — was Manchem in München lieb wäre — so ist die deutsche Einheit verloren — vielleicht für Jahre, und die Oesterreicher machen ihre Geschäfte in München“.

Nach der Suppe kamen Champignons mit zweierlei Zubereitung als erstes Gericht auf den Tisch. „Die müssen mit Andacht gegessen werden“, sagte der Chef; „denn die sind eine Liebesgabe von Soldaten, welche sie in einem Steinbruch oder Keller gefunden haben, wo eine Champignonzucht angelegt ist. Die Sauce dazu hat der Koch gut gemacht, sie ist vortrefflich. Noch wohlthuender und gewiß was Seltenes war neulich eine andere Liebesgabe von Soldaten — welches Regiment war's doch gleich, das die Rosen schickte“? — „Das siebenundvierzigste“, erwiderte Bohlen. — „Ja, das war ein Rosenbouquet im Feuer gepflückt — wahrscheinlich in einem Garten der Vorpostenkette“. — Ach, da fällt mir ein, im Lazareth, da traf ich einen polnischen Soldaten, der nicht deutsch lesen kann. Der möchte gern ein polnisches Gebetbuch haben. Hat Jemand was der Art“? — Alten

sagte, nein, aber er könnte ihm polnische Zeitungen geben. Chef: „Das geht nicht. Die wird er nicht verstehen, auch regen die gegen uns auf. Aber vielleicht hat Radziwill was. Ein polnischer Roman ginge auch, Pan Twardowski oder so etwas". Alten wollte sich's merken.

Es wurde nun von dem heutigen Ausfalle gesprochen, indem es von der Seine her ein paarmal wieder donnerte. Jemand sagte: „Die armen Württemberger werden auch wieder viele Leute verloren haben". — „Und die armen Sachsen vermuthlich ebenfalls", bemerkte der Chef. Man erwähnte Ducrot, der den Ausfall wahrscheinlich commandirt, und meinte, der habe Ursache, sich nicht gefangen nehmen zu lassen. „Gewiß", sagte der Minister, „der wird sich entweder im Gefecht tödten lassen oder, wenn er dazu den Muth nicht findet, sich mit dem Luftballon davon machen". — — — Der Chef sah sich um. „Wo ist denn Krausnik"? fragte er. „Der hat doch nicht vergessen, für den Soldaten das Apfelmus zu kaufen, das ich ihm versprach. Er war blos am Arme verwundet, sah aber sehr elend aus und hatte Fieber — vermuthlich Eiterung".

Man kam nochmals auf das Speculiren mit Börsenpapieren zu reden, und der Minister stellte wieder in Abrede, daß sich dabei mit einem ja immerhin beschränkten Vorauswissen politischer Ereignisse im Allgemeinen viel anfangen ließe. Solche Ereignisse wirkten erst später auf die Börse, und den Tag, wo das käme, könnte man nicht ahnen. „Ja", fuhr er fort, „wenn man durch Einfädelung socher Dinge eine Baisse hervorrufen kann, aber das ist doch ehrlos. Der französische Minister G. hat's so gemacht, wie R. neulich erzählte. Der hat sein Vermögen damit verdoppelt, man kann fast sagen, der Krieg sei zu

dem Zwecke gemacht". — „Auch Moustier trieb, wie es heißt, solche Geschäfte — nicht für sich, sondern mit dem Vermögen seiner Maitresse, und als es herauskommen wollte, starb er unter verdächtigen Symptomen. — Will man seine Stellung benutzen, so kann man es so einrichten, daß man sich mit den politischen Depeschen die Börsentelegramme schicken läßt, von allen Börsen, durch gefällige Beamte bei den Legationen. Die politischen gehen beim Telegraphen vor, und so profitirt man etwa zwanzig bis dreißig Minuten. Und dann muß man einen schnell laufenden Juden haben, der diesen Vortheil für einen benutzt. Es soll Leute geben, die das so gehalten haben. Auf die Art kann man täglich seine fünfzehnhundert bis fünfzehntausend Thaler verdienen, und das giebt nach ein paar Jahren ein hübsches Vermögen. Aber mein Sohn soll von seinem Vater nicht sagen, daß er ihn so oder auf ähnliche Art zum reichen Manne gemacht hat. Er kann auf anderm Wege reich werden, wenn es sein muß — — —". „Ich stand mich früher, als ich noch nicht Bundeskanzler war, besser als heute. Man hat mich durch die Dotation ruinirt. Ich bin seitdem ein genirter Mann. Vorher betrachtete ich mich als einfachen Landjunker, jetzt, wo ich gewissermaßen zur Pairie gehöre, wachsen die Ansprüche, und die Güter bringen's nicht. — Als Gesandter in Frankfurt ging es, da hatte ich immer was übrig. Auch in Petersburg, wo ich kein Haus zu machen brauchte und auch keins machte". Er erzählte dann von der Kiefermehl- und Holzpappe-Fabrik in Varzin, von der er sich viel Gutes zu versprechen schien. Der Pächter verzinse ihm das Geld, das er in die Mühlen und andere derartige Anstalten gesteckt habe. — Wie viel das wäre, fragte jemand. — „Vierzig- bis fünfzigtausend Thaler". „Er bezahlt mir", sagte er, „für die Wasserkraft, die

bisher unbenutzt lag, jährlich zweitausend Thaler, er kauft mir meine Kiefernklötze ab, die ich sonst kaum verwerthen könnte, und nach dreißig Jahren muß er mir alle Mühlen in dem Zustande zurückgeben, in dem er sie erhalten hat. Jetzt ist blos eine da, es soll aber eine zweite hinzukommen, wo das Wasser mit mehr Gewalt herabfällt, und später eine dritte". — Was der Pächter denn eigentlich mache? — Pappe zu Einbänden, zum Verpacken, zu Schachteln und dergleichen, vorzüglich für Berlin, und Kiefermehltafeln, die nach England gingen, wo man sie auflöse und durch Mischung mit andern Stoffen in Papier verwandle — was er uns alles sachkundig auseinandersetzte.

Sonnabend, den 3. December. Während der Nacht wurde wieder im Norden stark kanonirt, dagegen fielen im Laufe des Tages nur einzelne Schüsse aus schwerem Geschütz. Es müssen gestern im Osten und Nordosten von Paris heftige Kämpfe mit bedeutenden Verlusten auch auf unsrer Seite stattgefunden haben, und wahrscheinlich haben die Franzosen am Abend noch bei den Dörfern Brie, Villiers und Champigny eine Stellung behauptet, die ursprünglich zu unsern Linien gehörte. Ich befördere eine auf diese Vorgänge bezügliche Mittheilung des Generalstabes, welche die Behauptung jener Punkte von Seiten unsrer Truppen ungewiß läßt und nur von Zurückwerfung der mit starken Massen ausgebrochnen Franzosen durch die Sachsen (die ein ganzes Bataillon verloren haben sollen), die Württemberger und das 2. Corps spricht, ferner ein für uns siegreiches Gefecht bei Loigny und Artenay telegraphisch nach Deutschland. Der Chef fährt halb zwei Uhr zum Großherzog von Baden, dessen Gemahlin heute ihren Geburtstag hat, und speist später beim Könige. Wir haben den Grafen Holnstein beim Diner als Gast, der am vergangnen

Sonnabend in der Nacht zum Könige von Baiern in Hohenschwangau abgereist und schon heute Mittag wieder hier eingetroffen ist. „Es ist eine weltgeschichtliche Tour, die Sie gemacht haben", sagt Bohlen zu ihm. Ich fragte Bucher darüber. „Der Graf ist in der Kaiserfrage weggewesen und bringt gute Nachrichten mit", erwiderte er. Auffallend war heute, daß die Franzosen im Laufe des Tages etwa sechsmal je vier Kanonenschüsse, zwei in Zwischenräumen von etwa vier Sekunden und zwei fast gleichzeitig abfeuerten.

Ein sauberes Blatt ist der „Gaulois", der von Paris nach Brüssel ausgewandert ist. Seine Redacteure, unter denen sich der angenehme Angelo de Miranda befindet, verfahren, als ob sie noch im abgesperrten Paris schrieben, wo sie für die ungeheuerlichsten Fabeln Gläubige finden konnten. So berichten z. B. diese Kinder des Vaters der Lüge, daß Preußen um die Mitte des October durch ein Londoner Haus 450,000 Thaler an gewisse in Frankreich wohnende Personen habe auszahlen lassen, von denen man glaube, daß sie preußische Spione seien. Ferner ist nach ihnen Moltke schon drei Wochen todt und begraben, aber jeder deutsche Soldat, der davon spricht, wird augenblicklich erschossen. Der König Wilhelm ist, um den ernsten Ereignissen, die sich um Paris herum vorbereiten, auszuweichen, schon seit etwa zwölf Tagen in Berlin, angeblich, um den Reichstag zu eröffnen. Endlich hat man in Mutzig bei Straßburg 36 Familienväter, deren Söhne sich dem französischen Heere angeschlossen, hingerichtet, ihnen die Nasen und Ohren abgeschnitten und ihre Leichen an die Wand der Kirche gestellt, wo sie sich seit einem Monate befinden. Sonst verfolgt der Hauptredacteur Tarbé keine unebne Tendenz. Er bekämpft Gambetta, den er einen Tyrannen nennt, und dem er vor Allem den Vorwurf macht, nicht im Interesse Frankreichs,

sondern nur im Interesse der Republik, die wieder nichts anderes als seine Dictatur, seine Willkürherrschaft sei, zu handeln und das Vaterland seiner Herrschaft aufzuopfern. In Paris scheint er nicht in der Lage gewesen zu sein, diese Ansicht stark genug auszusprechen. So hat er sich von da weggemacht und versucht, mit dreien von seinen Unterredacteuren sich durch die deutschen Linien hindurch zu schleichen. Das ist ihnen auch gelungen, nicht aber, ihr Blatt in einer französischen Provinzialstadt weiter erscheinen zu lassen, da man auch hier Gambetta nicht angegriffen sehen mag, und so wird denn nun in Belgien fortgekämpft und fortgelogen. Notizen über dieses Lügenblatt wurden dem „Moniteur" und deutschen Blättern übersandt.

Später machte ich einen Artikel über die Neutralität Luxemburgs und die perfide Weise, in der man dort diesen Zustand benutzt, um die Franzosen in ihrem Kampfe gegen uns nach den verschiedensten Richtungen hin zu unterstützen. Der Gedankengang war dabei etwa folgender. Unsrerseits ist zu Anfang des Krieges erklärt worden, daß wir die Neutralität des Großherzogthums achten würden. Stillschweigend ist dabei neutrales Verhalten der Regierung und Bevölkerung Luxemburgs vorausgesetzt worden. Diese Voraussetzung hat sich aber nicht erfüllt. Während wir unser Versprechen, trotzdem daß es uns namentlich in Betreff der Weiterbeförderung unsrer Verwundeten unbequem wurde, redlich gehalten haben, ist die Neutralität von Seiten der Luxemburger mehrfach in flagranter Art verletzt worden. Schon früher haben wir uns zu beklagen gehabt, daß mit Beihülfe der großherzoglichen Eisenbahnbeamten und Polizeibehörden die Festung Thionville durch nächtliche Zufuhren verproviantirt worden. Nach der Kapitulation von Metz sind zahlreiche französische Soldaten durch das Großherzogthum gegangen, um sich wieder nach Frankreich

und zu der französischen Armee zu begeben, die im Norden gegen uns operirte. Auf dem Bahnhofe der Stadt Luxemburg hat der französische Viceconsul ein förmliches Bureau eingerichtet in welchem solche Soldaten mit Geld und Legitimation zu ihrer Reise versehen wurden. Die großherzogliche Regierung aber hat alles das geschehen lassen, ohne auch nur einen Versuch zur Verhinderung dieser Unterstützung der Gegner Deutschlands zu machen. Sie wird sich daher nicht beklagen dürfen, wenn wir in Zukunft bei militärischen Operationen auf ihre Neutralität nicht mehr Rücksicht nehmen sollten, und sie wird es nicht unbillig finden können, wenn wir von ihr Ersatz des Schadens verlangen, der uns durch Geschehenlassen von Verletzungen der Neutralität entstanden ist.

Sonntag, den 4. December. Schönes Wetter. Selten ein Schuß im Norden. Ich telegraphire, daß die Franzosen gestern und heute keine Versuche zur Durchbrechung unsrer Linien mehr unternommen haben, und daß Prinz Friedrich Karl weiter vorgedrungen ist und wieder mehrere Geschütze erbeutet hat.

Bei Tische waren der ehemalige badische Minister von Roggenbach, der Premierleutnant von Sarwadsky und der baierische Johanniter von Niethammer, ein Mann mit ungewöhnlich edlen Zügen, dessen Bekanntschaft der Chef neulich im Lazareth gemacht hat, zugegen. Der Minister sprach erst davon, daß er die Verwundeten im Schlosse heute wieder besucht habe. Dann sagte er: „Wenn ich von Frankfurt und Petersburg absehe, so bin ich in meinem Leben noch an keinem fremden Orte so lange gewesen wie hier. Wir erleben hier noch Weihnachten, was wir schon nicht dachten. Wir sitzen zu Ostern noch in Versailles und sehen die Bäume wieder grün werden und horchen immer noch auf Nachrichten von der Loire-Armee.

Hätte man das gewußt, so hätten wir uns im Garten draußen Spargelbeete anlegen lassen". — Später äußerte er gegen Roggenbach: „Da habe ich mir die Zeitungsausschnitte angesehen. Wie die über die Verträge herziehen! Kein gutes Haar lassen sie dran. Die Nationalzeitung, die Kölnische - die Weserzeitung ist wie immer noch die vernünftigste. Nun ja, die Kritik muß man sich gefallen lassen. Aber man hat die Verantwortlichkeit dafür, wenn nichts zu Stande kommt, während die Kritiker unverantwortlich sind. Mir ist's einerlei, wenn sie mich tadeln, wenn die Sache nur durchgeht im Reichstage. Die Geschichte kann sagen, der elende Kanzler hätte es auch besser machen können, aber ich war verantwortlich. — Will der Reichstag ändern, so kann auch jeder süddeutsche Landtag ändern, in anderer Richtung, und dann zieht sich der Prozeß in die Länge, und mit dem Frieden, wie wir ihn wollen und brauchen, wird nichts. Elsaß kann doch nicht beansprucht werden, wenn keine politische Persönlichkeit geschaffen ist, wenn kein Deutschland da ist, welches es für sich erwirbt".

Man sprach von den Friedensverhandlungen, die mit der bevorstehenden Kapitulation von Paris verbunden sein könnten, und von den Schwierigkeiten, die dabei auftauchen würden. „Favre und Trochu", begann der Chef, „können sagen: wir sind die Regierung nicht, wir waren einmal dabei, aber wir haben niedergelegt, wir sind Privatleute. Ich bin nichts als der Citoyen Trochu". — „Nun wollte ich sie aber schon zwingen, die Pariser. Ich würde sagen: ihr zwei Millionen Menschen seid mir verantwortlich mit euren Leibern. Ich lasse euch noch vierundzwanzig Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal vierundzwanzig Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber — — — Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter

mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was mir auf der Brust liegt, daß ich nicht athmen kann". — — — „Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht". — „Erst in diesen Tagen ist wieder etwas recht Thörichtes aufs Tapet gebracht worden aus sentimentaler Sorge für die in der Stadt. Da sollen große Proviantmagazine für die Pariser angelegt werden. Sie wollen's von London und Belgien herschaffen, und die Magazine sollen zwischen unsern Linien sein, und die Soldaten von uns sollen sie blos ansehen, aber nicht anrühren dürfen, wenn sie Mangel haben — damit die Pariser nicht Hungersnoth erleben, wenn sie kapitulirt haben". — „Wir im Hause hier haben freilich genug, aber bei den Truppen draußen geht es mitunter knapp her, und dieselben leiden, damit die Pariser, sobald sie wissen, daß draußen für sie gesorgt ist, es mit dem Kapituliren bis auf den Tag ankommen lassen, wo das letzte Brot verzehrt und das letzte Pferd geschlachtet ist. Ich werde nicht gefragt, sonst wollte ich lieber gehenkt sein, ehe ich einwilligte". — „Ich bin aber selbst dran schuld. Ich bin so unvorsichtig gewesen, auf die Hungersnoth, die kommen muß, aufmerksam zu machen (ich hatte das in der Presse ebenfalls zu thun gehabt), freilich blos die Diplomatie".

Es wurde Schweizerkäse herumgereicht, und jemand warf die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen", entschied der Minister. „Scharfe Käse wie Gorgonzola und Holländer nicht. Aber andere wohl. Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren oder länger — da waren die Ramminer die, welche am schärfsten tranken. Da hatte einmal einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht

schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück: Eet Kees to Wien, Herr von Rammin, denn smeckt de Wien wie in Stettin ook to Rammin".

L. erzählte, als er um acht Uhr kam, um sich Notizen zu holen, der Gesandte von der Goltz habe ihm 1866 gesagt, daß er nach Königsgrätz einen Courier in das preußische Hauptquartier abgefertigt mit der Nachricht, der Kaiser Napoleon habe nichts gegen die Annexion Sachsens einzuwenden, der Bote sei aber damit ein paar Stunden zu spät eingetroffen. (Die Sache verhielt sich bekanntlich anders.) Ich veranlaßte L. dann, in einem Artikel in dem großen Blatte, für das er correspondirt, über die hier herrschende Auffassung des baierischen Vertrags sich zu verbreiten. Es wäre darin etwa zu sagen. Zunächst könne man Baiern unmöglich wie Sachsen 1866 die Bedingungen seines Eintritts in den Bund mit dem übrigen Deutschland dictiren; denn es sei nicht Besiegter, sondern Mitsieger. Wie man es schon im Frieden nicht habe zwingen wollen, so könne man es jetzt, wo es, gleichviel, aus welchen Gründen, jedenfalls mit im Hinblick auf die Erhaltung seiner Selbständigkeit bis zu einem gewissen billigen Maße, an unsrer Seite gefochten, noch weniger mit Zwang bedrohen. Endlich aber, wenn der Reichstag an den Verträgen ändere, so könnten die Landtage Süddeutschlands das ihnen Unbequeme wieder herauscorrigiren, und so nähme das Verhandeln kein Ende, während doch wegen der Annexion von Elsaß-Lothringen höchst wünschenswerth sei, daß die Verträge bald perfect würden.

Nach zehn Uhr etwa sechs rasch aufeinander folgende Schüsse aus einem der Forts, bald nachher noch einige. Die Württemberger sollen sich bei dem großen Ausfall Ducrots nach der Marne hin sehr gut geschlagen haben, desgleichen die Sachsen, die bei der Gelegenheit einige hundert Gefangne ver-

loren haben. Wir hätten achthundert Franzosen zu Gefangnen gemacht.

Ich gehe nach halb elf Uhr zum Thee hinunter, wo Bismarck-Bohlen und Hatzfeld mit drei Feldjägern sitzen, die auf Befehle vom Chef warten. Dieser kommt erst nach einer halben Stunde vom Großherzog von Baden zurück. Er schreibt mit Bleistift rasch einen Brief an den Oberbefehlshaber des 4. Armeecorps, den darauf einer der Feldjäger mitnimmt. Dann erzählt er, der Großherzog habe soeben vom Könige die Nachricht erhalten, unsere Leute hätten schon den Wald von Orleans hinter sich und stünden dicht vor der Stadt. Als die Andern mit den Feldjägern hinausgegangen waren, fragte ich: „Excellenz, da könnte ich die gute Nachricht ja wohl gleich nach London telegraphiren"? — „Ja", sagte er lächelnd, „wenn es der Generalstab nur erlaubt, daß wir von den Bewegungen der Armee sprechen". Er las dann Reutersche Telegramme mit Nachrichten von französischer Seite. Bei dem wahrscheinlich falsch geschriebnen Worte „tardé" bemerkte er: „Das muß ein Sachse telegraphirt haben — (mit einem Blick auf mich) verzeihen Sie". Die Herren kamen mit Abeken, der beim Könige gewesen war und die Ehre gehabt hatte, bei ihm Thee zu trinken, wieder herein. Man sprach von der Gortschakoffschen Note, von England, von der Reise des Grafen Holnstein und deren guten Erfolgen und von dessen Audienz beim König Wilhelm. — — — Bohlen sagte: „In Berlin sind sie ganz außer sich. Das wird morgen einen schönen Spektakel geben mit dem Kaiser; sie wollen illuminiren und treffen schon großartige Anstalten — ein wahres Zauberfest"! — „Ja", erwiderte der Chef, „das wird, denk' ich, auch gute Wirkung auf den Reichstag haben. Es war übrigens doch sehr hübsch von Roggenbach, daß er

gleich bereit war, nach Berlin zu gehen". (Um den Ungenügsamen unter den Abgeordneten Mäßigung zu predigen.)

Montag, den 5. December. Sehr schönes Wetter, sehr kalter Morgen. Früh bekommt der Chef, als er noch im Bette, von Bronsart die schriftliche Nachricht, daß das 3. und 9. Armeecorps unter Prinz Friedrich Karl einen großen Sieg erfochten; der Bahnhof und eine Vorstadt von Orleans sind durch Mannstein genommen, der Großherzog von Mecklenburg ist im Westen der Stadt erschienen, über dreißig Kanonen und mehrere tausend Gefangne sind uns in die Hände gefallen. Auch bei Amiens ist nach siegreichem Kampfe allerlei Kriegsmaterial mit Einschluß von neun Geschützen von unsern Truppen erbeutet worden. Endlich sind hier vor Paris die Franzosen hinter die Marne zurückgegangen. Ich telegraphire das in unsrer Art, und der Minister findet dießmal an der langen Depesche nichts auszusetzen.

Er ließ mich bald nachher wieder rufen, und ich machte ein Dementi in der baierischen Angelegenheit, in dem die bisher in derselben vorgetragnen Gedanken etwas anders gefaßt wurden, und das ich dann dem Cigarrenkistchen, welches unten an der Wand im Bureau als Briefkasten dient, zu schleuniger Beförderung übergab. Es hieß da ungefähr: Das Gerücht, daß der Bundeskanzler die Verträge mit den süddeutschen Staaten so, wie sie sind, nur in der Hoffnung abgeschlossen habe, der Reichstag werde sie verwerfen oder doch ändern, ist völlig grundlos. Diese Verträge müssen im Laufe des December durchberathen und in allen Punkten gutgeheißen werden, um vom 1. Januar an in Kraft treten zu können. Sonst bleibt Alles im Ungewissen. Aendert sie die Vertretung Norddeutschlands, so haben die süddeutschen Landtage die Befugniß, sie zurückzuverändern, und man weiß durchaus nicht, ob sie sich dieser Be-

fugniß nicht bedienen werden. Dann aber kann die Nation noch geraume Zeit auf die politische Einheit warten. („Zehn Jahre vielleicht", hatte der Chef gesagt, „und interim aliquid fit".) Auch der Friedensschluß wird dann nicht das sein können, was wir wollen. Die Verträge mögen lückenhaft sein, das kann sich aber später allmählich durch den Reichstag im Einklange mit dem Bundesrathe und durch den Druck der öffentlichen Meinung, der nationalen Gesinnung im Volke bessern. Eile hat es damit nicht. Fehlt jener Druck, so ist die jetzige Gestaltung der deutschen Dinge ja offenbar der Wunsch der Mehrheit der Nation. Die Nationalgesinnten in Versailles sind über die Berliner Stimmung in dieser Sache sehr besorgt und beunruhigt, indeß findet man einigen Trost in dem Umstande, daß die „Volkszeitung" gegen die Uebereinkunft mit Baiern polemisirt; denn man ist nachgerade gewohnt, zu bemerken, daß alle Leute von politischem Einsehen sich in der Regel von dem abwenden, was dieses Blatt lobt und empfiehlt, und umgekehrt, daß sie sich dem zuneigen, was es tadelt und wovor es warnt.

Um drei Uhr mit Bucher spazieren gegangen nach den Waldhöhen im Süden der Stadt, wo man die letztere in ihrer ganzen Ausdehnung überblickt. Kurz vor dem Diner telegraphire ich nach einer beim Chef eingegangnen Meldung, daß Orleans vergangene Nacht von den deutschen Truppen besetzt worden ist. Um dieselbe Zeit kommt L. und macht mir die Mittheilung, daß Bamberg ihm gesagt, auf Befehl des Bundeskanzlers habe er, L., die Redaction des „Moniteur Officiel" an ihn, Bamberg, zu übergeben. — — — Es freut mich, daß ihm erlaubt bleibt, sich für seine Correspondenzen bei uns Information zu holen. Er hat uns damit wiederholt gute Dienste geleistet.

Bei Tische saß zur Linken des Chefs der Reichsbote Bamberger, der ebenfalls nach Berlin zu reisen im Begriff stand, um für unveränderte Annahme der Verträge mit Süddeutschland zu wirken. Außer ihm hatte der Minister einen Dragoneroffizier mit gelbem Kragen, den Obersten von Schenk und einen Leutnant oder Rittmeister von den hellblauen Husaren zu Gästen. Letzterer, ein Herr mit grauem Kopf, Schnurr- und Knebelbart, ist jener von Rochow, der Hinkeldey im Duell erschossen. Das Gespräch drehte sich zuerst um die Aerzte und deren Wissen, über das der Chef wenig günstig urtheilte. Dann waren die Verträge das Thema, und man erkannte das Verhalten der Fürsten in dieser Sache als correct an. „Ja, aber die im Reichstage"! versetzte der Kanzler. „Ich muß immer denken: ihr Herren, ihr Herren, ihr verderbet mir den ganzen Vogelfang. Sie wissen, Kaiser Heinrich. Da wurde es zuletzt noch gut. Aber hier. Die können dann Mann für Mann todtschlagen lassen auf dem Altare des Vaterlandes, es hilft doch nichts". — Er sann einen Augenblick nach, dann fuhr er mit einem halben Lächeln fort: „Man sollte die Landtags- und Reichstagsmitglieder verantwortlich machen wie die Minister, nicht mehr und nicht minder, auf dem Fuße völliger Gleichheit. Ein Gesetz betreffend Abgeordnetenverantwortlichkeit, wenn sie wichtige Staatsverträge nicht bewilligt hätten, wegen Landesverrath, oder wenn sie, wie die in Paris, grundlos und leichtsinnig Krieg gut geheißen hätten. Die waren alle dafür, nur Jules Favre nicht. Vielleicht schlage ich noch einmal ein solches Gesetz vor".

Man unterhielt sich von den letzten Gefechten vor Paris, und jemand bemerkte, daß auch die Pommern dabei im Feuer gewesen. — „Wahrscheinlich auch meine guten Varziner", sagte der Chef. „Neunundvierzig, — sieben mal sieben — wie mag es mit ihnen stehen"? — Rochow erzählte dann von verschiedenen

eigenthümlichen Gewohnheiten des Generals von Alvensleben, in dessen Quartier er die Nacht geschlafen hatte. — — —

Man kam auf das Heranrücken der Kapitulation von Paris zu reden, die in spätestens vier Wochen erfolgen müsse. „Ja", seufzte der Kanzler, „wenn es erst zu der kommt, da wird meine Noth erst recht losgehen". — Bamberger meinte: „Man sollte sie gar nicht blos kapituliren lassen, sondern gleich den Friedensschluß von ihnen verlangen". — „Ganz recht", entgegnete der Chef, „das ist auch meine Meinung, und man sollte sie durch Hunger dazu zwingen. Aber es giebt hier Leute, die vor allen Dingen ihrer Menschlichkeit wegen gelobt sein wollen, und die uns damit Alles verderben; ganz abgesehen davon, daß wir zunächst menschlich von unsern eignen Soldaten denken und dafür sorgen sollten, daß sie nicht unnütz Noth leiden und todtgeschossen werden". — — — „'s ist mit dem Bombardement auch so. Und daß man die Kartoffelsucher schont — die müßten auch todtgeschossen werden, wenn man sie mit Hunger zwingen will".

Nach acht Uhr mehrmals zum Chef hinabgerufen, mache ich zwei größere Artikel. — — — Der zweite wies, an eine Notiz in der „Independance Belge" anknüpfend, nach, wie der Umstand, daß die Orleans durch den Herzog von Alençon mit dem Hause Habsburg-Lothringen verwandt seien, uns Deutsche nicht veranlassen könne, sie zu bevorzugen oder mit besonders günstigen Augen anzusehen. Es hieß da ungefähr: Bekanntlich haben die Prinzen vom Hause Orleans, als sie sich zur Theilnahme am Kampf gegen uns meldeten, von Trochu eine abschlägige Antwort erhalten. Jetzt berichtet uns die „Independance", daß der Herzog von Alençon, der zweite Sohn des Herzogs von Nemours, der sich damals dem Schritte seiner Oheime und Vettern wegen Krankheit nicht habe anschließen

können, nunmehr in gleicher Richtung sein Heil versuchen wolle, und setzt bedeutsam hinzu: „Man weiß, daß der Herzog von Alençon mit einer Schwester der Kaiserin von Oesterreich vermählt ist". — Wir verstehen den Wink und glauben ihn im Sinne der deutschen Politik zu beantworten, wenn wir Folgendes darauf erwidern. Die Orleans sind uns ganz genau ebenso feindlich gesinnt, wie die übrigen Dynastien, die nach der Krone Frankreichs angeln. Ihre Presse strotzt von Lügen und Schmähungen gegen uns. Der schöne Lobgesang auf die meuchelmörderischen Franctireurs, welchen der Herzog von Joinville nach der Schlacht bei Wörth anstimmte, ist bei uns unvergessen. Uns kann in Frankreich nur die Regierung angenehm sein, die uns am Wenigsten schaden kann, weil sie am Meisten mit sich selbst und der Aufgabe zu thun hat, sich den Nebenbuhlern gegenüber zu behaupten. Sonst sind uns Orleanisten, Legitimisten, Imperialisten und Republikaner gleich viel oder gleich wenig werth. Und was den Wink mit der österreichischen Verwandtschaft betrifft, so möge man sich vorsehen. — — — Es giebt in Oesterreich-Ungarn eine Partei, die mit Deutschland geht, und eine andere, die gegen Deutschland geht — eine Partei, welche die alte Kaunitzsche Politik im siebenjährigen Kriege, die Politik der steten Verschwörung mit Frankreich gegen das deutsche Interesse und in erster Linie gegen Preußen fortgesetzt sehen möchte. Es ist die Politik, die, in der letzten Zeit immer an den Namen Metternich geknüpft, von 1815 bis 1866 getrieben worden ist, und die seitdem mit mehr oder minder Energie weiter zu treiben versucht wurde. Es ist die Partei, welcher u. A. der Epigone des alten Fürsten Metternich angehört, Metternich jun., seit Jahren der eifrigste Befürworter einer französisch-

österreichischen Allianz gegen Deutschland und einer der Hauptketzer zum Kriege, der jetzt wüthet. Glauben die Orleans, daß sie auf Grund ihrer Verbindung mit Oesterreich gute Aussichten haben, so mögen sie wissen, daß sie wenigstens von uns gerade deshalb nichts zu hoffen haben.

Während wir Thee tranken, kam, nachdem ich eine Weile mit Bucher und Keudell zusammengesessen, auch der Chef und später Hatzfeld. Letzterer war beim Könige gewesen und berichtete von da, daß Prinz Friedrich Karl in der Schlacht bei Orleans und während der daran sich schließenden Verfolgung der Franzosen siebenundsiebzig Kanonen, mehrere Mitrailleusen und vier Kanonenboote der Loire erbeutet hat. Etwa zehntausend unverwundete Gefangene befinden sich in unsern Händen. Die Feinde flüchten sich in verschiedenen Richtungen. Alle Punkte sind mit Sturm genommen, und dabei haben auch wir erhebliche Verluste erlitten, namentlich haben die Sechsunddreißiger viele Leute — es heißt, gegen sechshundert Mann — eingebüßt. Auch in den letzten Gefechten vor Paris haben wir im Kampfe mit der Uebermacht bedeutende Verluste gehabt. „Sonst war es dießmal beim Könige nicht gerade sehr unterhaltend", fuhr Hatzfeld fort. „Der russische Staatsrath Grimm erzählte allerlei wenig interessante Sachen von Louis Quatorze und Louis Quinze. Der Weimaraner richtete an einen Fragen, auf die man nicht recht zu antworten wußte". — — — „Bei Beantwortung solcher Fragen war Radowitz stark", sagte der Minister. „Der gab dreist über alles Mögliche Auskunft, und damit erzielte er den größten Theil seiner Erfolge bei Hofe. — Der wußte genau zu sagen, was die Maintenon oder die Pompadour an dem oder jenem Tage getragen hatte. Sie hatte das und das um den Hals, sie trug einen Kopfputz von Colibris

oder Weintrauben, sie hatte ein perlgraues oder papageigrünes Kleid an mit den oder den Falbeln und Spitzen — ganz genau, wie wenn er dabei gewesen wäre. Die Damen waren ganz Ohr über diese Toiletten-Vorlesung, die ihm so fließend abging".

Die Unterhaltung kam hiervon auf Alexander von Humboldt, der nach dem, was über ihn geäußert wurde, auch Hofmann, aber nicht von der unterhaltenden Sorte gewesen sein wird. „Bei unserm hochseligen Herrn", so erzählte der Chef, „war ich das einzige Schlachtopfer, wenn Humboldt des Abends die Gesellschaft in seiner Weise unterhielt. Er las da gewöhnlich vor, oft stundenlang — eine Lebensbeschreibung von einem französischen Gelehrten oder einem Baumeister, die keinen Menschen als ihn interessirte. Dabei stand er und hielt das Blatt dicht vor die Lampe. Mitunter ließ er's fallen, um sich mit einer gelehrten Bemerkung darüber zu verbreiten. Niemand hörte ihm zu, aber er hatte doch das Wort. Die Königin nähte in einem fort an einer Tapisserie und hörte gewiß nichts von seinem Vortrage. Der König besah sich Bilder — Kupferstiche und Holzschnitte — und blätterte geräuschvoll darin, in der stillen Absicht augenscheinlich, nichts davon hören zu müssen. Die jungen Leute seitwärts und im Hintergrunde unterhielten sich ganz ungenirt, kicherten und übertäubten damit förmlich seine Vorlesung. Die aber murmelte, ohne abzureißen, fort wie ein Bach. Gerlach, der gewöhnlich auch dabei war, saß auf seinem kleinen runden Stuhle, über dessen Rand sein fetter Hinterer auf allen Seiten herabhing, und schlief, daß er schnarchte, sodaß ihn der König einmal weckte und zu ihm sagte: ‚Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht'. - Ich war sein einziger geduldiger Zuhörer, das heißt, ich schwieg, that, als ob ich seinem

Vortrage lauschte, und hatte dabei meine eignen Gedanken, bis es endlich kalte Küche und weißen Wein gab". — „Es war dem alten Herrn sehr verdrießlich, wenn er nicht das Wort führen durfte. Ich erinnere mich, einmal war Einer da, der die Rede an sich riß, und zwar auf ganz natürliche Weise, indem er Dinge, die Alle interessirten, hübsch zu erzählen wußte. Humboldt war außer sich. Mürrisch füllte er sich den Teller mit einem Haufen — so hoch — (er zeigt es mit der Hand) von Gänseleberpastete, fettem Aal, Hummerschwanz oder andern Unverdaulichkeiten — ein wahrer Berg! — es war erstaunlich, was der alte Mann essen konnte. — Als er nicht mehr konnte, ließ es ihm keine Ruhe mehr, und er machte einen Versuch, sich das Wort zu erobern. ‚Auf dem Gipfel des Popokatepetel', fing er an. Aber es war nichts, der Erzähler ließ sich seinem Thema nicht abwendig machen. — ‚Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über' — wieder drang er nicht durch, der Erzähler sprach gelassen weiter. — ‚Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über die Meeresfläche' — er sprach es mit lauter, erregter Stimme, jedoch gelang es ihm auch damit nicht; der Erzähler redete fort, wie vorher, und die Gesellschaft hörte nur auf ihn. — Das war unerhört — Frevel! Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit, auch am Hofe". — „Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war, und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. — Das hinderte nicht, daß er hernach mit Varnhagen über den Hof raisonnirte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hat dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind

erschrecklich theuer, wenn man die paar Zeilen bedenkt, die eins großgedruckt auf der Seite hat". — Keudell meinte, aber für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren. — „Ja", erwiderte der Chef, „in gewissem Sinne. Im Einzelnen sind sie nicht viel werth, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure in einer Zeit, wo es nichts gab. Da redete alle Welt mit dieser malitiösen Impotenz". — „Es war eine Welt, die man sich ohne solche Bücher jetzt gar nicht mehr vorstellen kann, wenn man sie nicht selber gesehen hat. Viel auswendig, nichts Ordentliches inwendig. — Ich besinne mich, obwohl ich damals noch sehr klein war, es muß im Jahre 1821 oder 22 gewesen sein — da waren die Minister noch sehr große Thiere, angestaunt, geheimnißvoll. Da war einmal bei Schuckmann große Gesellschaft, was man damals Assemblée nannte. Was war der als Minister für ein erschrecklich großes Thier! Da ging meine Mutter auch hin. Ich weiß noch wie heute. Sie hatte lange Handschuhe an, bis hier herauf (er zeigte es am Oberarme), ein Kleid mit kurzer Taille aufgebauschte Locken zu beiden Seiten und auf dem Kopfe eine große Straußenfeder". — Er unterließ die Geschichte zu vollenden, wenn es eine werden sollte, und kam auf Humboldt zurück. „Humboldt", sagte er, „wußte übrigens auch manches Hübsche zu erzählen, wenn man mit ihm allein war — aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten und besonders aus seinem ersten Aufenthalt in Paris, und da er mir gut war, weil ich ihm immer aufmerksam zuhörte, so erfuhr ich viele schöne Anekdoten von ihm. — Mit dem alten Metternich war's ebenso. Ich verlebte einmal ein paar Tage auf dem Johannisberge mit ihm. Da sagte mir später Thun: ‚Ich weiß nicht, was haben Sie nur dem alten Fürsten angethan, der hat ja in

Sie wie in einen goldnen Kelch hineingesehen und meinte, wenn Sie mit dem nicht zu Rechte kommen, so weiß ich wirklich nicht'. — ‚Ja', sagte ich, ‚das will ich Ihnen erklären: ich habe seine Geschichten ruhig angehört und nur manchmal an die Glocke gestoßen, daß sie weiter klang. Das gefällt solchen alten redseligen Leuten'". — Hatzfeld bemerkte, Moltke habe an Trochu geschrieben: so und so stünden die Sachen bei Orleans. „Er gab ihm anheim, ob er einen Offizier herausschicken wolle, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Er werde demselben ein Saufconduit ausstellen bis Orleans". — Der Chef sagte: „Das weiß ich. Aber mir wäre lieber, man ließe ihn von selber kommen. Unsere Linien sind jetzt an mehreren Stellen dünn, auch haben sie Taubenpost. Wenn wir's ihnen sagen, sieht es aus, als hätten wir's mit der Kapitulation sehr eilig".

Dienstag, den 6. December. Früh das Nähere über den Sieg bei Orleans nach Berlin und London telegraphirt. Dann für den „Moniteur" und deutsche Blätter Artikel über die Wortbrüchigkeit der gefangenen französischen Offiziere gemacht, von denen wieder einige steckbrieflich verfolgt werden. Auch der General Barral, der jetzt in der Loire-Armee ein Commando hat, ist auf diese schmähliche Weise entlaufen. Er hat nach der Uebergabe von Straßburg nicht blos einfach, sondern doppelt das schriftliche Versprechen auf Ehrenwort abgegeben, in diesem Kriege nicht mehr die Waffen gegen Preußen und seine Verbündeten zu tragen und überhaupt nichts zu thun, was den deutschen Armeen schaden könnte. Er ist dann nach Colmar gereist und von da an die Loire, wo er wieder in das französische Heer eingetreten ist — eine beispiellose Ehrlosigkeit. Die Herren von der Regierung in Tours haben nichts dawider

gehabt. Diese Herren, von denen die belgischen Blätter nicht oft genug rühmen können, daß sie honette Leute, Ehrenmänner u. dergl. seien, sind aber noch weiter gegangen, sie haben zu den in Belgien internirten französischen Offizieren einen gewissen Richard abgeschickt, der dieselben bei Taschard, dem Vertreter der Herren Gambetta und Favre in Brüssel, versammelt und sie dort unter Drohungen aufgefordert hat, ihr den belgischen Behörden gegebnes Wort zu brechen und sich nach Frankreich auf den Weg zu machen, um dort wieder gegen die Deutschen zu fechten. Auch in Schlesien scheinen solche Emissäre Offiziere von wenig Charakter verführt zu haben. Es giebt in der Kriegsgeschichte wohl nicht viele Fälle der Art. Die Sache hat aber noch eine andere Seite: deutscherseits muß man infolge dieser Unwürdigkeiten schwere Bedenken tragen, einer Regierung wie derjenigen der nationalen Vertheidigung überhaupt zu trauen. Mit andern Worten: wir können mit einer Regierung, die zum Wortbruch verlocken läßt, die aus eigner Initiative wortbrüchig gewordene Offiziere anstellt und verwendet und dadurch zeigt, daß sie deren Auffassung vom Werthe feierlich gegebner Versprechungen theilt und billigt, selbstverständlich als mit einer in hohem Grade unzuverlässigen so lange nicht verhandeln, als diese Verlockung, Anstellung und Verwendung fortdauert.

Bei Tische waren heute D. Lauer und Odo Russell gegenwärtig. Die Unterhaltung war von keinem besondern Interesse, es kam fast nichts von Politik darin vor. — — — Aber wir hatten einen köstlichen Pfälzer Wein, Deidesheimer Hofstück und Forster Kirchenstück, adeliges Rebenblut, aller Tugenden reich, duftig und feurig — „aus Feuer ward der Geist erschaffen". Selbst Bucher, der sonst nur Rothwein trinkt, ehrte diesen Himmelsthau von den Bergen der Haardt.

Abends machte mir Consul Bamberg, der neue Redacteur unseres Versailler Blattes, — älterer Herr in einer Art See-offiziers-Uniform, mit zwei Orden flaggend — seinen Besuch, den er nun täglich wiederholen wird. — — — Die neuliche Inspection des Schloßlazareths von Seiten des Chefs hat eine Untersuchung zur Folge gehabt, und derselbe hat vom Kriegs-ministerium, wenn ich recht verstand, die Nachricht erhalten, es sei Alles in seiner Ordnung gewesen, die Kranken hätten bekommen, was ihnen gebühre, der Wärter, welcher von nicht gehöriger Verpflegung gesprochen, sei disciplinarisch bestraft worden*). — — — Später schrieb ich noch einen Artikel, in dem ich mich höflich über die eherne Stirn verwunderte, mit welcher Gramont im Brüsseler „Gaulois" an seine Existenz erinnert hatte. Er, welcher durch seine unerhörte Beschränkt-heit des Blickes und seine ebenfalls kaum vorher je dagewesene Ungeschicklichkeit Frankreich ins Elend gebracht, hätte sich, gleich seinem Kollegen Ollivier, schweigend verstecken und froh sein müssen, wenn man ihn vergäße, oder er hätte, aufgefordert und verpflichtet durch seinen alten Namen und befähigt durch seine robuste Körperbeschaffenheit, in ein Regiment eintreten und durch Kämpfen für sein Vaterland das diesem zugefügte Unrecht einigermaßen zu sühnen bemüht sein sollen. Statt dessen untersteht er sich, die Welt in der Zeitung daran zu erinnern, daß er noch vorhanden, und daß er einmal die fran-zösische Politik in den Händen gehabt. „Ein dreister Dumm-kopf". Natürlich antwortet man solchen Leuten auf ihre Be-hauptungen nicht.

Nach dem Consul mit dem Christusorden kam L., der die

*) Näheres weiter unten.

gute Kunde mitbrachte, daß Rouen gestern Nachmittag vom General von Goeben besetzt worden, und daß die in dieser Gegend operirenden deutschen Truppen sich nun gegen Havre und Cherbourg gewendet. Ich ersuchte ihn, für seine Blätter ebenfalls Artikel über die Anstellung der wortbrüchigen Offiziere und Gramonts Dreistigkeit zu machen.

Nach englischen Berichten aus Paris hat es dort schon vor vierzehn Tagen angefangen, recht ungemüthlich zu werden. Krankheiten sind ausgebrochen, und die Todesfälle sind erheblich häufiger geworden als in gewöhnlichen Zeiten. Angst und Entmuthigung, aber auch Mangel haben dazu beigetragen. In der ersten Woche des September zählte man neunhundert, in der Woche, die mit dem 5. October endigte, ungefähr doppelt so viele Todesfälle, in der nächsten eintausendneunhundert. Die Pocken grassiren in der Stadt und raffen viele Personen hin, ebenso sind eine große Anzahl Menschen an Unterleibskrankheiten gestorben. Unter den aus der Provinz rekrutirten Bataillonen soll das Heimweh sich wie eine Epidemie verbreitet haben. Ein englischer Correspondent will bei einem Besuch des Hospitals du Midi, den er in der letzten Woche des October gemacht, über die Eingangsthür des Gebäudes einen Zettel folgenden Inhalts bemerkt haben: „Wer eine Katze, einen Hund oder drei Ratten mitbringt, darf am Frühstück und am Diner theilnehmen. Notabene: Es ist unbedingt nothwendig, daß diese Thiere lebendig abgeliefert werden". Aehnliche Anschläge sollen an den Thüren der Pariser Hospitäler etwas Gewöhnliches sein.

Es fehlen noch fünf Minuten an Mitternacht. Der Minister ist schon zu Bette — ausnahmsweise. Die Lichte in den Flaschenhälsen auf meinem Tische sind tief herabgebrannt.

Eben donnert der Mont Valérien eine fürchterliche Salve in das Thal hinunter. Wozu? Vielleicht soll es den Parisern nur sagen: 's ist um zwölf Uhr. Also eine Art Nachtwächterruf. Sonst ist das Schießen ungefähr viel Lärmen um nichts. An den letzten beiden Gefechtstagen warfen die Forts, wie Abeken heute gehört hatte, circa sechzehntausend Bomben und Granaten heraus, aber nur fünfunddreißig Mann von den Unsern wurden davon verwundet, und mehrere darunter nur leicht.





Vierzehntes Kapitel.

Die Aussichten vor Paris bessern sich.



Mittwoch, den 7. December. Trübes Wetter. Nur selten ist ein Schuß aus den Forts und von den Kanonenbooten zu hören. Die Lügen, mit denen Gambetta und seine Gehülfen das Loch zuzustopfen bemüht sind, welches die Niederlage der Rothhosen bei Orleans in die Hoffnung der Bevölkerung auf einen großen Sieg über uns gestoßen, veranlaßten folgende Bemerkung für den „Moniteur“: „Die Mitglieder der Regierung in Tours haben über die Niederlage der Loire-Armee Nachrichten veröffentlicht, die wie Bruchstücke aus den Märchen von ‚Tausend und eine Nacht‘ aussehen. Ihr Telegramm sagt unter Anderm: ‚Der Rückzug der Loire-Armee hat sich ohne andere Verluste als den der schweren Marinegeschütze bewerkstelligen lassen, die man im verschanzten Lager vernagelt zurückließ‘. Nun sind aber den Deutschen bei dieser Gelegenheit zwölftausend nicht verwundete Gefangne in die Hände gefallen. Die Depesche von Tours sagt ferner: ‚Feldartillerie ist nicht verloren gegangen‘, während siebenundsiebzig Feldgeschütze und mehrere Mitrailleusen von

den Siegern erbeutet worden sind. Das deutsche Volk hatte, indem es sich an die Tugenden Catos, Aristides' und anderer Republikaner des Alterthums erinnerte, sich dem Glauben hingegeben, daß die Republik die Lüge aus der Reihe ihrer Operationsmittel ausgemerzt habe, es rechnete darauf, daß sie mindestens weniger lügen würde als das Kaiserreich. Es hat sich, wie man sieht, getäuscht. Diese Catos einer neueren Zeit haben alle früheren Versuche, die Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit zu setzen, überboten: wenn es sich darum handelt, Unangenehmes abzuleugnen, zeigen die Advocaten von Tours eine dreistere Stirn als die Generale des Kaisers". Später wurde über neue Fortschritte unsrer Waffen im Norden und über die Besetzung von Rouen telegraphirt.

Nach drei Uhr ging ich mit Wollmann über den Place d'Armes nach dem Schloßhofe, wo unter den Augen des Reiterstandbildes Ludwigs des Vierzehnten und dicht unter der Firma: „Toutes les gloires de la France", so recht wie eine ironische Glosse zu diesen Aeußerungen gallischer Einbildung und Großthuerei, 14 Stück von den bei Orleans erbeuteten Bronzegeschützen aufgestellt sind. Es sind theils Zwölf-, theils Vierpfünder, dahinter stehen die dazu gehörigen Protzen und Munitionskarren. Die französischen Geschütze haben Eigennamen. So heißt eine von diesen „Le Bayard", eine andere „Le Lauzun", eine dritte „Le Boucheron", während andere „Le Maxant", „Le Rapace", „Le Brise-Tout" oder mit ähnlichen fürchterlichen Namen getauft sind. An mehrere ist gekritzelt, daß sie das 4. Husarenregiment erobert hat.

Beim Diner sind die Grafen Holnstein und Lehndorff zugegen. Wir trinken wieder von dem schönen Deidesheimer. Der Chef kommt u. A. auf Frankfurter Erinnerungen zu sprechen.

„Mit Thun war auszukommen,“ sagte er. Der war ein anständiger Mensch. Rechberg war im Ganzen auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden“, über die er sich dann weiter verbreitete. „Als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen“. — — — „Der dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgültig. Ich entsinne mich, einmal, in einer großen Gesellschaft, wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ichs hören sollte, mit erhobener Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlich-königlichen Regierung (er betonte das Wort stark) gelogen‘! Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: ‚Allerdings, Excellenz‘. Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir Recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wollte mich fordern — und sagte: ‚Na, lassen Sie uns Frieden machen‘. — ‚Warum denn nicht‘? sagte ich. ‚Aber das Protokoll muß doch geändert werden‘. — ‚Sie sind unverbesserlich‘, erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte“. — — — Man kam auf Goltz zu reden, und der Chef erzählte die Beaumonter Geschichte von dessen Unbeliebtheit bei seinen Leuten noch ein-

mal, worauf er Hatzfeld fragte, er habe wohl auch von ihm zu leiden gehabt. Derselbe sagte, nein, aber daß man ihm sonst unter den Herren von der Gesandtschaft nicht gut gewesen, wäre richtig.

Nach Tische ist Consul Bamberg bei mir und bekommt den Artikel über den Mangel an Wahrheitsliebe in Tours. Ich rede mit ihm auch über L., dessen Fähigkeit ich lobe, während er nach ihm auch ein guter Patriot wäre und auch früher schon gute Dinge geleistet hätte. — — — Später erscheint L. selbst und erzählt u. A., daß man das Hôtel des Reservoirs das „Hôtel des Preservoirs" zu nennen beginne. (Kein sehr glänzender Witz, dächt ich; doch kann man darüber seine Gedanken haben, und wer damals auch in Versailles war, wird wissen, welche.)

Beim Thee berichtet Hatzfeld, daß heute zahlreiche Gefangne durchgebracht worden seien, und daß es dabei zu Unordnungen und Unfug gekommen sei, indem Civilisten, besonders Weiber, sich unter die Leute gedrängt, so daß die Escorte sich in der Nothwendigkeit befunden hätte, von den Kolben Gebrauch zu machen. — — — Man sprach vom Bombardement, und die Herren stimmten überein, daß der König es in allem Ernste wolle, und daß Hoffnung vorhanden sei, es demnächst beginnen zu sehen. — — — Auch Moltke wolle es, wurde hinzugesetzt. Letzterer habe übrigens von Trochu auf seinen entgegenkommenden Brief eine Antwort erhalten, die sich etwa in die Worte zusammenfassen ließe: Schönen Dank, im Uebrigen belassen wir's beim Alten.

Donnerstag, den 8. December. Es fällt viel Schnee, auch ist es ziemlich kalt, und der Kamin meines Zimmers will trotz der großen büchnen Scheite, die auf seiner Feuerstelle

brennen, nicht genügend wärmen. — — — Am Diner nahm von Fremden Fürst Putbus theil. Wir hatten außer andern guten Dingen Eierkuchen mit Champignons und, wie schon mehrmals, Fasan mit Sauerkraut, das in Champagner gekocht war. Auch gab es wieder Forster Kirchenstück und Deidesheimer Hofstück, über welche der Minister sich dahin äußerte, daß jener diesem vorzuziehen sei. „Der Forster", sagte er, „ist überhaupt ein bedeutsamerer Wein als der Deidesheimer". Endlich gerieth unter diese und andere vornehme Getränke auch ein achtenswerther alter Kornbranntwein, indem Putbus meinte, Sauerkraut sei ungesund, und der Chef darauf erwiderte: „Ich glaube nicht. Ich esse es gerade aus Gesundheitsrücksichten. Aber, Engel, geben Sie uns einen Schnaps dazu". Der Minister zeigte dann Putbus das Menu, und es entwickelte sich ein Gespräch darüber, wobei erwähnt wurde, daß ein jüngerer Diplomat in Wien sämmtliche Menus seines Chefs sorgsam gesammelt und in zwei schön verzierten Bänden aufbewahrt habe, und daß sich darunter hochinteressante Combinationen befunden hätten.

Später bemerkte der Kanzler, die Franzosen müßten jetzt in einem der Forts auf unsrer Seite ein oder zwei sehr große Geschütze haben. „Man hört es am Schall, der viel stärker ist. Sie können sich aber damit selbst schaden. Wenn sie recht stark laden, so schlägt das Rohr entweder um und schießt ihnen in die Stadt hinein, oder es zerspringt; freilich kann's auch glücken, und dann die Kugel bis zu uns nach Versailles fliegen".

Man fragte dann, wie es mit dem Kaiser von Deutschland stehe, und der Chef äußerte u. A.: „Wir haben viel Mühe dabei gehabt mit Telegrammen und Briefen. Aber

die wichtigsten hat der Graf Holnstein überbracht. Ein sehr geschickter Mann". — — — Putbus fragte, was er denn eigentlich sei. — „Oberstallmeister. Er hat eine Tour nach München und wieder zurück in sechs Tagen gemacht. Dazu gehört beim Zustande der Bahnen viel guter Wille. Freilich hat er auch die Körperconstitution dazu. — Ja, nicht einmal blos nach München, sondern nach Hohenschwangau. — Der König Ludwig hat übrigens zur raschen Erledigung der Sache wesentlich beigetragen. Er hat den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub entscheidend beantwortet". — — —

Ich weiß nicht, über welche Mittelglieder das Gespräch zu den Begriffen Swells, Snobs und Cockneys gelangte, die dann ausführlich besprochen wurden. Der Chef bezeichnete einen Herrn von der Diplomatie als Swell und bemerkte dann: „Das ist doch ein schönes Wort, welches wir im Deutschen nicht wiedergeben können. Ja Stutzer, aber es enthält zugleich die gehobne Brust, die Aufgeblasenheit. Snob ist ganz was Anderes, was sich bei uns aber auch nicht recht ausdrücken läßt. Es bezeichnet verschiedene Dinge und Eigenschaften, doch vorzüglich Einseitigkeit, Beschränktheit, Befangenheit in lokalen oder Standesansichten, Philisterei. Ein Snob ist etwa ein Pfahlbürger. Doch paßt das nicht ganz. Es kommt noch Befangenheit in Familieninteressen hinzu — enger Gesichtskreis beim Urtheil über politische Fragen — eingeklemmt in anerzogene Einbildungen und Manieren. Es giebt auch Snobs weiblichen Geschlechts und sehr vornehme. — — — Man könnte auch von Parteisnobs reden — solche, die bei der großen Politik nicht aus den Regeln des Privatrechts herauskönnen — Fortschrittssnobs". — „Cockney ist dann wieder was Anderes. Das geht mehr

auf die Londoner. Da giebt es Leute, die nie aus den Mauern und Gassen, nie aus brick and mortar herauskommen, nie was Grünes gesehen haben, die immer nur das Leben in diesen Gassen kennen gelernt haben und den Klang der Bow Bells gehört. Wir haben Berliner, die auch niemals von da weggewesen sind. Aber Berlin ist eine kleine Stadt gegen London und auch gegen Paris, das ebenfalls seine Cockneys hat, nur heißen sie da anders. — In London sind Hunderttausende, die niemals was Anderes gesehen haben, als die Stadt. In solchen großen Städten bilden sich Ansichten, die verästen sich und verhärten und werden dann Vorurtheile für die darin Lebenden. In solchen großen Mittelpunkten der Bevölkerung, die von dem, was außer ihnen ist, keine Erfahrung und so keine richtige Vorstellung haben — von Manchem keine Ahnung — entsteht diese Beschränktheit, diese Einfältigkeit. Einfalt ohne Einbildung ist zu ertragen. Aber einfältig sein, unpraktisch und dabei eingebildet, ist unerträglich. — — — Die Leute auf dem Lande sind viel mehr darauf angewiesen, das Leben zu nehmen, wie es ist und wächst. Sie mögen weniger Bildung haben, aber was sie wissen, das wissen sie ordentlich. Es giebt übrigens auch Snobs auf dem Lande. Sehn Sie mal (zu Putbus), so ein recht tüchtiger Jäger, der ist überzeugt, daß er der erste Mann der Welt ist, daß die Jagd eigentlich Alles bedeutet, und daß die Leute, die davon nichts verstehen, nichts sind. Und so Einer auf einem Gute weit draußen, wo er Alles ist, und die Leute ganz von ihm abhängen — wenn der vom Lande auf den Wollmarkt kommt, und er hier vor den Leuten in der Stadt nicht das gilt, was er zu Hause ist — da wird er verdrießlich und setzt sich auf seinen Woll-

sack und kümmert sich mürrisch um nichts weiter als um seine Wolle".

Später verlor sich die Unterhaltung in Geschichten von Pferden und equestrische Leistungen. Der Chef erzählte von seiner braunen Stute, von der er anfangs nicht viel gehalten, die ihn aber bei Sedan dreizehn Stunden getragen, „wenigstens zwölf Meilen weit", und die dann am andern Tage noch brauchbar gewesen. Er kam dann auf andere Reiterstücke, z. B., wie er einmal auf einem Ritt mit seiner Tochter an einen Graben gelangt, den er selbst mit seinem Pferde nicht habe überspringen mögen, den die Comtesse aber, weil das Pferd einmal im Zuge gewesen, ganz gut genommen habe, u. s. w.

Abends mehrmals zum Chef gerufen, schrieb ich verschiedene Artikel, darunter einen über die Belobigung, die der französische Consul Lefaivre in Wien dem socialistischen Reichstagsabgeordneten Bebel wegen seiner Sympathien für die Republik Frankreich ertheilt. Die Moral des Aufsatzes war: also Deutschland soll wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft denken und gehorchen, Frankreich handeln und herrschen. — Die „Frankfurter Zeitung" soll in Berlin bei den Ausschnitten nicht mehr berücksichtigt werden, da „der französische Unsinn, den sie vertritt, des Lesens nicht werth ist".

Beim Thee äußerte Keudell, ich sollte eigentlich nicht blos die Eingänge und Concepte politischen Inhalts, die der Chef mir gäbe, sondern alle zu sehen bekommen, und er wolle mit Abeken, der hier die Stelle des Staatssekretärs inne hat, darüber sprechen, was ich mit vielem Danke annahm. Bucher erzählte mir, daß der Minister heute im Salon beim Kaffee einen sehr interessanten Vortrag gehalten. Der Fürst von Putbus habe

von seiner Neigung gesprochen, sich auf Reisen in weit entfernte Länder zu begeben. „Ja, da könnte Ihnen geholfen werden", habe der Chef dazu bemerkt. „Man könnte Sie beauftragen, dem Kaiser von China und dem Taikun von Japan die Gründung des deutschen Reiches zu notificiren". Darauf aber habe er im Hinblick auf die Zukunft und natürlich mit Beziehung auf seinen Gast sich in längerer Rede über die Pflichten der deutschen Aristokratie verbreitet. — — — Der hohe Adel müsse Staatsgefühl haben, seinen Beruf erkennen, den Staat im Treiben der Parteien vor Schwankungen zu bewahren, einen festen Halt bilden, u. dergl. Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich mit Strousberg associirte, aber dann sollten die Herren doch lieber gleich Bankiers werden. — — — Ob der Fürst dafür wohl das volle Verständniß gehabt hat, und ob er, wenn das der Fall ist, sich darnach einrichten wird?

Freitag, den 9. December. Ich telegraphire den Sieg, den unsere 17. Division vorgestern bei Beaugency über ein französisches Corps von etwa sechzehn Bataillonen mit sechsundzwanzig Geschützen erfochten, und dementire die Erzählung der „Gazette de France" von dem peruanischen Gesandten Galvez.

Beim Frühstück wird erwähnt, daß der Fürst Trubetzkoi, ein Verwandter Orloff's, Beschützung seiner Villa durch unsere Armeegensdarmen verlangt und die fernere Forderung an den Bundeskanzler gerichtet, zu bewirken, daß unsere Truppen aus der Nachbarschaft seiner Besitzung verlegt würden, weil durch ihre Anhäufung in dieser Gegend die Lebensmittel vertheuert würden. Wohl Speise für den Papierkorb. Bei Tische ist der Commandant von Versailles, General von Voigts-Rhetz zugegen, ich glaube, ein Bruder dessen, der 1866 Generalgouverneur in

Hannover war und jetzt die Schlacht bei Beaune la Rolande gewonnen hat, ein langer Herr mit dunklem Bart und Adlernase. Die Unterhaltung, die sich meist um die letzten Gefechte zwischen Orleans und Blois dreht, bietet nichts, was der Aufzeichnung werth wäre. Der Chef fehlt, er ist unwohl, und es heißt, daß er am Beine leidet — ein Podagra-Anfall.

Abends kommt Bamberg, dann L., der aus guter Quelle erfahren haben will, daß in allernächster Zeit bombardirt werden soll, und daß der König „ein furchtbares Donnerwetter gegen Hindersin losgelassen habe", weil noch nicht genug Munition da sei; er selbst werde die Sache jetzt in die Hand nehmen.

Später für den König Auszüge aus dem Bericht des „Observer" über die Rede gemacht, die ein Monsieur de Fonvielles in London über das Bombardement gehalten. Es heißt darin, der Redner habe über die Meinung, daß König Wilhelm Paris aus Menschlichkeit nicht beschießen lasse, gelacht und behauptet, er thue es nicht, weil er nicht könne, da seine Batterien von den tapfern Marinesoldaten der Forts in achtungsvoller Entfernung gehalten würden. Er wolle die Stadt aushungern, was aber auch nicht angehe, da man noch für mehr als zwei Monate mit Lebensmitteln versehen und durch ernstes Studium der Ernährungsfrage dahin gelangt sei, auch Haut, Blut und Knochen der geschlachteten Thiere für die Alimentation verwenden zu können. Paris lasse sich mit dem Versuche, es verhungern zu lassen, nicht einschüchtern. Sein Ruf sei: Um keinen Preis Uebergabe! sein einziger Wunsch, den Feind aus Frankreich hinauszufegen, und jetzt habe es den Besen zur Verrichtung dieser Operation in die Hand genommen.

Sonnabend, den 10. December. Früh Nebel, viel Schnee gefallen und der Himmel noch voll davon. Der Chef ist noch immer kränklich. Ich telegraphire Weiteres über den Kampf bei Beaugency, an dem sich auch die erste baierische und am 8. die 22. norddeutsche Division sowie französischerseits zwei neue Armeecorps betheiligt haben, und bei dem uns über tausend Gefangne und sechs Geschütze in die Hände gefallen sind. Das „Militärwochenblatt“ zeigt wieder die Entweichung von sieben wortbrüchigen französischen Offizieren an, was wir dem „Moniteur“ zu weiterer Verbreitung mittheilen wollen. Beim Diner fehlen der Chef, Bismarck=Bohlen, der seit drei Tagen an „Hexenschuß“ leidet, und Abeken, der das Glück hat, zur Tafel beim Kronprinzen befohlen zu sein. Abends mache ich einen Artikel der „Nationalzeitung“, welcher andeutet, daß man auch im Reichstage von der Verzögerung des Bombardements spricht, und der daran den Wunsch nach Aufklärung über die Ursachen knüpft, für den König zurecht.

Wegen eines Auftrags zum Chef gerufen, erlaubte ich mir, bevor ich ging, die Frage, wie es mit den Verträgen im Reichstag stehe. Er erwiderte: „Ganz gut; das Uebereinkommen mit Baiern wird heute schon angenommen sein oder morgen votirt werden, desgleichen die Adresse an den König“. Ich gestattete mir die weitere Frage, wie er sich befinde. — „Es geht etwas besser. Es ist die Ader am Beine“, erwiderte er. — Ob das lange dauere? — „Es kann sich in einem Tage wieder geben, aber auch erst in drei Wochen“.

Beim Thee berichtete Keudell, daß der Reichstag eine große Deputation nach Versailles abzusenden beschlossen habe, die dem Könige zur Einigung Deutschlands und zur Wiederherstellung der Kaiserwürde ihre Glückwünsche darzubringen bestimmt sei. Abeken war das nicht recht. Er sagte ärgerlich: „Daß der

Reichstag uns dreißig Kerle herschicken will, ist doch schrecklich. Eine Deputation von dreißig Kerlen das ist schrecklich". Warum ihn das angriff, gab er nicht zu wissen. Dreißig weise Bonzen mit Geheimrathstiteln wären vermuthlich nicht schrecklich gewesen, dreißig Hofmarschälle aber erquicklich. — Hatzfeld äußerte sich besorgt wegen unsrer nächsten Zukunft in militärischer Hinsicht. Er glaubt, daß unsre Lage im Westen bedenklich sei. Von der Tann soll von seinen fünfundvierzigtausend Mann keine fünfundzwanzigtausend mehr haben, und die aus der Erde gestampften Armeen Gambettas schwellen immer mehr an. Im Bureau ist die Nachricht eingetroffen, daß die Franzosen zwei größere Heere gebildet haben, und daß der Sitz der Regierung von Tours nach Bordeaux verlegt worden ist.

Wie lange diese Energie Gambettas in den Hülfsquellen und dem guten Willen des Landes Mittel finden wird, sich in neuen militärischen Schöpfungen zu bethätigen, ist freilich zweifelhaft. In den südlichen Departements scheint man mit ihr nichts weniger als zufrieden und des aufreibenden Krieges überdrüssig zu sein. Die „Gazette de France" bringt einen Brief, datirt: Tours, den 1. December, in dem es u. A. heißt:

„Seit langer Zeit habe ich nichts gesehen, was sich mit der unglücklichen Wirkung vergleichen ließe, welche die letzte Massenaushebung auf unser Landvolk hervorgebracht hat. Die Zwangssteuer zur Ausrüstung und zur Besoldung der mobilisirbaren Nationalgarde für die nächsten drei Monate hat unsere üble Laune in Zorn und unsere Verblüfftheit in Verzweiflung verwandelt. Der Grund ist, weil unsere guten Bauersleute zwar minder schlau als die bei Balzac und Victorien Sardou, aber doch viel weniger einfältig sind, als Herr Gambetta sie sich für den Erfolg seiner republikanischen Predigten wünschen mag. Ein Instinct, den ich als unfehlbar betrachten möchte,

läßt sie bemerken, daß die Massenaushebung von Familienvätern wahrscheinlich nur auf dem Papier stattfinden wird, die Steuer aber präsentirt sich entweder mit unmittelbaren Forderungen oder in der Form einer Anleihe, die noch schwerer auf ihnen lasten wird. ‚An dem Tage, wo unsere Mobilisirbaren ausgerüstet sein werden, werden wir kein Hemd mehr auf dem Leibe haben‘, sagen die Bauern“.

„Diese außerordentliche Steuer, die mit Eintritt der schlechten Jahreszeit wie eine Bombe unter uns platzt, steht in gar keinem Verhältniß zu den Hülfsquellen unsrer unglücklichen Landgemeinden. — Von den vier Species der Rechenkunst sind mir nur zwei übrig geblieben: Addition unsrer Verluste und Multiplication der Unglücksfälle, die uns betreffen. Die Deutschen haben das Subtrahiren und die Demagogen das Dividiren übernommen. In unsern südöstlichen Departements, unter den Bewohnern der Ufer der Ardèche, der Durance und der Rhone sind Mangel und Elend nicht erst mit dem Kriege, der Invasion und der Republik an den Tag getreten. Eine Dürre, daß in manchen Gegenden das Wasser zu einem Luxusartikel wurde, der völlige Mangel an Gras und Futterkräutern, der uns zwingt, unser Vieh für den dritten Theil seines gewöhnlichen Werthes zu verkaufen, die Krankheit der Seidenwürmer, die aufgehört hat, interessant zu sein, da sie chronisch geworden ist, die Reblaus, die ebenso erfreulich an die Stelle der Rebfäule getreten ist, wie Herr Crémieux an die Stelle Louis Bonapartes, das unerhörte Herabgehen des Werthes unsrer Waaren, — alles das zusammen hatte uns schon lange vor dem verhängnißvollen Tage aufs Krankenbette geworfen, wo die Verblendung, die Eitelkeit, der Leichtsinn, die Unvorsichtigkeit, Prahlhansigkeit und Unfähigkeit sich zusammen fanden, um Frankreich den Deutschen zu überliefern. Wir waren bereits sehr krank, der

Krieg giebt uns den Rest, und die Republik bringt uns unter die Erde".

Sonntag, den 11. December. Früh neun Uhr haben wir 5 Grad Kälte, und der Garten unten ist in Reif gekleidet, der Nebel an den Zweigen der Bäume und Sträucher zu feinen Zacken gefroren. Ich mache Bismarck-Bohlen einen Krankenbesuch, dessen Hexenschuß sich in ein Blasenleiden verwandelt hat. — — — Auch der Chef ist noch nicht völlig wiederhergestellt, indeß muß es ihm besser gehen; denn er fährt um zwei Uhr aus. Ich gehe eine halbe Stunde später auch aus und mache einen Spaziergang durch den Schloßpark, wo auf dem großen Kreuzbassin an fünfzig Personen, darunter einige zweifelhafte und drei oder vier ganz unzweifelhafte Damen Schlittschuh laufen.

Als ich zurückkehrte, hörte ich, wie jemand heftig auf Französisch schimpfte. Ich sah mich um und fand, daß es ein dicht hinter mir gehender ältlicher Mann war, der ein wenig hinkte, und daß die Scheltworte einem geputzten und stark geschminkten Frauenzimmer galten, die an uns vorübergetrippelt war. „Schamlose Weibsbilder, die Unfrieden in unsre Familien bringen, unsere jungen Leute verderben; man sollte sie aus der Stadt jagen", sagte er, jetzt zu mir gewendet, wie wenn er ein Gespräch anknüpfen wollte. Er ging dann neben mir her, schalt weiter und kam zuletzt auf Verderber Frankreichs aus den Reihen des männlichen Geschlechts, wobei er meinte, es schreie zum Himmel, in was für ein Unglück diese Menschen das Land gestürzt hätten, es wäre ein entsetzliches Schauspiel. Ich erwiderte ihm, aber Frankreich hätte den Krieg ja gewollt, und so müßte es ihn acceptiren, wie er eben wäre. Er gab das zu, um sich darauf in fürchterlichen Schmähungen gegen die Republik und deren Führer, besonders gegen Gambetta zu

ergehen. Trochu, Favre, Gambetta und die ganze Gesellschaft wären „Blutsäufer", „Taugenichtse", die Republik der Staat für die Kanaille, die ihrer Nachbarn Wohlstand mit scheelen Blicken betrachtete, theilen, plündern wollte. Lieber sähe er den König von Preußen als Beherrscher von Frankreich, lieber das Land zerrissen, zerstückelt, verstümmelt als die Republik. Der Kaiser hätte übrigens auch nichts getaugt, er wäre ein Usurpator gewesen. Ebenso wenig hatte ihm Ludwig Philipp gefallen, „er war nicht der rechte Erbe". Aber die Republik wäre das Allerärgste u. s. w. Ich ging mit dem entrüsteten Legitimisten bis auf den Place Hoche, wo ich mich von ihm verabschiedete, nachdem er mir seinen Namen und seine Wohnung genannt und ich ihm hatte versprechen müssen, ihn bald zu besuchen.

Auf der Avenue de Saint Cloud begegnete ich dem Hofrath und Major Borck, der mich fragte, ob ich nicht wisse, was die Ursache gewesen sein möchte, daß der König gestern, nachdem Abeken bei ihm zum Vortrag gewesen, so sehr verdrießlich geworden sei. Ich wußte ihm nicht zu dienen.

Bei Tische war der Chef zugegen, er sprach aber wenig und klagte über Eingenommenheit des Kopfes. Hatzfeld erzählte, daß Hartrott ihm so eben mitgetheilt, es seien viertausend Pferde und eintausend Wagen aus Deutschland auf dem Wege, um zu Munitionsfuhren verwendet zu werden. Die Beschießung von Paris werde in acht bis zehn Tagen ihren Anfang nehmen. Der Chef erwiderte: „Das hätte eher geschehen können, und was die acht Tage betrifft, so hat das schon oft so geheißen".

Am Abend schnitt ich eine Anzahl von Artikeln der deutschen Presse, die sich über diese Angelegenheit geäußert, sowie einen Aufsatz des belgischen „Echo du Parlament" für den König aus, dem sie Abeken morgen vorlegen soll.

Unser „Moniteur“ bringt wieder eine Liste von wortbrüchig entlaufenen französischen Offizieren. Es sind deren nicht weniger als zweiundzwanzig, von denen zehn aus Hirschberg entwichen sind. Aus demselben Blatt ersehe ich, daß die „Pall Mall Gazette“ einen Spaß, der nach Münchhausens Muster zugeschnitten ist, für baare Münze genommen und solche wieder ausgegeben hat. Die Franzosen haben, veranlaßt durch das Mißgeschick, welches mehrere der von Paris aufgestiegnen Luftballons betroffen hat, den Finger zum Nachdenken an die Nase gelegt und auf diesem Wege das Problem gelöst, wie diese Fuhrwerke zu lenken sind Die Sache ist einfach wie das Ei des Columbus: sie spannen Adler vor. Der Correspondent jenes Blattes schreibt: So extravagant die Idee scheinen kann, einen Ballon durch Vögel nach seinem Ziele hinziehen zu lassen, so hat man sich mit ihr in Paris doch allen Ernstes beschäftigt. Man hat, wie es heißt, befriedigende Versuche mit Adlern aus dem botanischen Garten angestellt, die man an eine Gondel angeschirrt hat. Diese Versuche sind in Gegenwart des Generalpostmeisters Rampont und des Herrn Chassinat, des Chefs des Postwesens im Departement der Seine, sowie des Obereinnehmers Mattet vorgenommen worden. Vier oder sechs kräftige Vögel werden an den Ballon gespannt, sie werden durch einen Luftschiffer vermittelst eines Stücks rohen Fleisches gelenkt, das an das Ende einer langen, über die Schnäbel der Adler hinausreichenden Ruthe befestigt ist. Die gierigen Vögel bemühen sich umsonst, es zu erreichen; denn es bewegt sich fortwährend mit derselben Schnelligkeit durch die Luft, wie sie selbst. Will der Luftschiffer dem Ballon eine andere Richtung geben, so wendet er die Ruthe mit dem Beefsteak entweder zur Linken oder zur Rechten; will er, daß er sich senkt, so läßt er sie sinken, will er steigen, so hält er sie höher“. Die Redaction des „Moniteur“ macht dazu

die Bemerkung: „Wir fürchten, daß diese Adler Enten gewesen sind“.

Beim Thee erzählte mir Hatzfeld allerhand Interessantes aus seinen Erlebnissen und Beobachtungen in Paris. Napoleon habe 1866 in Betreff Sachsens zu Goltz gesagt, eine völlige Einverleibung könne er nicht zugeben, aber wenn nur der Name und ein kleiner Theil des Königsreichs, Dresden mit einigen Quadratmeilen als Umgebung etwa, erhalten bliebe, so wäre er's zufrieden. Wenn das richtig, so habe ich Grund anzunehmen, daß der Chef widerrathen hat, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. — — — Die Kaiserin habe Goltz Anfangs nicht ausstehen können, und zwar aus folgendem Grunde. Prinz Reuß habe während des Intermisticums zwischen Goltz und seinem Vorgänger den Gesandten vertreten, und der Hof habe ihn sehr hoch gehalten, schon weil er aus fürstlicher Familie. Eugenie würde es sehr gern gesehen haben, wenn er Botschafter geworden wäre, er habe indeß nach Brüssel gehen müssen, und die Kaiserin habe das als von Goltz veranlaßt aufgefaßt und diesen nun gehaßt, ihm mit auffallender Kälte begegnet, ihn nicht zu ihren intimen Cirkeln gezogen und ihn bei festlichen Gelegenheiten nur gegrüßt, nicht mit ihm gesprochen. Darüber sei er, der sich in sie verliebt gehabt, oft in förmliche Wuth gerathen. Einmal, als er mit ihm in einem solchen Cirkel gewesen, zu dem sie ihn doch eingeladen, habe sie nothgedrungen etwas zu ihm sagen müssen, in ihrer Verlegenheit aber sei ihr nichts als die Frage eingefallen: „Was macht denn Prinz Reuß“? Da habe Goltz bei der Heimfahrt in seinem Grimme schrecklich getobt und sie mit — einem schlimmen Epitheton belegt. — — — Später jedoch habe sich das Verhältniß zwischen den Beiden günstiger gestaltet, und zuletzt habe Goltz auch mit dem Kaiser auf so gutem Fuße gestanden, daß er, Hatzfeld, der

Meinung sei, wenn jener 1870 noch gelebt hätte, so würde es keinen Krieg zwischen uns und Frankreich gegeben haben. — Ich fragte, was für eine Frau die Kaiserin sei. Er erwiderte: „Sehr schön, nicht über Mittelgröße, herrliche Schultern, blond, mit viel natürlichem Verstand, aber wenig gelernt und wenig Interesse an geistigen Dingen". Sie habe ihn mit andern Herren einmal durch ihre Zimmer geführt, selbst in ihr Schlafgemach, aber nirgends sei da ein Buch oder auch nur eine Zeitung zu sehen gewesen. Hatzfeld ist der Ansicht, es werde doch noch zu einer Restauration Napoleons kommen. Er sei übrigens nicht so schlimm, als man ihn darstelle, am Wenigsten grausam von Natur, eher weich. Wenn die Franzosen sähen, daß sie mit der Republik der Advocaten nicht durchkämen, durch sie immer mehr in Zerrüttung geriethen, so würden sie ihn zur Zurückkunft einladen, und dann könne er als abermaliger Retter der Gesellschaft schon wagen, mit uns auf Grundlage der von uns erhobenen Forderungen über den Frieden zu unterhandeln. Das Verdienst um die Ordnung möge dann den Schaden an Macht und Größe auf, der mit der Abtretung von Elsaß und einem Theile Lothringens verbunden wäre.

* * *

Ich füge hier einen Brief ein, den ein Gesinnungsverwandter des in diesem Tagebuchsblatte erwähnten Legitimisten im Mai 1871 an den Fürsten von Bismarck schrieb. Derselbe lautet:

„Fürst,

Ganz außerordentliche Ereignisse sind seit der Kapitulation dieser verfluchten Stadt Paris in unserm unglücklichen Frankreich vorgekommen. Ach, Fürst, ich bin nicht in die Geheimnisse der Vorsehung eingeweiht, aber es scheint mir — gestatten Sie, daß

ich es Ihnen ausspreche — als ob Sie dieser unedlen und verachtenswerthen Bevölkerung von Paris gegenüber zu großmüthig gewesen wären. Sie mußte durch Ihre Armeen so tief wie möglich gedemüthigt werden, dieselben hätten triumphirend einziehen und die Stadt ganz besetzen sollen. Wehe dem, der gewagt hätte, diesen wohlverdienten Triumph zu stören. Indeß, Sie haben es für passend gehalten, mit mehr Mäßigung zu verfahren. Sie sehen jetzt die Folgen. Ich weiß nicht, was uns die Zukunft bringen wird, aber es scheint mir, daß Ew. Excellenz so rasch als möglich eingreifen und einem Stande der Dinge ein Ende machen sollten, der verhängnißvoll für Frankreich und gefährlich für Europa wird, und der für die andern Staaten traurige Folge haben könnte. Hüten Sie sich, Fürst, vor der Propaganda der schlimmen Leidenschaften. Wenn Sie, wie ich, alle die Hoffnungen dieser Revolutionäre der neuesten Sorte äußern hörten, so würden Sie vielleicht nicht ohne einige Unruhe in Betreff der Zukunft sein. Glauben Sie wohl, Fürst, wenn die Republik sich in Frankreich befestigt, so wird es in wenigen Jahren in allen monarchischen Staaten Europas Unruhen geben. Besser, Frankreich ginge unter, als daß es eine solche Regierungsform bekäme, die kein anderes Resultat als unaufhörliche Umwälzungen, Verbrechen und Nothstände haben wird. Wenn man so viele Verbrechen und Niederträchtigkeiten begehen und eine so tiefe sittliche Erniedrigung eintreten sieht, so verzweifelt man endlich und wünscht, daß eine feste und energische Hand eingreife. Ja, Fürst, die gesammte Partei der rechtschaffnen Leute in der französischen Bevölkerung würde die Herrschaft der Fremden derjenigen der Demagogie bei Weitem vorziehen, mit der wir bedroht sind, und die nicht eher aufhören wird, als bis sie vernichtet ist. Das ist die Mission, die Ihnen aufbehalten ist, Fürst. Ich glaube, daß der günstige

Augenblick gekommen ist. Lassen Sie sich ihn nicht entschlüpfen. Keine Rücksicht darf Ew. Excellenz abhalten, vorzüglich, wenn man an die Vergangenheit und an die greuelhaften Bestrebungen denkt, die sich jetzt kundgeben. Der Tiger ist entfesselt, wenn man ihn in Freiheit läßt, wird er Alles verschlingen. Bändigen Sie Paris, vernichten Sie es, wenn es nöthig ist, oder unterwerfen Sie es Ihrer Herrschaft, und Sie werden sich wohlverdient gemacht haben um die Menschheit. Aber gestatten Sie, Fürst, daß ich noch weiter gehe und Ihnen eine zukünftige, vielleicht bald vorzunehmende Theilung Frankreichs vorschlage. Lassen Sie Italien sich das Stück bis an den Lauf der Rhone, von Genf bis ans Meer mit der Insel Korsika nehmen. Spanien empfange den Strich bis zum Laufe der Garonne von dem einen bis zum andern Meere, England Algier, und Sie, Fürst, alles Uebrige. Es ist billig, daß Sie den Hauptheil bekommen. Sie lassen dann Rußland und Oesterreich sich im Orient vergrößern.

O mein Vaterland, du hast es gewollt, und du, verfluchtes Paris, hochmüthige Stadt, Schlammgrube aller Laster, einzige Ursache aller unsrer Leiden, mit deiner Herrschaft wird es ein Ende nehmen! Alles das kann Ihnen, Fürst, von Seiten eines Franzosen seltsam vorkommen, aber ich bin Zeuge von so vielen Schandthaten gewesen, daß ich eines solchen Vaterlandes, wo alle Laster herrschen, ohne daß man einem edlen Gefühle begegnete, überdrüssig bin. Ich bewahre immer die Hoffnung, Fürst, daß mir eines Tages das Glück zu Theil werden wird, Ew. Excellenz hier in Lyon zu sehen, einer Stadt, der ebenfalls eine Züchtigung noth thut.

Genehmigen Sie, gnädigster Herr, daß ich Ihnen die tiefe Hochachtung ausspreche, mit der ich die Ehre habe" u. s. w.

* * *

Und nun mag das Tagebuch weiter sprechen.

Montag, den 12. December. Der Chef scheint wieder unwohler zu sein, und es heißt, er sei in sehr verdrießlicher Stimmung. D. Lauer ist bei ihm gewesen. Die „Times“ enthält einen Artikel, den wir uns nicht besser wünschen können, und dessen Hauptstellen wir uns notiren wollen. Es heißt da: „Es handelt sich in der gegenwärtigen Krisis für die Deutschen nicht darum, Edelsinn oder Mitleid zu zeigen, oder dem besiegten Feinde großmüthig Verzeihung zu gewähren, sondern vielmehr um einen einfachen Act der Vorsicht und der praktischen Behandlung der Frage: was wird der Feind nach dem Kriege thun, wenn er wieder zu Kräften gekommen ist?

In England hat man nur eine schwache Erinnerung an die zahlreichen harten Lectionen, die Deutschland durch das Verfahren Frankreichs in den letzten vier Jahrhunderten ertheilt worden sind. Seit vierhundert Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt, als die Deutschen an den Franzosen, die unverschämt, raubgierig, unersättlich, unversöhnlich auftraten und stets bereit waren, die Offensive zu ergreifen. Deutschland hat während dieser ganzen Zeit die Uebergriffe und Anmaßungen Frankreichs ertragen; aber heutzutage, wo es Sieger über seinen Nachbar ist, wäre es nach meiner Ansicht sehr thöricht, wenn es aus der Lage der Dinge nicht Nutzen ziehen und sich nicht eine Grenze sichern wollte, die ihm für die Zukunft den Frieden verbürgt. Meines Wissens existirt in der Welt kein Gesetz, kraft dessen Frankreich ermächtigt sein könnte, von ihm einst weggenommene Güter zu behalten, wenn die bestohlenen Eigenthümer die Hand auf den Dieb gelegt haben. Die Franzosen beklagen sich gegen die, welche sie anhören wollen, bitter, daß sie Verlusten ausgesetzt seien, die ihre Ehre bedrohten, und sie bitten inständig, man möge doch das

arme Frankreich nicht entehren, man möge doch seine Ehre unbefleckt lassen. Wird aber die Ehre gewahrt, wenn Frankreich sich weigert, die Fensterscheiben zu bezahlen, die es seinem Nachbar zerschlagen hat? Gerade die Thatsache ist es, daß es darauf ausging, seinem Nachbar die Fenster einzuwerfen, wenn seine Ehre Schaden gelitten hat, und diese Ehre kann nur durch tiefe Reue und den aufrichtigen Entschluß, nicht wieder damit anzufangen, wieder hergestellt werden.

Für diesen Augenblick sage ichs freimüthig heraus: niemals ist mir Frankreich so unsinnig, so erbärmlich, so tadelns- und verachtenswerth vorgekommen, als jetzt, wo es hartnäckig die Thatsachen nicht in ihrem wahren Lichte sehen will, und wo es sich weigert, das Unglück hinzunehmen, das es sich selbst zugezogen hat. Ein durch vollständige Anarchie zerrüttetes Frankreich, ohne ein allgemein anerkanntes Haupt, Minister, die sich in Luftballons aus dem Staube machen und als Ballast unwürdige öffentliche Lügen und Verkündigungen von Siegen mitnehmen, die nur in ihrer Phantasie existiren, eine Regierung, die nur von Lug und Trug lebt und lieber das Blutvergießen verlängert und vermehrt, als daß sie mit dieser bewundernswerthen Utopie einer Republik die eigne Dictatur verlieren will, — das ist das Schauspiel, welches dieses Land uns jetzt bietet. In Wahrheit, es ist schwer zu sagen, ob sich jemals eine Nation mit solcher Schande bedeckt hat.

Die Gesammtmasse der Lügen, welche das offizielle und nicht-offizielle Frankreich seit dem Monat Juli mit dem Bewußtsein, daß es lüge, zu Tage gefördert hat, ist unerhört und ganz erschreckend groß. Aber vielleicht ist das noch gar nichts im Vergleich mit der unermeßlichen Menge unbewußter Lügen und Illusionen, die seit so langer Zeit unter den Franzosen im Umlaufe sind. Ihre Leute von Genie, die als solche in allen Fächern der Literatur anerkannt

sind, theilen augenscheinlich die Meinung, daß Frankreich eine übermenschliche Weisheit über die andern Nationen ausstrahlt, daß Frankreich das neue Zion des Weltalls ist, und daß alle literarischen Erzeugnisse der Franzosen seit den letzten fünfzig Jahren, wie ungesund und schaal, wie teuflisch sie auch oft waren, ein wahres Evangelium, reich an Segnungen für alle Menschenkinder bilden.

Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Ich glaube, daß Bismarck vom Elsaß und ebenso von Lothringen sich so viel nehmen wird, als ihm beliebt, daß Dieß um so besser für ihn, um so besser für uns, um so besser für die ganze Welt außer Frankreich und mit der Zeit auch für dieses selbst sein wird. Vermittelst ruhiger, grandioser Maßregeln verfolgt Herr von Bismarck mit seinen eminenten Fähigkeiten einen einzigen Zweck: die Wohlfahrt Deutschlands, die Wohlfahrt der ganzen Welt. Möge das großherzige, friedliebende, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Volk sich denn zur Einheit gestalten, möge Germania die Königin des Festlandes werden statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich. Das ist das größte Ereigniß der gegenwärtigen Zeitläufte, dessen Eintritt alle Welt erhoffen muß“.

Ein vortrefflicher Artikel, den wir im „Moniteur“ den Versaillern beibringen wollen.

Beim Frühstück wird davon gesprochen, daß es immer einige Offiziere gegeben habe, die am Erfolg eines Bombardements von Paris gezweifelt hätten. Der Generalstab aber habe früher keinerlei Zweifel daran gehegt, und wenn gewisse Mitglieder desselben jetzt auf andere Gedanken gekommen seien, so wisse man, durch welche Einflüsse und Rücksichten (die von einem der Herren charakterisirt werden). Die Hauptschwierigkeit solle jetzt die

sein, daß man, um die Geschützstände und Schanzen zu decken, große Truppenmassen um dieselben aufstellen müsse, die dann mit Erfolg von den Forts und Kanonenböten beschossen werden könnten. Hatzfeld erhielt während dieses Gespräches die angenehme Nachricht, daß seine Ponies ungeschlachtet und wohl bei Leibe aus Paris herausgelangt und schon auf dem Wege zu seiner hiesigen Wohnung seien.

Der Chef bleibt heute sehr lange im Bette und nimmt erst im Laufe des Nachmittags Vorträge entgegen. Er fehlt auch beim Diner. Ueber dem Essen erzählt Hatzfeld, daß er mit mehrern der heute von Paris angekommnen Diplomaten gesprochen. Es sind der russische Generaladjutant Fürst Wittgenstein, der englische Militärbevollmächtigte Claremont und ein Belgier. Sie haben gestern früh Paris verlassen und sind heute Nachmittag über Villeneuve Saint Georges mit den Ponies und andern Pferden hier eingetroffen. Claremont mache, sagt Hatzfeld, den Eindruck eines verständigen und mit den Pariser Zuständen wohlbekannten Mannes. Derselbe berichte, daß er selbst noch kein Pferdefleisch gegessen oder sonstwie Noth gelitten, daß in der Stadt noch alle Fiaker und Omnibusse im Gange zu sein schienen, daß im Theater der Porte St. Martin noch gespielt werde, und daß im Opernhause noch wöchentlich zweimal Concert stattfinde. Ferner brennen nach seinem Bericht noch Gaslampen und Gaslaternen, wenn auch von letztern nur noch eine von fünfen (wie beiläufig hier in Versailles auch) und der einzige Unterschied zwischen jetzt und früher besteht (doch wohl nur bei den Wohlhabenden) darin, daß man gegenwärtig schon um zehn Uhr zu Bett geht, während man vor der Einschließung der Stadt erst nach Mitternacht zur Ruhe ging. Die Dörfer innerhalb der französischen Linien sollen schlimmer verwüstet sein, als die innerhalb der unsrigen. Man wolle noch für zwei Monate Lebensmittel be-

sitzen. — Abeken dagegen hat bei Voigts-Rhetz erfahren, daß Moblots in Menge herausgekommen seien, um überzulaufen. Man habe auf sie geschossen, aber eine Anzahl habe sich dadurch nicht abschrecken lassen, und die hätten, als man sie gefangen genommen und verhört habe, ausgesagt, daß sie große Noth zu leiden gehabt, da nur die regulären Truppen gut verpflegt würden.

Den Abend über wurde fleißig gearbeitet. Ich übersetzte für den König Artikel der „Times" und des „Daily Telegraph", die sich schwungvoll über die Wiederherstellung des Deutschen Reiches und der Kaiserwürde aussprachen, machte für denselben wieder verschiedene Aeußerungen der Presse in Betreff des Bombardements zurecht und veranlaßte den Abdruck des Manifests, welches Ducrot vor dem letzten großen Ausfall an seine Truppen gerichtet hatte. Der Schluß dieses pomphaften Geredes verdient aufbewahrt zu werden. Er lautet: „Was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen, so bekräftige ich es vor Euch, vor der ganzen Nation: Nur als Todter oder als Sieger werde ich nach Paris zurückkehrén; Ihr könnt mich fallen, aber Ihr werdet mich nicht zurückweichen sehen; dann haltet nicht an, sondern rächt mich". Ducrot ist weder als Todter noch als Sieger von der Marne nach Paris zurückgekehrt, er hat seinen Soldaten in dem Manifeste nichts als eitle Phrasen vorgetragen, er ist ein Komödiant, der zum zweiten Mal sein feierliches Versprechen gebrochen hat. Es wird ihm daher nicht Unrecht gethan, wenn der „Moniteur" der Mittheilung seiner Ansprache die Bemerkung folgen lassen soll: „Nous savons heureusement ce que vaut la parole du général Ducrot".

In dem Artikel der „Times" hieß es, nachdem der Verfasser gesagt, daß man nicht allein die Thatsache der Wiederherstellung des Deutschen Reiches selbst, sondern auch die Art,

wie sie sich entwickelt habe, nur mit lebhafter Befriedigung betrachten könne:

„Die politische Bedeutung dieser Veränderung der Ordnung der Dinge kann nicht hoch genug geschätzt werden. Eine gewaltige Revolution hat sich in Europa vollzogen, und alle unsere Ueberlieferungen sind plötzlich veraltet. Niemand kann die Beziehungen voraussagen, die zwischen den Großmächten sich herausbilden werden, aber es ist nicht sehr schwer, in allgemeinen Zügen die Tendenz der Epoche anzugeben, in die wir eintreten. Es wird ein starkes geeinigtes Deutschland geben, das an seiner Spitze eine Familie hat, die nicht nur die Interessen des deutschen Vaterlandes, sondern auch seinen militärischen Ruhm vertritt. Auf der einen Seite stößt dieses Deutschland an Rußland, das immer stark und wachsam ist, auf der andern Seite an Frankreich, das entweder mit Geduld auf die Zeit wartet, wo sein Schicksal sich ändern wird, oder brennend von glühender Rachbegier auf Gelegenheit zu einem Angriffe lauert, aber auf jeden Fall lange Zeit nicht in der Lage sein wird, in Europa die große Rolle wieder zu spielen, die ihm während der glänzenden Periode der napoleonischen Restauration beschieden war. Was uns Engländer angeht, so haben wir an der Stelle von zwei mächtigen Militärstaaten, welche bisher auf dem Festlande existirten, und welche zwischen sich eine Nation hatten, deren Kräfte verzettelt und nicht zum Kampfe bereit waren, und die jeden Augenblick vernichtet werden konnte, wenn diese beiden überlegenen Mächte dahin gelangten, sich zu vereinigen — so haben wir also jetzt im Mittelpunkte Europas eine feste Schranke, und so wird sich das ganze Gefüge befestigen. Die politischen Wünsche, welche die früheren Generationen der englischen Staatsmänner hegten, sind denn erfüllt. Alle ersehnten sie eine starke Centralmacht, und sie arbeiteten im Frieden wie im Kriege durch

Verhandlungen und durch Tractate bald mit dem Kaiserreiche, bald mit einer neuen Macht, die sich im Norden erhob. Das Deutschland von heutzutage muß das verwirklichen, was so lange Zeit hindurch nichts gewesen ist, als ein politischer Gedanke".

Daß die englische Politik in dem letzten halben Jahrhundert Oesterreich günstiger gewesen ist als der „Macht, die sich im Norden erhob", wollen wir hierüber nicht vergessen.

Nach acht Uhr kam L., der, wie immer, „aus guter Quelle" wissen wollte, daß der König die Kaiserwürde nicht gern annehme, und daß ihm namentlich die Ankunft der Dreißig=Männer=Deputation des Reichstags wenig Freude machen. Er soll gesagt haben: „Ei, da verdanke ich Herrn Lasker ja eine rechte Ehre"!

Später schrieb ich auf Veranlassung des Chefs einen Aufsatz für die Presse, der darauf hinwies, daß wir jetzt nicht mehr Frankreich, sondern die kosmopolitischen rothen Republikaner Garibaldi, Mazzini, der sich bei Gambetta befinde und dessen Rathgeber sei, und die polnischen, spanischen und dänischen Mitglieder dieser Partei im Kampfe vor uns haben. Was diese angenehme Gesellschaft erstrebe, sei in einem Briefe des Sohnes des Präfecten Ordinaire ausgesprochen, der sich als Offizier im Generalstabe Garibaldis unterzeichne. In diesem Briefe, der Autun, den 16. November datirt und an die Redaction des Journals „Droits de l'homme" gerichtet ist, heißt es:

„Aus dem Poststempel meines Schreibens ersehen Sie, wo wir uns befinden — in der ärgsten Pfaffenstadt, die es in Frankreich giebt. Sie ist ein Hauptheerd der monarchischen Reaction. Dieselbe sieht weniger wie eine Stadt, als wie ein ungeheures Kloster aus, große schwarze Mauern, vergitterte Fenster, hinter denen in Dunkelheit und Schweigen Mönche aller Farben für die gute Sache, für das göttliche Recht

conspiriren und beten. Auf der Straße streift das rothe Hemd bei jedem Schritte den schwarzen Priesterrock, und bis zu den Kaufleuten herab giebt es nichts, was nicht ein mystisches, von Weihwasser getränktes Aussehen hätte. So stehen wir hier auf dem Index, und die Verläumdungen regnen auf uns in einer Fülle herab, welche die Wasser der Sündfluth überbieten kann. Eine Verletzung der Mannszucht, — ein Fall, der bei Freischaaren und Freiwilligenheeren unvermeidlich ist — wird augenblicklich zu einem großen Verbrechen umgestaltet. Aus Nichts macht man eine todeswürdige Unthat. Oft gebiert der kreisende Berg eine Maus, aber der schlimme Eindruck auf die öffentliche Meinung, der dadurch hervorgebracht worden ist, bleibt trotzdem". —

„Würden Sie es glauben? Die Behörde selbst erschwert uns das Handeln. Die Behörde, die sich — ich hoffe, unwissentlich, — zum Echo der Verläumder macht, beobachtet uns mit übelwollendem Blicke, und es fehlt wenig daran, daß unsere Mitbürger unsere Armee als eine Räuberbande betrachten. Ja, glauben Sie mir, die Monarchisten aller Farben haben ihre unheilvollen Bestrebungen durchaus nicht aufgegeben, und sie hassen uns, weil wir geschworen haben, die Marktschreierbühnen nirgends mehr bestehen zu lassen, von denen herab die Könige und Kaiser den Völkern die Befehle ihrer Launen dictiren. Ja, wir sagen es laut, wir sind die Soldaten der Revolution, und ich füge hinzu, nicht blos der französischen, sondern der kosmopolitischen Revolution. Italiener, Spanier, Polen, Ungarn haben, indem sie herbeieilten, um sich unter das Banner Frankreichs zu schaaren, begriffen, daß sie die universelle Republik vertheidigen. Der Kampf hat jetzt sein Wesen deutlich ausgeprägt: es ist der Kampf zwischen dem Princip des göttlichen Rechtes, der Gewalt, der Monarchie

und dem Princip der Volkssouveränetät, der Civilisation, der Freiheit. Das Vaterland verschwindet vor der Republik.

Wir sind Weltbürger, und was man auch thun möge, wir werden uns bis zum Tode schlagen, und zur Verwirklichung des erhabenen Ideals der Vereinigten Staaten von Europa zu gelangen, das heißt, zur Verbrüderung aller freien Völker. Die monarchistischen Reactionäre wissen das, und so verdoppeln sie durch ihre Armee das preußische Heer. Wir haben vor der Brust die fremden Bayonnete und im Rücken den Verrath! Und warum jagt man nicht alle diese alten Beamten fort! Warum cassirt man nicht unbarmherzig alle diese alten Generale des Kaiserreichs, diese mehr oder minder mit Federn, Orden und Goldborten geschmückten Menschen? Sieht denn die Regierung der nationalen Vertheidigung nicht, daß sie von ihnen verrathen wird? daß diese Leute durch ihre heuchlerischen Manöver, durch ihre schmachvollen Kapitulationen, durch ihre mit nichts zu erklärenden Rückzüge eine bonapartistische Restauration, oder wenigstens die Thronbesteigung eines Orleans oder eines Bourbon vorbereiten?

Aber möge sie sich in Acht nehmen, diese Regierung, welche die Aufgabe übernommen hat, den besudelten Boden unseres Landes von den fremden Horden zu befreien. Möge sie sich auf der Höhe ihrer Mission erhalten. Wenn man in einer Epoche wie der unsern lebt, unter den schrecklichen Verhältnissen, in denen wir uns befinden, so genügt es nicht, daß man rechtschaffen ist, so muß man Energie zeigen, den Kopf nicht verlieren, sich nicht in einem Glase Wasser ertränken. Mögen die Crémieux, die Glais-Bizoin, die Fourichon sich an die Art erinnern, wie man 1792 und 93 verfuhr. Wir brauchen heute einen Danton, einen Robespierre Männer des Convents! Auf, meine Herren, machen Sie

der Revolution Platz! Sie allein kann uns retten. In großen Krisen bedarf es großer Mittel und Maßregeln.

Möge man nicht vergessen, daß die innere Organisation zur Vertheidigung nach Außen hin beitragen wird. Es ist schon viel, auf kein Hinderniß zu stoßen, wenn man gegen den Feind marschirt; es ist etwas werth, sich durch republikanische Beamte gestützt zu wissen, zu wissen, daß die Armee nicht in den Händen von Generalen ist, die bereit sind, sich zu verkaufen. Was haben die Formalitäten der militärischen Hierarchie zu bedeuten? Nehme man die Generale aus den Reihen der Soldaten selbst, wenn das nothwendig ist, vorzüglich aus der Jugend. Gießen wir der Republik ein wenig junges Blut in die Adern, und die Republik wird sich retten, wird ganz Europa vom Joche der Tyrannen erretten. Auf! ein Versuch, und es lebe die universelle Republik"!

Das Vaterland verschwinde vor der Republik! Man wende die großen Mittel an, die Danton und Robespierre anwendeten: man köpfe alle, die in religiösen und politischen Dingen anders denken, als wir, man erkläre die Guillotine in Permanenz. Die Generale Chancy und Bourbaki, Faidherbe und Vinoy, Ducrot und Trochu sind zu verabschieden und gemeine Soldaten an ihre Stelle zu setzen. So predigt uns ein Sohn des Präfecten im Departement des Doubs und ein Generalstabsoffizier Garibaldis. Ob wohl in Versailles Viele zu diesen Vorschlägen Amen sagen werden, wenn der „Moniteur" sie ihnen in den nächsten Tagen vorlegen wird?

Dienstag, den 13. December. Früh noch einen Artikel über das Glaubensbekenntniß der kosmopolitischen Republikaner gemacht. Dann die Kapitulation von Pfalzburg und den Beginn der Beschießung von Montmédy telegraphirt. Mit der Gesundheit des Chefs geht es etwas besser, doch fühlt er sich noch

sehr matt. — — — Beim Frühstück besprach man die Möglichkeit eines Rücktritts des Kanzlers in allem Ernste, dann im Scherze die eines Ministeriums Lasker, „der eine Art Ollivier abgeben würde“, dann wieder in halbem Ernste die eines Bundeskanzlers Delbrück, der „ein sehr gescheidter Mann, aber kein Politiker“ sei. Ich hielt es für absolut undenkbar, daß man den Chef je abgehen lassen werde, wenn er um seine Entlassung bäte. Man meinte, es sei doch möglich. Ich sagte, dann dauere es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder rufen. Bucher bezweifelte, daß er in solchem Falle kommen würde, und sagte positiv, soweit er ihn kenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er fühle sich in Varzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am Liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir“, hätte die Gräfin einmal zu ihm gesagt, „eine Wruke (Feldrübe) interessirt ihn mehr als Ihre ganze Politik“ — was wir doch mit einiger Vorsicht annehmen und auf gelegentliche Stimmungen beschränken wollen.

Gegen halb zwei Uhr war ich bei ihm zum Vortrag. Er wollte, daß ich in der Presse auf die Verlegenheit des Königs von Holland um neue Minister hinwiese und dieselbe als eine Folge des rein parlamentarischen Systems, wo die Räthe der Krone unter allen Umständen zurücktreten müssen, wenn sie in einer Frage die Majorität der Landesvertretung gegen sich haben, darstelle. Er bemerkte dazu: „Ich entsinne mich, als ich Minister wurde, da hatten sie dort das zwanzigste oder einundzwanzigste Ministerium, seitdem sie das constitutionelle System eingeführt hatten. Hält man sich stricte an das, an die Majoritäten, vor denen die Minister den Abschied nehmen müssen, so werden viele Leute verbraucht, zu viele; man muß dann zu Mittelmäßigkeiten greifen, und zuletzt finden sich gar Keine mehr, die sich dem Gewerbe zu widmen Lust haben.

Die Moral davon ist, daß entweder die Prämien für den Ministerposten erhöht werden, oder daß man etwas von der Strenge der parlamentarischen Praxis nachlassen muß".

Der Chef fuhr heute um drei Uhr aus, nachdem Russell wieder bei ihm gewesen, und kam auch, Gott sei Dank! zum Diner herunter, wo er etwas Bier und ein paar Gläser Vichy-Wasser mit Champagner trank. Wir hatten Schildkrötensuppe und unter andern delikaten Dingen Wildschweinskopf und ein Compot aus Himbeer-Gelée und Senf, das sehr gut war. Der Minister sagte: „Es hat mir dießmal doch recht mitgespielt. 1866 hatte ich die Aderkrankheit auch. Ich lag da lange zu Bett und mußte Briefe beantworten, die sehr verzweifelter Natur waren — für mich sehr verzweifelnd — mit Bleistift. Sie (die Oesterreicher waren gemeint) wollten da an der Nordgrenze entwaffnen, aber tiefer unten wollten sie fortrüsten, und ich hatte begreiflich zu machen, daß uns damit nicht geholfen sein konnte".

Er sprach dann von seinen Verhandlungen mit Russell und den Forderungen Gortschakoffs. „Die in London", äußerte er u. A., „möchten nicht gern pure Ja sagen zu dem Vorschlage, Rußland und den Türken das Schwarze Meer und die volle Souveränetät an den Küsten wiederzugeben. Sie fürchten die öffentliche Meinung in England, und Russell kommt immer wieder darauf zurück, daß sich ein Aequivalent finden lassen möchte. Er fragte, ob wir uns nicht z. B. dem Abkommen vom 16. April 1856 anschließen wollten. Ich entgegnete, daß Deutschland daran kein rechtes Interesse hätte. Oder ob wir uns nicht verpflichten wollten, neutral zu bleiben, wenn es dort einmal zu einem Conflicte käme. Ich sagte ihm, ich wäre kein Freund von Conjecturalpolitik, in die eine solche Verpflichtung fiele; das käme ganz auf die Umstände an. Für jetzt sähen wir keinen Grund, uns bei der Sache zu betheiligen.

Das sollte ihm genügen. Uebrigens wäre ich nicht der Meinung, daß Dankbarkeit in der Politik keine Stelle hätte. Der jetzige Kaiser hätte sich immer freundlich und wohlwollend gegen uns bewiesen, Oesterreich dagegen wäre bisher wenig zuverlässig und zuweilen sehr zweideutig gewesen, England — er wüßte ja, was wir dem zu verdanken hätten. Die Freundlichkeit des Kaisers wäre ein Rest des alten Verhältnisses, welches zum Theil auf verwandtschaftlichen Beziehungen beruhte, sie gründe sich aber auch auf die Erkenntniß, daß unsere Interessen mit den seinen nicht collidirten. — Wie das künftig werden würde, wüßte man nicht, und so ließe sich darüber auch nicht reden". — — — „Unsere Lage wäre jetzt eine andere als früher. Wir wären die einzige Macht, die zufrieden zu sein Ursache hätte, wir brauchten niemand einen Gefallen zu thun, von dem wir nicht wüßten, daß er uns einen Gegendienst leisten wolle". — „Er kam immer wieder auf ein Aequivalent zurück und fragte zuletzt, ob ich ihm nicht etwas vorschlagen könnte. Ich sprach von der Oeffnung der Dardanellen und des Schwarzen Meeres für Alle. Das könnte Rußland angenehm sein, da es dann vom Schwarzen Meer ins Mittelmeer könnte, und der Türkei auch, da sie dann ihre Freunde gleich bei sich hätte, auch den Amerikanern, denen man damit einen der Wünsche entzöge, die sie mit Rußland verbänden, den Wunsch nämlich nach ungehinderter Schifffahrt auf allen Wasserstraßen. Er schien das einzusehen". — „Die Russen", so setzte der Kanzler für uns hinzu, „hätten übrigens nicht so bescheiden fordern sollen, sondern mehr; dann hätten sie ohne Schwierigkeit die Sache mit dem Schwarzen Meere bekommen". — — —

Das Gespräch drehte sich dann um die vier Punkte des neuen Seerechts: keine Kaperschiffe ausrüsten, Nichtwegnehmen der Waare, soweit sie nicht Kriegscontrebande, Blokade nur

gültig, wenn effectiv u. s. w. Einer davon sei von den Franzosen durch Verbrennung deutscher Schiffe flagrant verletzt worden, bemerkte der Chef, der die Unterhaltung über dieses Thema mit den Worten schloß: „Ja, wir müssen sehen, wie wir von dem Unsinn wieder loskommen".

Abends wieder Artikel der deutschen Presse, die sich über das Unterbleiben des Bombardements wundern und beklagen, für den König ausgezogen. Später kommt L. und erkundigt sich nach einem gewissen Helbig oder Hillwitz. Ob ich von dem nicht etwas Näheres wüßte. Ich verneinte das. Er wäre, fuhr L. fort, Rentier, Demokrat, Freund von Classen-Kappelmann, sei in diesen Tagen hier gewesen und habe mit dem Kanzler eine Besprechung gehabt. Auf der Rückreise habe man ihn verhaftet, auf ein Telegramm vom Chef sei er indeß wieder freigegeben worden. Er gelte als ein Agent für die Wiedereinsetzung Napoleons, den er wieder auf den Thron haben wolle, damit er dann gründlich beseitigt und die Republik in Frankreich definitiv begründet werden könne, in der Zwischenzeit aber infolge des Kampfes der französischen Parteien um die Herrschaft der Friede für Deutschland gesichert bleibe. — — — Ist an dieser Sache überhaupt etwas, so wird es theilweise irrthümlich wenigstens lückenhaft sein. Ich enthielt mich übrigens aller Bemerkungen dazu und nahm das Referat lediglich ad notam.

Mittwoch, den 14. December. Trüber Himmel, laue Luft. Wie gestern und vorgestern wenig, so wird heute gar nicht von den Forts und Kanonenbooten geschossen. Früh auf Befehl des Chefs die Besetzung von Blois durch unsre Truppen und die Kapitulation von Montmédy telegraphirt. In Deutschland haben sich die Centralisten über den Vertrag mit Baiern immer noch nicht zufrieden gegeben. T. in H. schreibt mir darüber fast in verzweifelnder Stimmung: „Ich begreife sehr

gut, daß Graf Bismarck nicht anders handeln konnte; aber eine traurige Geschichte bleibt es doch. Baiern hat uns wieder, wie 1813 durch den Vertrag von Ried, einen Knüppel zwischen die Beine geworfen. So lange wir unsern leitenden Staatsmann haben, werden wir trotzdem laufen können. Ob auch später? Das unbedingte Vertrauen, das ich der Lebenskraft des Norddeutschen Bundes entgegenbrachte, kann ich zu dem neuen Reiche nicht hegen. Ich hoffe nur, die gesunde Kraft der Nation werde trotz der höchst mangelhaften Staatsformen gedeihen". Das hoffe ich auch, zumal mir das Mangelhafte dieser Staatsformen nicht so gefährlich vorkommt, als unserm Freunde in H. Uebrigens, was hilft das Klagen über Dinge, die nicht anders zu gestalten waren. Was gemacht werden konnte, ist gemacht, und nun heißt die Parole: nimm, was zu haben ist: bei Fleiß, Geschick und Geduld wird mit der Zeit mehr daraus werden.

Vor Tische wohnte ich wieder dem Begräbniß von zwei Soldaten bei, die im Schloßlazareth gestorben waren. Der Zug ging über den Boulevard de la Reine und die Rue Adelaide nach dem Gottesacker. Die Franzosen grüßten die Särge auch dießmal durch Abnehmen der Kopfbedeckungen. Die Musik spielte auf der Straße die Melodie: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen" und an dem großen Massengrabe draußen: „Wie sie so sanft ruhn".

Am Diner nahmen der Chef und als Gast Graf Holnstein theil. Das Gespräch bezog sich heute nicht auf Politik. Der Minister erzählte recht aufgeräumt und mittheilsam von den verschiedensten Dingen. Er bemerkte u. A., daß er als junger Mann ein rascher Läufer und tüchtiger Springer gewesen, dagegen seien seine Söhne ungewöhnlich muskelstark in den Armen. Im persönlichen Kampfe möchte er sich mit denen nicht ver-

suchen. Er ließ dann das Etui mit der ihm vom Juwelier Bissinger verehrten Goldfeder holen und zeigte sie seinem Gaste, wobei er erwähnte, die Gräfin habe geschrieben, wie es denn eigentlich mit dieser Feder stünde, „es würde wohl ebenso eine Lüge sein, wie die Geschichte mit dem Bengel in Meaux" — wo sie, wie ich erst jetzt erfuhr, dem Chef unversehens das eben geborne Kind eines in diesen Tagen gefallenen französischen Soldaten ins Bett gelegt haben sollten, was natürlich Zeitungserfindung war. — Man sprach dann davon, daß die Reichstagsdeputation bereits in Straßburg angelangt sei und übermorgen hier anlangen werde, und der Kanzler äußerte: „Da müssen wir doch endlich auch daran denken, was wir ihnen antworten wollen. Simson wird das übrigens wohlthun. Der hat solche Sachen schon mehrmals mitgemacht, bei der ersten Kaiserdeputation, dann auf der Hohenzollernburg. Er spricht geschickt, spricht gern und gefällt bei solchen Gelegenheiten. Abeken bemerkte, der Abgeordnete Löwe habe gemeint, er habe das auch schon einmal erlebt und dann Gelegenheit gehabt, fern von Madrid darüber nachzudenken. — „So, war der 1849 dabei"? fragte der Minister. — „Ja", antwortete Bucher, „er war Präsident des Reichstages". — „Nun", entgegnete der Chef, „dann hat er doch nicht der Kaiserreise wegen von Madrid fern bleiben müssen, sondern wegen der Tour nach Stuttgart, die etwas ganz Anderes war". — Er war dann mit seinen Worten erst in der Hohenzollernburg, wo alle Zweige der Familie besondere Gemächer hätten, dann in einem andern alten Schlosse in Pommern; in dem früher alle Dewitze Wohnungsrecht gehabt hätten, das jetzt aber eine malerische Ruine sei, nachdem es eine Zeit lang von den Bürgern des benachbarten Städtchens als Steinbruch benutzt worden, dann wieder bei einem Gutsbesitzer, der auf eigenthümliche Weise zu Gelde gekommen sei. „Er

war immer in Noth und Verlegenheit gewesen, und gerade als ihm die Noth einmal bis an den Hals gestiegen war, kamen ihm die Raupen in seinen Forst, dann entstand ein Waldbrand, und zuletzt trat noch ein Windbruch hinzu. Er war sehr unglücklich und hielt sich für bankerott. Das Holz mußte verkauft werden, und siehe da, er bekam eine schwere Menge Geld dafür — fünfzig- bis sechzigtausend Thaler — und so war ihm auf einmal geholfen. Er hatte gar nicht daran gedacht, daß er das Holz schlagen lassen konnte". — Daran knüpfte der Chef Bemerkungen über einen andern wunderlichen Herrn, der sein Nachbar gewesen. „Er hatte zehn oder zwölf Güter, aber niemals baares Geld und oft Lust, welches anzubringen. So verkaufte er, wenn er einmal ein ordentliches Frühstück gab, gewöhnlich eins von den Gütern. Zuletzt behielt er nur eins oder zwei übrig. Das eine von den andern kauften ihm seine Bauern ab — für fünfunddreißigtausend Thaler. Sie zahlten ihm fünftausend Thaler an und verkauften gleich darauf für zweiundzwanzigtausend Thaler Schiffsbauholz, woran er natürlich nicht gedacht hatte". — Er erwähnte dann der Hartschiere in München, die ihm durch ihre Größe und ihr sonstiges Wesen imponirt hätten, auch vorzügliche Bierkenner sein sollten. Zuletzt war die Rede davon, daß sein Sohn, Graf Bill, als der erste Deutsche in Rouen eingeritten war. Jemand äußerte, er werde den Bewohnern dieser Stadt den überzeugenden Beweis geführt haben, daß es unsern Truppen bisher nicht an guter Verpflegung gefehlt habe, worauf der Kanzler wieder auf die Stärke seiner „Jungen" kam. Sie haben für ihr Alter ungewöhnlich viel Kraft", bemerkte er, „obwohl sie nicht geturnt haben. Sehr gegen meinen Wunsch nicht; aber es wollte sich im Auslande keine Gelegenheit finden". Bei der Nachtischcigarre fragte er, ob die Herren vom Bureau

rauchten. — „Alle", antwortete Abeken. — „Nun, dann soll Engel doch die Hamburger Cigarren an sie vertheilen. Ich habe so viel davon bekommen, daß ich, wenn der Krieg noch zwölf Monate dauert, immer noch welche mit nach Hause bringe".

Nach neun Uhr Abends zweimal zum Minister gerufen. — — — Die Notiz in die Presse gebracht, daß Tarbé, der Redacteur des jetzt in Brüssel erscheinenden „Gaulois" dadurch aus Paris und durch die preußischen Linien entkommen ist, daß er einem Schweizer seinen Passirschein für zehntausend Franken abgekauft hat. „Den andern Schweizer (der nach unserer Quelle einem zweiten Pariser die Erlaubniß zum Durchgang durch unsere Postenkette für sechstausend Franken abgetreten) lassen sie unerwähnt", sagte der Chef. „Es sähe aus, als wollten wir die Schweiz chicaniren, und das ist doch nicht unsre Absicht".

Donnerstag, den 15. December. Das Wetter lau. Es wird von den Forts fast gar nicht geschossen. — — — Bei Tische waren von Gästen zunächst die Grafen Frankenberg und Lehndorff zugegen. Eine halbe Stunde später erschien auch Fürst Pleß. Der Minister war recht aufgeräumt und gesprächig. Man unterhielt sich zuerst von der Tagesfrage, d. h. vom Beginn des Bombardements, und der Chef äußerte, dasselbe sei nun wohl in acht oder zehn Tagen zu erwarten, der Erfolg aber werde in den ersten Wochen vielleicht gering sein, da die Pariser Zeit gehabt hätten, Vorkehrungen dagegen zu treffen. Frankenberg sagte, in Berlin und vorzüglich im Reichstage spräche man von nichts so viel als von den Ursachen, aus denen man bis jetzt unterlassen, Paris zu bombardiren. Alle andern Dinge träten davor zurück. — „Ja", erwiderte der Chef, „jetzt, wo Roon die Sache in die Hand genommen hat, geschieht doch was. Es sind tausend Wagen und die nöthige Bespannung

zum Munitionfahren auf dem Wege hierher, und von den neuen Mörsern sollen auch welche angekommen sein. Von jetzt an können wir bald etwas erwarten".

Man kam auf die Art zu sprechen, wie die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums vor den Reichstag gebracht worden sei, und mehrere der Anwesenden äußerten sich dahin, daß man dabei nicht so zu Werke gegangen, wie zu wünschen gewesen. Die Sache sei mit wenig Geschick arrangirt worden. Die Conservativen habe man von der bevorstehenden Mittheilung nicht avertirt, und so sei dieselbe gerade in die Zeit gefallen, wo sie beim Frühstück gesessen, und Windthorst habe dem Anschein nach nicht Unrecht gehabt, wenn er mit gewohnter Gewandtheit im Benutzen der Umstände bemerkt habe, er hätte von der Versammlung mehr Theilnahme erwartet. — „Ja", sagte der Chef, es mußte bei dieser Sache eine wirksamere mise en scène stattfinden. — — — Es hätte Einer auftreten müssen, um seine Unzufriedenheit mit den baierischen Verträgen auszusprechen. Es fehlte Dieß, und es mangelte Jenes. Dann mußte er sagen: ja, wenn sich ein Aequivalent für diese Mängel gefunden hätte, etwas, worin die Einheit ausgesprochen wäre, das wäre was Anderes, und nun mußte man den Kaiser hervorziehen". — „Er ist übrigens wichtiger als Mancher glaubt, der Kaiser". — — — „Uebrigens gebe ich ja zu, daß der baierische Vertrag seine Mängel und Lücken hat; es ist das aber leicht gesagt, wenn man keine Verantwortlichkeit hat. Wie war's denn, wenn ich mich weigerte und nichts zu Stande kam? Es läßt sich gar nicht ausdenken, welche Verlegenheiten die Folge gewesen wären, und so hatte ich eine Heidenangst über die Unbefangenheit der centralistischen Reichstagsmitglieder". — „Ich habe übrigens heute seit langer Zeit wieder ein paar Stunden recht gut und fest geschlafen. Zuerst konnte ich nicht in Schlaf kommen vor

allerlei Sorgen und Gedanken. Dann erschien mir plötzlich Varzin, ganz deutlich, bis ins Kleinste, wie ein großes Bild, mit allen Farben sogar — grüne Bäume, Sonnenschein auf den Stämmen, blauer Himmel darüber. Ich sah jeden einzelnen Baum. Ich bemühte mich, es los zu werden, aber es kam immer wieder und quälte mich, und als ichs zuletzt aus dem Gesichte verlor, kam Anderes — Acten, Noten, Depeschen, bis ich endlich gegen Morgen einschlief".

Das Gespräch wendete sich dann auf das schöne Geschlecht hier zu Lande, und der Chef sagte: „Ich bin ziemlich viel durch Frankreich gekommen — auch im Frieden, ja — ich erinnere mich aber nicht, irgendwo ein hübsches Landmädchen gesehen zu haben, oft aber abschreckend häßliche Dinger. — Aber ich glaube, daß es welche giebt, nur gehen sie, wenn sie hübsch sind, nach Paris und verwerthen es". Gegen den Schluß hin beschäftigte sich die Unterhaltung mit der ungeheuren Verwüstung, welche der Krieg über Frankreich gebracht hat, wobei der Minister u. A. bemerkte: „Ich sehe noch voraus, daß Alles leer und herrenlos wird, und daß man wie nach der Völkerwanderung verdienten Pommern und Westfalen die Ländereien verleiht".

Nach Tische mit H., der morgen nach Bougival auf Vorposten geht, wo beiläufig dieser Tage eine französische Granate in ein Haus gefahren ist und mehre Leute verwundet hat, im Hôtel de Chasse ein Glas Bier getrunken. Sein Vetter war dabei, der Arzt im Schloßlazareth ist. Derselbe kam auf den Besuch zu sprechen, den der Chef neulich in den Krankensälen gemacht, und meinte, der dabei betheiligt gewesene Doctor wäre in der Art, wie der Herr Bundeskanzler angenommen, wirklich nicht schuldig, wenn die Leute ungenügend versorgt würden, ebenso wenig der andere Angeklagte. Der Wärter, der unserm

Grafen über die Vernachlässigung der Kranken berichtet, wäre ein Säufer und in jeder Beziehung unzuverlässig. Die Schuld trüge zunächst die zu knapp bemessene „Form" der Krankenkost in den preußischen Spitälern. Die Leute könnten davon nicht leben und nicht sterben. Ohne die Beiträge der freiwilligen Krankenpflege, ohne Liebesgaben ginge es gar nicht, und die hätte jener Arzt durch schroffes und kurz angebundenes Benehmen gegen solche, die Gaben bringen gewollt, z. B. gegen französische Damen, vielfach geschmälert.

Abends beim Thee war zuerst nur Bucher zugegen. — — — Dann kam Keudell dazu, der ziemlich gedrückt und besorgt war über die riesigen Aushebungen Gambettas, die man, wie er beim Generalstabe gehört, auf 1,300,000 Mann veranschlagt. Zwar hatte er von Moltkes Leuten auch erfahren, daß wir achtzig- bis neunzigtausend Mann neuer Truppen bekommen sollten, er glaubte aber, daß wir eine halbe Million haben müßten; denn wie wäre es, wenn die Franzosen von Südosten herauf mit 300,000 Mann einen Vorstoß auf unsere dünne Verbindungslinie mit Deutschland ausführten? Wir könnten dann leicht in die Nothwendigkeit kommen, Paris sich selbst zu überlassen. — Wohl eine zu melancholische Auffassung der Sachlage.





Fünfzehntes Kapitel.

Chaudordy und die Wahrheit. — Wortbrüchige Offiziere. — Französische Wortverdrehung. — Der Kronprinz Gast des Chefs.



Freitag, den 16. December. Das Wetter ist lau, der Himmel bedeckt. Früh mehrere Artikel über das Rundschreiben de Chaudordy's in Betreff der barbarischen Art und Weise gemacht, in der wir angeblich Krieg führen. Der Gedankengang war dabei folgender. Zu den Verläumdungen, welche die französische Presse seit Monaten in Umlauf setzt, um die öffentliche Meinung gegen uns aufzuregen, ist nunmehr ein Aktenstück getreten, das von der Regierung, der Provisorischen Regierung Frankreichs selbst ausgeht und den Zweck verfolgt, durch schiefe und übertreibende Darstellung unseres Verfahrens im jetzigen Kriege die fremden Höfe und Kabinette gegen uns einzunehmen. Ein Beamter des Ministeriums des Auswärtigen, Herr de Chaudordy in Tours, nimmt das Wort, um uns in einem Rundschreiben vor den neutralen Mächten zu verklagen. Hören wir ihn in den Hauptpunkten seines Elaborats, und sagen wir dann, wie sichs mit diesen Dingen in Wahrheit verhält, und wem der Vorwurf barbarischer Kriegführung zu machen ist, uns oder den Franzosen.

Er behauptet, wir requirirten in maßloser Weise und verlangten von den in unsere Gewalt gefallenen Orten und Gemeinden unerschwingliche Contributionen. Wir sollen ferner selbst an das Privateigenthum der Einzelnen die Hand gelegt haben. Dann sollen wir grausam die Städte und Dörfer verbrannt und ausgeplündert haben, deren Einwohner gegen uns gekämpft oder auch nur den Vertheidigern des französischen Vaterlandes irgendwie durch Handreichung behülflich gewesen. Unser Ankläger sagt: „Um eine Stadt für die Handlungsweise eines einzelnen Bürgers zu bestrafen, dessen ganze Schuld darin bestand, daß er sich gegen die fremden Eindringlinge erhob, haben Oberoffiziere die Plünderung und Anzündung derselben befohlen, wobei sie die ihren Truppen auferlegte unerbittliche Mannszucht mißbrauchten. Jedes Haus, wo ein Franctireur verborgen oder gespeist wurde, ist niedergebrannt worden. Wo bleibt da das Eigenthum"? Wir hätten, so heißt es in dem Rundschreiben weiter, mit der Beschießung offner Städte ein Verfahren eingeschlagen, welches in der Geschichte einzig dastehe. Endlich hätten wir uns unter andern Grausamkeiten auch der schuldig gemacht, auf Eisenbahnzügen Geiseln mitzunehmen, um vor Aushebung der Schienen und andern Beschädigungen und Gefährdungen gesichert zu sein.

Wir bemerken hierzu Folgendes. Wenn Herr de Chaudordy etwas vom Kriege verstünde, so würde er sich über die Opfer, die unsere Operationen der französischen Bevölkerung auferlegen, nicht beklagen, sondern sich wundern, daß sie vergleichsweise mäßig sind. Die deutschen Truppen ferner achten überall das Privateigenthum, aber freilich darf man von ihnen nicht verlangen, daß sie nach Gewaltmärschen, nach heftigen Kämpfen, nachdem sie Kälte und Hunger ertragen, darauf verzichten sollen, sich möglichst bequem unter Dach zu bringen und sich

das, was sonst zur unmittelbaren Nothdurft gehört, Speise, Trank und Holz z. B., von den Bewohnern der betreffenden Orte geben lassen oder, im Falle diese geflüchtet sind, sich nehmen. Im Uebrigen ist zu constatiren, daß sie, statt, wie Herr de Chaudordy behauptet, sich am Privateigenthum zu vergreifen, vielfach gerade umgekehrt Gegenstände von künstlerischem oder sonstigem Werthe, die durch das Feuer der französischen Geschütze gefährdet waren, mit Hintansetzung ihres eignen Lebens für die Eigenthümer gerettet haben. Wir haben Dörfer niedergebrannt. Aber weiß unser Ankläger nichts von der Ursache, nichts davon, daß in denselben Franctireurs meuchlerisch auf unsere Leute geschossen, daß die Bewohner jener Ortschaften diesen Mördern dabei geholfen, und ihnen in jeder Weise Vorschub geleistet hatten? Hat er nichts davon gehört, daß die Franctireurs, die sich neulich von Fontaines nach Lyon begaben, ganz offen und ungescheut davon sprachen, daß der Zweck ihres Marsches die Besichtigung der Häuser in der Umgegend sei, deren Ausplünderung sich der Mühe verlohne? Kann er ein einziges verbürgtes Beispiel anführen, daß von unsern Soldaten Greuelthaten begangen worden sind, wie sie von den Turcos und den Freischaaren der Franzosen an ihnen verübt wurden? Haben unsere Truppen ihren lebenden oder todten Gegnern Nasen und Ohren abgeschnitten, wie die Franzosen am 30. November zu Coulours den deutschen Soldaten? Als am 11. December in Lille achthundert deutsche Gefangne eingebracht werden sollten, trafen deren nur zweihundert ein. Viele davon waren schwer verwundet, aber statt ihnen Hülfe angedeihen zu lassen, warf sie das Volk mit Schneebällen und schrie, man solle ihnen die Bayonnete durch den Leib rennen. Unerhört ist es, wie oft die Franzosen auf Parlamentaire geschossen haben, fast unglaublich klingt, aber wohl

verbürgt ist nachstehendes Vorkommniß. Am 2. December schrieb der Vicefeldwebel Steinmetz von Villers an seinen Leutnant in Mirecourt auf ausdrückliches Verlangen eines Offiziers der Garibaldianer einen Brief, in dem er ihm anzeigte, wenn unsere Truppen sich gegen Vittel oder andere Orte der Umgegend Repressalien erlaubten, so werde man den vierzehn bei einem Ueberfall in die Hände der Freischärler gefallenen Preußen die Ohren abschneiden.

Wir haben Freischärler in manchen Fällen nicht als Soldaten behandelt, aber nur, wo sie sich nicht wie solche betrugen, wo sie nach den Grundsätzen verfuhren, welche der Präfect Luce Villiard am 21. November durch die Maires dem Landvolke des Departements Cote d'Or empfohlen hat, wenn er ihnen sagte: „Das Vaterland fordert von euch nicht, daß ihr euch massenhaft versammelt und dem Feinde offen entgegentretet. Es erwartet von euch, daß drei oder vier entschlossne Männer jeden Morgen von den Gemeinden ausziehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Orte aufstellen, von dem aus sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Vor allen Dingen müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie an dem Hauptorte des Arondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie ertheilen (bezahlter Meuchelmord also) und ihre heldenmüthige That in allen Zeitungen des Departements und im Journal officiel bekannt machen lassen".

Wir haben offne Städte beschossen, z. B. Orleans, aber sollte es Herrn de Chaudordy nicht bekannt sein, daß diese Städte vom Feinde besetzt waren? Und hat er vergessen, daß die Franzosen die offnen Städte Saarbrücken und Kehl bombardirt haben? Was endlich die Geiseln anlangt, die unsere Eisenbahnzüge begleiten mußten, so wurden sie mitgenommen, nicht um französischen Heldenthaten ein Hinderniß zu sein, sondern

um heimtückische Verbrechen unmöglich zu machen. Die Eisenbahnen befördern nicht blos Soldaten, Waffen, Munition und andern Kriegsbedarf, sie sind nicht blos ein Kriegsmittel, dem man mit andern Gewaltmitteln entgegentreten darf. Auf ihnen fahren auch Massen von Verwundeten, Aerzte, Krankenpfleger und andere Personen durchaus harmloser Art. Soll es nun dem ersten besten Bauer, soll es den Freischaaren gestattet sein, durch Aufreißen der Schienen oder Belegung derselben mit Steinen Hunderte dieser letzteren zu gefährden? Man sorge französischer Seits dafür, daß die Sicherheit der Eisenbahnzüge nicht mehr bedroht wird, und jene Geiseln werden fortan bloße Spazierfahrten machen, oder man wird davon absehen können, durch Mitnahme solcher Personen deutscher Seits jene Sicherheit herzustellen. Wir unterlassen es, weiter auf die Chaudordyschen Klagen einzugehen. Die Kabinette Europas kennen die humane Gesinnung, welche die deutsche Kriegführung beseelt, und man wird hier die Behauptungen des französischen Anklägers ohne viel Mühe auf ihren wahren Werth zurückzuführen wissen. Im Uebrigen ist der Krieg eben der Krieg. Sammethandschuhe spielen da keine Rolle, und die eisernen Handschuhe, mit denen wir zugreifen müssen, würden vielleicht seltener angewandt werden, wenn die Regierung der nationalen Vertheidigung in ihrer Leidenschaft nicht den Volkskrieg verkündigt hätte, der immer zu größeren Härten führt als der Kampf zwischen regelmäßigen Armeen.

Am Nachmittag wurde wieder einmal den prächtigen Bronzegöttern hinterm Schlosse und den moosüberwucherten weißen Marmorbildern am Hauptwege des Parks ein Besuch gemacht. Bei Tische fehlten außer Bohlen, der immer noch krank war, auch Hatzfeld, der unwohl geworden, und Keudell, der beim Könige zur Tafel befohlen war. Als Gäste waren bei uns

diesmal Graf Holnstein und Fürst Putbus geladen. Die Unterhaltung bewegte sich zuerst um den baierischen Vertrag, und Holnstein erwartete, daß er die Zustimmung der zweiten Kammer finden werde, zu der eine Majorität von zwei Dritttheilen der Stimmen erforderlich ist; man wisse schon, daß er nur etwa vierzig Stimmen gegen sich haben werde. Auch daß er von der Kammer der Reichsräthe keine Ablehnung erfahren werde, sei so gut wie sicher. Der Chef bemerkte: „Thüngen wird wohl dafür sein". — Holnstein erwiderte: „Ich glaube; denn der hat ja auch für die Betheiligung am Kriege gestimmt". — „Ja", sagte der Minister, „der gehört zu den ehrlichen Particularisten; aber es giebt auch Particularisten, die nicht ehrlich sind, die andere Zwecke verfolgen". — Holnstein versetzte: „Gewiß! von den Patrioten haben welche das deutlich gezeigt, sie haben das „Für König und Vaterland' weg gelassen und blos das ‚Mit Gott' beibehalten".

Putbus brachte das Gespräch dann auf das nahe Fest und meinte, es sei doch hübsch, daß die Leute in den Lazarethen auch ihren Weihnachtsbaum haben sollten. Es werde dafür gesammelt, und man habe schon zweitausendfünfhundert Franken beisammen. „Pleß und ich haben gezeichnet", fuhr er fort. „Dann hat man es auch dem Großherzog von Weimar vorgelegt, und der hat dreihundert Francs gegeben, der Coburger zweihundert". — „Er hat es so einrichten müssen, daß er nicht mehr als Weimar und nicht weniger als Pleß schrieb". — — — Putbus äußerte, man werde die Liste auch Seiner Majestät vorlegen, worauf der Chef bemerkte: „Nun, mir werden Sie die Betheiligung daran doch auch gestatten"? — — —

Es wurde dann erwähnt, daß bei Wetzlar ein französischer Luftballon niedergefallen sei, und daß es hieße,

Ducrot sei darin gewesen. — „Nun, der wird doch erschossen"? fragte Putbus. — „Nein", entgegnete der Chef, „wenn er vor ein Kriegsgericht kommt, so thut ihm das nichts; aber ein Ehrenrath würde ihn ganz sicher verurtheilen — so sagen mir Offiziere".

„Sonst nichts Neues von militärischen Ereignissen"? erkundigte sich Putbus. Der Minister antwortete: „Beim Generalstabe vielleicht. Wir wissen davon nichts. Wir erfahren nur, was man uns auf vieles Betteln zukommen läßt, und das ist spärlich genug". — Dann wollte jemand gehört haben, daß für morgen wieder ein großer Ausfall der Pariser erwartet werde, und daran knüpfte ein anderer von den Tischgenossen die Bemerkung, daß in einer Seitengasse der äußern Stadt oder, wie andere behaupteten, am Wege nach Meudon auf einen Dragoner und im Walde zwischen hier und Ville d'Avray auf einen Offizier geschossen worden sei. (Daher die gestern erfolgte Bekanntmachung, nach welcher sich von Nachmittags drei Uhr an bis neun Uhr des Morgens kein Civilist in den Wäldern bei der Stadt betreten lassen soll, und die Schildwachen und Patrouillen Befehl haben, auf jeden Nichtmilitär, welcher sich in dieser Zeit da blicken läßt, Feuer zu geben.) „Sie scheinen Windbüchsen zu haben", vermuthete der Chef. „Wahrscheinlich sind es die alten Wilddiebe dieser Gegenden".

Zuletzt wurde davon gesprochen, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung wieder eine Anleihe zu contrahiren vorhabe, und der Minister sagte, zu mir gewendet: „Es wäre da doch auch nützlich, wenn in der Presse hervorgehoben würde, daß man Gefahr läuft, wenn man dieser Regierung sein Geld leiht. Es kann kommen, wäre zu sagen, daß die Anleihen der jetzigen Regierung von derjenigen, mit der wir Frieden schließen, nicht anerkannt werden, und daß wir dieß unter die Friedens-

bedingungen aufnehmen. Das könnte besonders in die englische Presse kommen und in die belgische".

Nachdem wir von Tische aufgestanden, sagte mir Abeken, Graf Holnstein habe gefragt, wer ich wäre. (Wahrscheinlich deshalb, weil ich jetzt der einzige an der Tafel des Kanzlers bin, der noch Civilkleidung trägt.) Ich wäre wohl der Leibarzt des Herrn Ministers, weil man mich Doctor nennte. — Abends berichtete L., ein hochgestellter Conservativer, der ihm bisweilen Mittheilungen mache, habe ihm gesagt, daß man in seinen Kreisen begierig sei, zu erfahren, was der König der Reichstagsdeputation antworten werde. Er sähe sie ungern kommen; denn erst der erste deutsche Reichstag, nicht der norddeutsche könne ihm die Kaiserkrone antragen. (Der König denkt wohl weniger an den Reichstag, der ihm die Kaiserkrone nicht einseitig antragen, sondern ihn vereint mit den Fürsten im Namen des Volkes um Annahme derselben bitten will, als an die Fürsten, die auf den Vorschlag des Königs von Baiern noch nicht alle geantwortet haben werden.) Uebrigens hätte er, der hochgestellte Conservative L.'s, es lieber gesehen, wenn der König Kaiser von Preußen geworden wäre (Geschmacksache); so ginge ja Preußen eigentlich in Deutschland auf, und das erweckte ihm Bedenken. — L. erzählte auch, daß der Kronprinz ungehalten über gewisse Correspondenten sei, die in deutschen Blättern Chateaudun mit Pompeji verglichen und sonst von der Verwüstung des Landes durch den Krieg Bilder in lebhaften Farben entworfen hätten. Ich regte dann L. zur Bearbeitung der Themata „Neue französische Anleihe" und „Chaudordy und die Ohrenabschneider Garibaldis" für ein ihm zugängliches belgisches Blatt an, was er für morgen versprach.

Als er fort, machte ich mich selbst an die Behandlung des

ersteren Themas für eine deutsche Zeitung, die in folgender Fassung in unsern Briefkasten kam:

„Also wieder eine Anleihe, mit der die frevelhafte Unbefangenheit der Herren, die jetzt in Tours und Paris die Geschicke Frankreichs zu lenken versuchen und immer tiefer in moralisches und materielles Verderben hineinlenken, auch das Ausland für sich auszubeuten sucht. Man mußte diese Maßregel schon seit einiger Zeit erwarten, und so wundern wir uns nicht darüber. Wohl aber möchten wir der finanziellen Welt zu bedenken geben, daß sich hinter den Vortheilen, die man ihr bieten wird, eine, wie man meinen sollte, sehr greifbare Gefahr birgt, die wir wohl nur kurz anzudeuten brauchen, um sie begriffen zu sehen. Hohe Verzinsung und ein niedriger Ausgabe-Cours mögen sehr viel Verführerisches haben. Allein die Regierung, welche die Anleihe macht, ist weder von ganz Frankreich, noch von irgend einer Macht des übrigen Europa anerkannt. Ferner aber sollte man sich erinnern, daß deutscher Seits im Hinblick auf gewisse Anleihen, die von französischen Gemeinden zu Kriegszwecken aufzunehmen versucht wurden, die Erklärung erging, es werde dafür gesorgt werden, daß dieselben keine Einlösung fänden. Wir meinen, das sollte ein Fingerzeig sein, daß derselbe Grundsatz auch in größerem Stile zur Anwendung kommen werde. Es könnte und es wird vermuthlich von der Regierung Frankreichs, mit der Preußen und seine Verbündeten Frieden schließen werden — die jetzige Regierung wird es voraussichtlich nicht sein — verlangt werden, es könnte und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach unter die Friedensbedingungen aufgenommen werden, daß diese Regierung einer nahen Zukunft die von den Herren Gambetta und Favre eingegangenen Verpflichtungen in Betreff der Verzinsung und der Rückzahlung ihrer Anleihen als nicht für sich bindend an-

sehe. Das Recht dazu hätte sie ohne Zweifel, da jene Herren zwar im Namen Frankreichs, aber ohne Auftrag und Vollmacht Frankreichs geliehen haben. Man lasse sich also gewarnt sein".

Nach zehn Uhr kam Wollmann herauf und erzählte, daß die Reichstagsdeputation angekommen und daß Simson, ihr Sprecher, schon unten beim Chef sei, der ihn wohl über die Abneigung des Königs, sie vor Eingang aller fürstlichen Zustimmungsbriefe zu empfangen, verständigen werde. Diese Briefe gingen erst an den König von Baiern, der sie dann unserm Könige zuschicke. Telegraphisch hätten die Fürsten sich bereits alle zustimmend geäußert — nur Lippe scheine noch nicht mit seinen Bedenken aufs Reine gekommen zu sein. Wahrscheinlich würden in Folge dieser Verzögerung ein paar von den Mitgliedern der Deputation erkranken müssen. — W. berichtet auch, daß das Telegramm, welches neulich das Durchgehen des Vertrags mit Baiern im Reichstage gemeldet, die Worte enthalten habe: „Auch die Kreisrichter vermochten den Schritt der Weltgeschichte nicht aufzuhalten".

Sonnabend, den 17. December. Früh gelbes Morgenroth im Fenster und draußen schönes Wetter. Dann um neun Uhr, während ich mit Abeken einen Gang durch die Anlagen des Gartens mache, plötzlich dicker Nebel, der sich über eine amphibienhafte kleine Welt ausbreitet. Es ist halb Winter, halb Sommer. Der Boden ist mit Schnee bedeckt, die Bäume des Parks aber, an allen ihren Zweigen von Ephen umflochten, die eine Seite der Umfassungsmauer, gleichfalls von Epheu überrankt, der Platz um den kleinen Wasserfall, wo zartes Farrenkraut sich erhebt, sind durchweg grün, und unter dem gefallenen Laube auf den mit Buchsbaum eingefaßten Beeten blühen verborgene Veilchen, von denen wir für Abekens Frau einen recht artigen Strauß pflückten. Erst gegen zwölf Uhr verzog sich der Nebel wieder.

Im Laufe des Vormittags schrieb ich einen zweiten Artikel über die neue französische Anleihe. Beim Frühstück hörte man, daß Vendome von den Unsern besetzt worden. Von den Sekretären wurde erzählt, daß der Chef die Gewohnheit hat, wenn er ihnen dictirt, im Zimmer auf- und abzugehen und dann und wann an einen Tisch, einen Stuhl oder eine Kommode zu klopfen, bisweilen schwänge er dabei auch die Quaste seines Schlafrocks. Er scheint heute übrigens keine gute Nacht gehabt zu haben; denn er hatte um halb zwölf Uhr noch nicht gefrühstückt und war eine Stunde später noch nicht zu sprechen. Beim Könige soll heute eine große Berathung der Militärs stattfinden — vielleicht in Sachen des Bombardements? — Am Nachmittag in einem Aufsatz die sich immer mehr häufenden Fälle besprochen, daß gefangene französische Offiziere mit Bruch ihres Ehrenwortes sich aus den Orten, wo sie internirt worden, entfernen und sich nach Frankreich begeben, um wieder Dienste gegen uns zu nehmen. Diese Fälle übersteigen bereits die Zahl fünfzig, und unter den Entwichnen befinden sich Offiziere aller Grade, sogar drei Generale Ducrot, Cambriels und Barral. Nach der Schlacht bei Sedan hätten wir die in die Festung eingeschlossene französische Armee durch Vernichtung unschädlich machen können. Menschlichkeit und Vertrauen auf Worthalten ließen uns davon absehen. Die Kapitulation wurde gewährt, wobei wir annehmen mußten, daß alle Offiziere mit derselben einverstanden und bereit seien, den Bedingungen nachzuleben, die sie auferlegte. War dieß nicht der Fall, so mußten wir davon in Kenntniß gesetzt werden. Wir würden dann diese Ausnahmen als Ausnahmen behandelt, d. h. den betreffenden Offizieren nicht die Zugeständnisse gemacht haben, die den übrigen zu Theil wurden, mit andern Worten, man würde ihnen nicht die freie Bewegung gestattet haben, die sie jetzt in

so schmählicher Weise benutzen. Der bei Weitem größere Theil der gefangnen Offiziere freilich ist dem gegebnen Worte treu geblieben, und so könnte man über die Sache mit einem Achselzucken hinwegsehen. Sie bekommt aber ein anderes Gesicht dadurch, daß die Provisorische Regierung Frankreichs den Ehrenwortsbruch der Offiziere durch Wiederanstellung derselben in den Regimentern, die gegen uns im Felde stehen, gebilligt hat. Oder hätte man von einem Falle gehört, wo einem solchen Deserteur die Wiederaufnahme in die Reihen der französischen Armee versagt worden wäre? Hätte man, so fragen wir weiter, vernommen, daß irgendwo die französischen Offiziere gegen den Wiedereintritt solcher Kameraden in ihr Corps Einspruch gethan hätten? Nicht blos die Regierung also, sondern auch der Offiziersstand Frankreichs findet jenes ehrlose Benehmen in der Ordnung. Danach aber wird den deutschen Regierungen die Pflicht auferlegt, zu untersuchen, ob die den französischen Offizieren bisher gewährten Erleichterungen ihrer Gefangenschaft mit den Interessen Deutschlands in Einklange stehen. Sodann aber wird man sich unsrerseits die Frage vorzulegen haben, ob ein Vertrauen auf die Zusagen, welche die jetzige französische Regierung bei Verträgen mit den Deutschen giebt, sich ohne materielle Bürgschaften, ohne Unterpfänder für das Worthalten fernerhin rechtfertigt.

Bei Tische war Herr von Arnim-Kröchlenburg, der Schwager des Ministers, ein Herr mit energischem Gesichtsausdruck und röthlichem Vollbart, anscheinend angehender Fünfziger, als Gast zugegen. Der Chef war recht gut gelaunt, das Gespräch aber dießmal nicht von besonderer Bedeutung. Es drehte sich meist um das Bombardement und die Stellung, die eine gewisse Partei im Hauptquartier zu ihm eingenommen. — Plötzlich fragte der Chef Bucher: „Haben Sie Bleistift bei sich und

Papier"? — „Ja". — „Dann telegraphiren Sie doch (vermuthlich an Delbrück): Der König wird morgen um zwei Uhr Nachmittags die Reichstagsdeputation empfangen. Näheres später". (Er wird ihnen wahrscheinlich andeuten, daß er bereit ist, die Kaiserwürde nach ihrem Wunsche anzunehmen, daß er sein Recht dazu aber in erster Linie aus der Aufforderung des Königs von Baiern und der Uebereinstimmung der übrigen deutschen Fürsten mit derselben herleitet, und daß diese Uebereinstimmung noch nicht von allen Seiten ausgesprochen ist.) — Als Arnim sagte, er könne nicht mehr essen, da er vorher zu viel Saucischen gehabt, fragte der Chef lächelnd: „Wo waren die denn her? Doch nicht etwa aus Paris? Denn da wäre Gefahr von wegen Ratte". Sie sollen nämlich jetzt drinnen wirklich mit frischem Fleische nur noch knapp versehen sein, und es heißt, daß an einigen Stellen ein förmlicher Rattenmarkt bestünde, dem die Katakomben gute Waare in Fülle lieferten.

Nach 8 Uhr Abends kam, wie gewöhnlich, L. zum Nachrichtenaustausch. Er erzählte, daß unter den Engländern in Versailles einige Aufregung herrsche. Mehrere Söhne Britanniens, die hier das Correspondentengewerbe betrieben, darunter ein Kapitän Hosier, hätten das Unglück gehabt, auf der Tour von hier nach Orleans in einem Wirthshause von deutschen Soldaten, die ihr Englisch nicht verstanden, für Spione gehalten und arretirt zu werden. Nur mit Hosier, der etwas deutsch spreche, habe man eine Ausnahme gemacht. Die Uebrigen seien trotz ihrer guten Papiere festgehalten und auf einem Wagen nach Versailles gebracht worden. Der Kronprinz sei über das Verfahren der Soldaten sehr aufgebracht, und die Londoner Blätter würden fürchterlich schimpfen und eine Nationalbeleidigung daraus drechseln. L. schien etwas echauffirt von der Sache. Ich dachte: Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um, und wenn

Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen. Auch Bucher fand die Geschichte, als ich sie ihm mittheilte, eher vergnüglich als gefährlich und meinte, das sei ein weiteres Kapitel zu dem bekannten komischen Romane von Brown, Smith und Robinson, die sich, ohne eine andere Sprache als die der Londoner Cockneys zu verstehen, auf Reisen in fremde Länder begeben und dort nun in allerhand Verlegenheiten gerathen. Bucher erzählte später noch, daß der Chef ein großer Freund der Natur und malerischer Gegenden sei. Mehrmals habe er mit ihm die Nachbarschaft von Varzin durchstreift, und dabei habe er gewöhnlich zu Ende gesagt: „Sie werden uns jetzt zum Essen erwarten, aber sehen Sie dort den Hügel, da müssen wir noch hinauf, da giebt's noch eine Aussicht".

Abends nach zehn Uhr wurde wieder einige Mal von den Forts geschossen.

Sonntag, den 18. December. Das Wetter trübe, aber ohne Nebel. Früh wieder einige Schüsse aus grobem Geschütz zu hören. Am Vormittag mehrere Briefe nach Deutschland geschrieben. Um zwei Uhr fuhr der Chef nach der Präfectur zur Vorstellung der Reichstagsleute. Ich machte in der Zeit bis zu seiner voraussichtlichen Rückkehr mit Wollmann einen Spaziergang durch den Park und zuletzt über die Avenue de Paris, wo die Ceremonie in der Präfectur ziemlich einfach verlaufen sein sollte. Die hier anwesenden Fürstlichkeiten hätten sich zum Könige begeben, desgleichen die Abgesandten des Reichstags. Nach zwei Uhr wäre der König in Begleitung des Thronfolgers und der Prinzen Karl und Adalbert in den Empfangssaal getreten, wo sich die Großherzöge von Baden, Oldenburg und Weimar, der Coburger und der Meininger Herzog, die drei hier gegenwärtigen Erbgroßherzöge von Mecklenburg, Weimar und Oldenburg, der Prinz Wilhelm von Württem-

berg und eine Anzahl anderer fürstlicher Personen, der Bundeskanzler und die Generalität um ihn gruppirt hätten. Niemand wäre in großer Uniform gewesen. Simson hätte die Anrede an Seine Majestät gehalten, und der König hätte ungefähr, wie erwartet, geantwortet. Um fünf Uhr hätte ein Diner von achtzig Gedecken die Feierlichkeit beschlossen.

Ich aß diesen Nachmittag bei D. Good*), der außer mir einen andern Kentuckier, Mr. Bowland, Mac Lean und den englischen Correspondenten Conningsby eingeladen hatte. Die Amerikaner waren charmante Leute, die sich über die Genauigkeit verwunderten, mit der ich ihnen die Gegend von Falmouth, der Geburtsstadt Bowlands, beschreiben und den Weg von Cincinnati dorthin angeben konnte. Sie wollten mein Urtheil über die Vereinigten Staaten hören und namentlich wissen, wie ich über den großen Bürgerkrieg denke, an dem Good längere Zeit theilgenommen. Die Antwort, die ich gab, und bei der ich auch den Secessionisten Gerechtigkeit widerfahren ließ, schien sehr zu befriedigen. Dann brachte Conningsby den Vorfall mit Hosier und Comp. aufs Tapet und wünschte Belehrung darüber, wie ich ihn auffasse. Ich sagte ihm, die Herren hätten der Geschichte von Brown, Smith und Robinson ein neues Kapitel hinzugefügt. Es wäre billigerweise nicht zu verlangen, daß unsere Soldaten und Subalternoffiziere Englisch verstünden, und die Sache schiene mir auf ein Mißverständniß hinauszulaufen. Er entgegnete, Hosier hätte ja aber Deutsch gesprochen, auch hätten alle vier Herren gute Papiere in deutscher Sprache

*) Ein ungemein liebenswürdiger junger Arzt aus Louisville in Kentucky, der sich, der deutschen Sprache vollkommen mächtig, der Krankenpflege im Hauptquartier gewidmet hatte, und den ich durch Mac Lean kennen gelernt. Er wurde infolge der Strapazen, die er im amerikanischen Secessionskrieg durchgemacht, später selbst von einer langsam tödtenden Krankheit ergriffen.



bei sich gehabt, die mit den Unterschriften von Roon und Blumenthal versehen gewesen wären. — „Je nun", erwiderte ich, „dann ists aller Wahrscheinlichkeit nach ein wenig zu viel militärische Gewissenhaftigkeit, zu viel Eifer und Vorsicht gewesen". — Mr. Conningsby versetzte, er könnte das nicht in dem Lichte betrachten, er wäre der Ansicht, die Leute hätten die Correspondenten als Engländer schlecht behandelt, weil sie von der Erbitterung der Deutschen über die englischen Waffensendungen angesteckt gewesen wären. Aber wir würden schon sehen, was davon käme. — Ich mochte ihm nicht sagen, daß das, was er Erbitterung genannt, wohl mehr Mißtrauen gewesen sein würde, und daß ich das begreiflich fände. So bemerkte ich blos: „Es wird vermuthlich einen großen Lärm, ein entrüstetes Aufrauschen in der Presse geben, weiter nichts". Ich könnte mir wirklich nicht denken, daß dabei mehr herauskommen würde, fügte ich hinzu. Er meinte, dabei würde es nicht bleiben, und redete vom britischen Löwen und vom civis Romanus. — Ich erwiderte, der Löwe würde brüllen, und wir würden denken: Gut gebrüllt, Löwe! Noch einmal brüllen! Und was den civis anginge, so hätten sich die Zeiten, seit der Mode gewesen, doch einigermaßen geändert. „People have their own thoughts about these notions". — Er äußerte, wir wären von unsern Erfolgen sehr stolz geworden, und der britische Löwe könnte nicht blos brüllen, sondern auch fechten, wenn er nicht befriedigt würde. Das Mindeste, was man fordern müßte, wäre die Entlassung des bei der Arretur seiner Landsleute betheiligten Offiziers. — Ich bat ihn, sich nicht aufzuregen, sich die Sache mit kaltem Blute anzusehen. Sie wäre wirklich in keiner Beziehung gefährlich. Wir würden unsere Leute gewiß nicht ohne Weiteres dem Löwen zum Fraße vorwerfen, wie sehr das Thier auch zürne. Wäre den Correspondenten in der That ernstliches Unrecht ge-

schehen, was die Untersuchung ja zeigen würde, so würde ihnen ohne Zweifel Genugthuung werden. Und hinsichtlich unseres Stolzes auf die Erfolge, die wir gehabt, müßte ich im Gegensatz zu ihm behaupten, daß wir uns in diesem ganzen Kriege als ein höchst bescheidenes, aller Einbildung und Ruhmredigkeit fernes Volk gezeigt hätten, vorzüglich verglichen mit der ungeheuren Lügenhaftigkeit und Großsprecherei der Franzosen. Ich schloß damit, daß ich wiederholte, ich betrachte die ganze Affaire als eine Kleinigkeit, um Kleinigkeiten aber würde England sich mit uns unmöglich entzweien oder gar, wie er gemeint, uns den Krieg erklären; ich bliebe bei der Ansicht, daß die Geschichte viel Geschrei in den Zeitungen erregen, daß aber nichts von Bedeutung dabei herauskommen werde. Er beruhigte sich endlich, worauf er gestand, daß er bei dem Treffen in der Gegend von Bougival und Malmaison ebenfalls arretirt und von den Preußen unglimpflich behandelt worden sei, noch viel unglimpflicher aber von seinem eignen Landsmanne, dem Colonel Walker, welcher ihn, als er bei ihm Hülfe gesucht — Walker ist englischer Militärbevollmächtigter im Hauptquartier — grob angefahren und ihm rund herausgesagt, auf Schlachtfeldern habe er nichts zu suchen, und den er uns dann als unfähigen Menschen schilderte. Die Bemerkung, die vielleicht hierauf zu machen gewesen wäre, in diesem Falle möchte M. Walker sich wohl urtheilsfähiger bewiesen haben wie Andere, behielt ich auf der Zunge. Die Discussion verlief schließlich in Wohlgefallen. Die Amerikaner hatten während derselben durchweg für mich und die Deutschen Partei genommen.

Ich erzählte die Hosiersche Affaire Abends um elf Uhr dem Chef, der von dem Vorfall noch gar nichts wußte, ihn zuerst nicht recht glauben wollte und ihm schließlich nur eine heitere Seite abgewinnen konnte. Er ließ mich dann einen neuen

kleinen Sieg unsrer Truppen über die Armee Chanzys und eine Notiz über den Empfang der Reichstagsdeputation von Seiten des Königs telegraphiren.

Montag, den 19. December. Früh im Garten wieder mit Abeken Veilchen gesucht und drei Stück gefunden, die ich nach Hause schickte. Dann eine Erwiderung auf den Artikel „Blanke Waffen“ in der „Kölnischen Zeitung“ gemacht, in welchem französische Aerzte aus dem Umstande, daß sie wenig mit Bayonnet und Säbel verwundete Franzosen gesehen haben wollen, den Schluß ziehen, die Deutschen liebten den Kampf Mann gegen Mann nicht. Die Entgegnung bemerkte, wenn die Herren wirklich aus Erfahrung urtheilten, so müßte ihre Meinung daher kommen, daß sie erstens die vielen bei Spichern, Gravelotte und Le Bourget durch deutsche Bayonnete und Kolben gefallnen Todten nicht vor die Augen bekommen hätten, und daß zweitens die Franzosen unsere Bayonnetangriffe in den meisten Fällen nicht aushielten, sondern sich zur Flucht wendeten, ehe man ihnen mit blanker Waffe an den Leib kommen könnte.

Später wieder auf die internationale Revolution hingewiesen, die uns ihre Freischärler und Barrikadenhelden gegenüberstellt. Der Gedankengang war dabei etwa folgender. Wir meinten Anfangs nur Frankreich uns gegenüber zu haben, und so war es auch bis zum Tage von Sedan. Nach dem 4. September aber hat sich vor uns eine andere Macht erhoben: die allgemeine Republik, die internationale Vereinigung der vaterlandslosen Schwärmer für den Gedanken der Vereinigten Staaten von Europa, die kosmopolitische Revolution. Die französische Fahne dient den Anhängern dieser Klasse von Menschen als

Mittel- und Sammelpunkt. Von allen Richtungen der Windrose eilen sie herbei, um uns als Soldaten der Monarchie zu bekämpfen. Polen, Irländer, Spanier, Italiener, selbst Zuzügler aus der Türkei haben sich den französischen Republikanern als „Brüder" angeschlossen. Alles, was einen Weltbrand ersehnt, in welchem die alten Staaten vergehen sollen, die gesammte kosmopolitische Demagogie, die Rothen, die sich auf den Parteicongressen zu Basel und Genf vernehmen ließen, betrachten das jetzige Frankreich als den Heerd, an dem sich diese große revolutionäre Feuersbrunst entzünden müsse. Mazzini, der „Vorläufer des Christus des rothen Evangeliums", erwartet den Beginn der Liquidation des alten Staates und der alten Gesellschaft nicht von seinem Vaterlande Italien, sondern von dem Frankreich, welches die Revolutionen von 1789, von 1830 und von 1848 gemacht hat. Die Expansionskraft, die es bei diesen Umwälzungen an den Tag gelegt hat, giebt ihm das Recht zum Beginn dieses „letzten Krieges", der vom Friedenscongresse gefordert und verkündigt wurde. Auch die deutschen Demokraten der verschiedenen Farben beugen sich vor dem Pariser Geiste, sehen in Frankreich die Mutterrepublik und betrachten die deutschen Heere mit ihrer Pflichttreue und ihrer Vaterlandsliebe seit dem Tage, wo in Frankreich die Republik ausgerufen wurde, als „Horden von Barbaren".

Wir glauben, Frankreich ist um die Ehre, die ihm diese Revolutionäre von Profession erweisen, nicht zu beneiden. Niemand wird es glücklich preisen, daß diese wüsten Gesellen seinen Boden zu dem Schlachtfelde gewählt haben, wo sie ihre Träume zu verwirklichen gedenken. Die große Mehrzahl des französischen Volkes selbst kann ihnen den Sieg nicht wünschen, da derselbe gleichbedeutend sein würde mit der Vernichtung ihrer

Nationalität, mit dem Untergange ihrer politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, mit der Beseitigung von Glauben und Kirche, mit der Revolution ohne Ende, mit der allgemeinen Anarchie, welche die Despotie zu gebären pflegt.

Gott behüte uns, so sagt ein Blatt, dem man die republikanische Gesinnung gewiß nicht abstreiten wird, so sagt die „New Yorker Tribune“ — Gott behüte uns vor dem Wunsche, daß in dem unglücklichen Frankreich oder irgendwo in Europa eine solche Republik errichtet werden möge! — Der „Moniteur“ soll dieses Thema in ähnlicher Weise behandeln.

Nach zwei Uhr unternahm ich einen Ausflug durch den Park, bei dem ich dem Chef, der Simson im Wagen neben sich hatte, zweimal begegnete. Der Minister war auf sieben Uhr zur kronprinzlichen Tafel geladen, speiste aber vorher noch etwa ein halbes Stündchen mit uns. Dabei erzählte er von seiner Ausfahrt mit Simson, wo er u. A. bemerkte: „Er ist das letzte Mal 1830 nach der Julirevolution hier gewesen. Ich dachte, er würde sich für den Park und die hübschen Aussichten in ihm interessiren. Aber er zeigte nichts davon. Es scheint, daß ihm der landschaftliche Sinn verschlossen ist. Es giebt Viele, bei denen das der Fall ist. Es giebt, so viel ich weiß, auch keine jüdischen Landschaftsmaler, wohl überhaupt wenig jüdische Maler“. — Man nannte Meierheim und Bendemann. — „Ja“, erwiderte er, „Meierheim, aber Bendemann hat wohl nur jüdische Großeltern gehabt. — Jüdische Componisten, da giebt es viele — Meyerbeer, Mendelssohn, Halévy — aber Maler — der Jude malt wohl, aber nur, wenn er's nicht nöthig hat“.

Abeken berichtete dann von der Predigt, die Rogge gestern in der Schloßkirche gehalten, und meinte, er habe zu viel aus

der Reichstagsdeputation gemacht, woran er einige geringschätzige Aeußerungen über den Reichstag überhaupt knüpfte. — Der Chef erwiderte: „Dieser Meinung bin ich doch nicht — gar nicht. Die Leute haben uns eben wieder hundert Millionen bewilligt, und sie haben trotz ihrer doctrinären Ansichten die Verträge von Versailles gut geheißen, was Manchem sehr schwer gefallen sein wird. Das ist doch anzuerkennen. Nein, ich kann nicht so urtheilen. Ich bin blos über Delbrück ärgerlich, der mir Angst machte, sie würden nicht darauf eingehen".

Der Geheimrath kam dann auf die Vorgänge, die in Ems kurz vor Ausbruch des Krieges stattgefunden hatten, und erzählte, der König habe nach einer gewissen Depesche geäußert: „Na, nun wird auch er (Bismarck) mit uns zufrieden sein", „und ich glaube", setzte Abeken hinzu, „daß Sie zufrieden waren". Nach der Antwort, die der Kanzler gab, war es eine getheilte Zufriedenheit gewesen. — — — „Ich besinne mich", sagte er, „wie ich in Varzin die Nachricht bekam. Ich war gerade ausgefahren, und wie ich zurückkam, fand ich das erste Telegramm. Wie ich dann abreiste, fuhr ich bei unserm Pastor vorbei — in Wussow. Der stand gerade vor seinem Thorwege und grüßte. Ich sagte gar nichts zu ihm und machte es blos so (Bewegung eines Kreuzhiebes) — Einhauen. Er verstand mich, und ich fuhr weiter". Er erzählte dann von den Schwankungen der Sache bis zu einer gewissen Wendung, auf welche die Kriegserklärung gefolgt sei. — — —

Der Minister bemerkte darauf, er habe ursprünglich gestern auch in die Kirche kommen wollen. „Ich hatte aber Angst, mich zu erkälten in dem Zuge", sagte er, „ich habe davon schon einmal die schrecklichsten Kopfschmerzen be-

kommen. Außerdem war mir auch bange, Rogge möchte zu viel sagen".

Später kam er — auf welchem Wege, ist mir entfallen — auf den „Nußkrieg" zu reden, der sich nach der Schlacht bei Tannenberg entsponnen, und wo die streitenden Parteien sich ganz in dem großen Walde verloren hätten, der sich, durchweg aus Nußbüschen und Eichen bestehend, damals von Bütow bis tief nach Polen hinein erstreckt habe. Damit wieder im Zusammenhange — wie, erinnere ich mich ebenfalls nicht mehr — berührte er die Schlacht bei Fehrbellin, und das brachte ihn auf alte Leute, die Dieß und Das noch erlebt. „Wir hatten da bei uns den alten Kuhhirten Brand", sagte er, „der mag wohl noch Leute gesprochen haben, welche die Schlacht bei Fehrbellin mitgemacht hatten. Brand war eins jener alten Möbel, mit denen meine Jugenderinnerungen untrennbar verknüpft sind. Wenn er mir ins Gedächtniß kommt, ist mir immer wie Haidekraut und Wiesenblumen". — „Ja, es ist möglich, er war einundneunzig oder dreiundneunzig Jahre alt und starb 1820 oder 1821. Den König Friedrich Wilhelm den Ersten hatte er noch gesehen, in Cöslin, wo er ihm mit seinem Vater Vorspanndienste geleistet hatte. Wenn er so um 1730 geboren war, ists wohl möglich, daß er noch Leute gekannt hat, die Fehrbellin erlebt hatten; denn das ist doch blos fünfzig bis sechzig Jahre zurück". Abeken hatte auch seine bedeutsame Jugenderinnerung: er hatte den Dichter Göckingk, der in den letzten zwanziger Jahren starb, gesehen, wobei man erfuhr, daß der alte Knabe 1809 geboren ist. Der Chef äußerte dann, es könnte sein, daß er als Kind noch Zöpfe gesehen habe. „Von Ihnen", fuhr er zu Abeken gewendet fort, „ist mir's wahrscheinlich, da sie doch fünf oder sechs Jahre

älter sind als ich". Er gelangte dann wieder nach Pommern zurück und, wenn ich nicht irre, nach Varzin, wo ein französischer Piemontese aus dem letzten Franzosenkriege zurückgeblieben war, der ihn deshalb interessirte, weil er sich zu einem angesehnen Manne emporgearbeitet hatte und, obwohl ursprünglich katholisch, sogar Kirchenvorstand geworden war. Als ein ähnliches Beispiel zufällig sitzen gebliebner und gediehener Leute führte er andere Italiener an, die im Kriege von 1813 in diese Gegend Hinterpommerns gerathen und dann dort geblieben wären und Familien gegründet hätten, welche sich von den Nachbarn nur noch durch ihre Gesichtsbildung unterschieden.

Zuletzt sprach man von Mühler, mit dem Abeken befreundet ist, und von dem er dieser Tage gegen Keudell äußerte, er sei ganz unersetzlich, und von der Einwirkung der Frau dieses Ministers auf seine Entschlüsse und seine gesammte Haltung wendete sich das Gespräch auf den Einfluß, den energische Frauen auf ihre Männer überhaupt üben. „Ja", sagte der Chef, „wo so ein Verhältniß ist, weiß man oft nicht, wem man das Verdienst oder den Schaden zuschreiben soll, quid ipse fecit et quid mulier fecit" — was er mit vielen hier nicht mittheilbaren Beispielen belegte. — — —

Der Minister kehrte erst nach zehn Uhr vom Kronprinzen zurück und ging dann mit dessen Hofmarschall, der zehn Minuten nach ihm anlangte, noch eine Weile im Garten spazieren. Als ich später vom Thee in meine Stube hinauf will, flüstert mir Engel die Treppe hinauf nach: „Wissen Sie's schon, Herr Doctor, morgen Abend speist der Kronprinz bei uns".

Dienstag, den 20. December. Mildes, trübes Wetter. Ich telegraphire wieder verschiedene kleine militärische Erfolge und mache für den König das Urtheil zurecht, das die „National=

zeitung“ in ihrem Leitartikel vom 15. December über Moltkes Brief an Trochu abgegeben hat. Dann auf Befehl des Chefs zwei Artikel geschrieben, die sich vervielfältigen sollen: über ein Mißverständniß oder eine Verdrehung der Proclamation des Königs nach Ueberschreitung der französischen Grenze, und über das Verhalten Trochus gegenüber den übrigen Mitgliedern der Provisorischen Regierung.

Im ersten hieß es ungefähr: Mehrmals schon haben wir einem Mißverständniß oder einer absichtlichen Verfälschung der Worte entgegenzutreten gehabt, welche König Wilhelm in der Proclamation vom 11. August d. J. an das französische Volk richtete. Jetzt tritt uns diese Geschichtsfälschung von Neuem entgegen und zwar zu unsrer Verwunderung in der Schrift eines sonst achtbaren französischen Geschichtsforschers. Herr d'Haussonville hat in einer Brochure: „La France et la Prusse devant l'Europe“ eine Behauptung aufgestellt, die seiner Wahrheitsliebe oder, sagen wir, seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit wenig Ehre macht. Die ganze Flugschrift ist seicht und oberflächlich gearbeitet, voll Uebertreibungen, Irrthümer und Behauptungen, die keinen andern Werth als den von grundlosen Gerüchten haben. Von den groben Irrthümern des Verfassers, der offenbar von nationaler Leidenschaft verblendet schrieb, sei nur der angeführt, daß nach ihm der König Wilhelm schon während des Krimkriegs regiert hat. Doch Dieß und Anderes bei Seite. Hier kommt es nur auf jene Fälschung der Proclamation an, die im August — beiläufig deutsch und zugleich französisch, sodaß ein Mißverständniß ausgeschlossen erscheint — an die Franzosen erging. Nach Herrn d'Haussonville hätte der König in derselben gesagt: „Ich führe nur Krieg mit dem Kaiser und in keiner Weise mit Frankreich. (Je ne fais

la guerre qu'à l'Empereur et nullement à la France.) In Wahrheit aber hieß es in dem genannten Aktenstücke: „Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen. Ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. (L'empereur Napoléon ayant attaqué par terre et par mer la nation allemande, qui désirait et désire encore vivre en paix avec le peuple français, j'ai pris le commandement des armées allemandes pour repousser l'agression, et j'ai été amené par les événements militaires à passer les frontières de la France. Je fais la guerre aux soldats et non aux citoyens français.) Dann aber hieß es, jede irrthümliche Auffassung dieses Satzes unmöglich machend: „Diese (die französischen Bürger) werden demnach fortfahren, einer vollkommnen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen". (Ceux-ci continueront, par conséquent, à jouir d'une complète sécurité pour leurs personnes et leurs biens, aussi longtemps qu'ils ne me priveront eux-mêmes par des entreprises hostiles contre les troupes allemandes du droit de leur accorder ma protection.) Wir denken, der Unterschied zwischen dem Citat d'Haussonvilles und dem Original der Proclamation springt in die Augen, und irgendwelche Un-

Klarheit, die einen Irrthum entschuldigen könnte, ist in der letzteren sicher nicht zu entdecken.

Der andere Artikel lautete: „Die Delegation der Regierung der nationalen Vertheidigung, die sich gegenwärtig in Bordeaux befindet, hat sich von der Nutzlosigkeit eines längeren Widerstandes gegen die deutschen Heere überzeugt und würde selbst nach der Ansicht des Herrn Gambetta bereit sein, mit Deutschland auf den von diesem letzteren geforderten Grundlagen hin Frieden zu schließen. Der General Trochu dagegen soll entschlossen sein, den Kampf fortzusetzen. Nun aber hätte die Delegation von Tours, jetzt in Bordeaux, dem General Trochu gegenüber von Anfang an die Verpflichtung übernommen, ohne dessen Zustimmung nicht über den Frieden zu verhandeln. Nach andern Nachrichten hätte der General Trochu Lebensmittel für mehrere Monate auf den Mont Valérien bringen lassen, um sich mit den Truppen, die sich um ihn sammeln würden, dorthin zurückzuziehen, nachdem die Kapitulation von Paris zur Nothwendigkeit geworden, und um auf diese Weise Einfluß auf die Geschicke Frankreichs zu üben, nachdem der Frieden abgeschlossen worden. Man glaubt, daß dieses Verfahren den Zweck verfolgt, die Interessen der Familie Orleans wahrzunehmen, zu deren Anhängern der General Trochu gehören soll".

Als ich diese Artikel im Bureau zur Beförderung abgab, theilte mir Keudell mit, der Chef habe bewilligt, daß mir von jetzt an alle Eingänge und Ausgänge von Staatsschriften auf Verlangen zur Einsicht vorgelegt würden, gab mir sogleich ein Telegramm von der Hand des Ministers, das sich auf Luxemburg bezog, zu lesen, und schickte mir dann durch Wollmann die meine bessere Information betreffende Verfügung.

Als der Minister nach drei Uhr zum Könige gefahren, machte ich mit Wollmann eine Tour durch die Stadt und zunächst über die Avenue de Saint Cloud. Da kommt uns von Weitem auf dem Fahrweg eine eigenthümliche dunkelblaue Masse entgegen. Es scheinen Soldaten und doch auch nicht Soldaten zu sein. In geschloßnen Gliedern, mit taktmäßigem Schritt marschirt es heran. Gewehre und keine Bayonnette, weder Mützen noch Helme, auch kein weißes Lederzeug. Erst als der Zug näher rückt, erkenne ich die schwarzen Glanzhüte der Matrosen unsrer Marine, ihre schwarzen Gürtel und Tragriemen, ihre glatten Tornister, ihre Peajacken und ihre Cutlasse. Es sind etwa hundert Mann mit fünf oder sechs Offizieren, von denen wir, als der Trupp Halt gemacht, erfahren, daß sie die Besatzung der vier von den Leuten des Prinzen Friedrich Karl erbeuteten Loire-Dampfer bilden sollen. Sie werden, wie es scheint, auf der Rue de la Pompe und auf der Rue Hoche einquartiert. Viele stramme und schmucke Burschen darunter. Franzosen sammeln sich in Menge um sie und betrachten die hier noch nicht gesehenen räthselhaften Fremdlinge. „Es sind deutsche Seeleute", höre ich einen sagen. „Die können alle Sprachen reden (ce sont des polyglottes) und werden den Preußen als Dolmetscher dienen".

Bald nach sechs Uhr erschien der Kronprinz mit seinem Adjutanten bei uns. Er hatte die Zeichen seiner neuen militärischen Würde, große gekreuzte Marschallsstäbe auf den Achselklappen. Bei Tische saß er obenan, der Chef zu seiner Rechten und Abeken ihm zur Linken. Man sprach nach der Suppe zunächst von dem Thema, das ich diesen Morgen für die Presse bearbeitet hatte, daß nämlich Gambetta nach einer Mittheilung Israels, des Sekretärs Lauriers, des Agenten der Provisorischen

Regierung in London, an eine erfolgreiche Vertheidigung nicht mehr glaube und auf unsere Forderungen hin Frieden zu schließen geneigt sei. Trochu sei der einzige von den Regenten Frankreichs, der weiter kämpfen wolle, und die andern hätten sich, als er die Leitung der Vertheidigung von Paris übernommen, gegen ihn verpflichtet, in dieser Beziehung immer im Einklang mit ihm zu handeln. Der Chef bemerkte: „Er soll den Mont Valérien haben für zwei Monate verproviantiren lassen, um sich dahin mit den regulären Truppen, die zu ihm halten, zurückzuziehen, wenn die Stadt übergeben werden muß — wahrscheinlich, um den Friedensschluß zu beeinflussen". — „Ich glaube überhaupt", fuhr er fort, „daß Frankreich in Zukunft in verschiedene Theile zerfallen kann — in Parteien ist es schon. Sie sind in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedener Meinung, in der Bretagne Legitimisten, im Süden rothe Republikaner, anderswo gemäßigte, und die reguläre Armee gehört noch dem Kaiser, wenigstens die Mehrzahl der Offiziere. Es kann kommen, daß jeder Theil seiner Ueberzeugung folgt, ein republikanischer, einer, wo die Bourbonen, einer, wo die Orleans die meisten Anhänger haben, und dann die Leute Napoleons — Tetrarchen von Judäa, Galiläa u. s. w."

Der Kronprinz äußerte, es hieße, Paris müsse unterirdische Verbindungen mit der Außenwelt haben. Der Chef glaubte das auch und sagte: „Lebensmittel wird es auf dem Wege nicht bekommen, wohl aber Nachrichten. Ich habe schon gedacht, ob es nicht möglich wäre, die Katakomben durch die Seine mit Wasser zu füllen und so wenigstens die tieferliegenden Quartiere der Stadt zu überschwemmen. Die Katakomben gehen ja unter der Seine weg". — Bucher bestätigte das Letztere, er sei in den Katakomben gewesen und habe da an

verschiedenen Stellen Seitengänge bemerkt, in die man aber niemand hineingelassen habe. — Dann meinte jemand, wenn Paris jetzt genommen würde, so müßte das auch auf die Stimmung in Baiern wirken, von wo die Nachrichten wieder einmal nicht gut lauteten. — — — „Der Deutscheste in den obern Regionen ist immer der König", sagte der Chef. — — —

Das Gespräch wendete sich einer andern fürstlichen Persönlichkeit zu, die als sehr preußenfeindlich, aber als zu alt und gebrechlich geschildert wurde, um sehr gefährlich zu sein. „Er trägt sehr wenig Natur mehr an sich", wurde bemerkt. —

„Das bringt mich auf den Gr. —", sagte der Minister, „der hatte auch so ziemlich Alles falsch an sich, Haare, Zähne, Waden, ein Auge. Wenn der sich früh anziehen wollte, lag die größere Hälfte und die bessere von ihm neben dem Bette auf Stühlen und Tischen herum. Es war wie mit dem Neuverheiratheten in den Fliegenden Blättern, als die Braut sich auszog und die Haare dahin, die Zähne dorthin legte, andere Theile anderswohin. Da sagte der Bräutigam: ‚Aber was bleibt denn nun für mich?'" — — —

Der Chef erzählte dann, daß die Wache an der Wohnung des letzteren, ein Pole, ihn neulich Abends nicht habe ins Haus lassen wollen; erst als er sich mit ihm auf polnisch verständigt, sei der Mann anderen Sinnes geworden. „Auch im Lazareth", setzte er hinzu, „versuchte ich vor ein paar Tagen mit polnischen Soldaten zu sprechen, und sie sahen sehr verklärt aus, als sie den Herrn General ihre Muttersprache reden hörten. Schade, daß ich damit nicht fortkonnte und mich abwenden mußte. Es wäre vielleicht gut, wenn ihr Feldherr mit ihnen sprechen könnte". —

„Bismarck, da kommen Sie mir wieder mit dem, was

Sie mir schon mehrmals gesagt haben", erwiderte lächelnd der Kronprinz. „Nein, ich mag aber nicht, ich will's nicht mehr lernen". — — —

„Aber es sind doch gute Soldaten, Königliche Hoheit", entgegnete der Kanzler, „und brave Leute". — — — „Feindlich sind uns nur der größte Theil der Geistlichen, dann der Adel mit seinen Tagelöhnern und was dahin gehört. So ein Edelmann, der selber nichts hat, füttert eine Menge Leute, Diener aller Art, die auch Schlachtschitzen sind, aber seine Bedienten, Vögte, Schreiber machen. Die hat er für sich, wenn er aufsteht, und die Tagelöhner, die Komorniks. Die freien Bauern thun nicht mit, auch wenn der Priester, der immer gegen uns ist, sie aufwiegelt". — „Das haben wir in Posen gesehen, wo die polnischen Regimenter nur deshalb weggezogen werden mußten, weil sie gegen ihre Landsleute zu grausam waren". — „Ich erinnere mich, nicht weit von unsrer Gegend, in Pommern war einmal ein Markt, wo viele Kassuben sich eingestellt hatten. Da kam's bei einem Handel zum Streit, weil ein Deutscher zu einem Kassuben gesagt hatte, er wolle ihm die Kuh nicht verkaufen, weil er ein Pole wäre. Der nahm das sehr übel. ‚Du sagst, ich bin Polack, nein, ich bin Prussack wie Du', und daraus entwickelte sich, indem andere Deutsche und Polen sich hineinmischten, die schönste Prügelei".

Der Chef fügte dann in diesem Zusammenhange noch hinzu, daß der große Kurfürst so gut polnisch wie deutsch gesprochen hätte, und die späteren Könige hätten gleichfalls polnisch verstanden. Erst Friedrich der Große habe sich damit nicht abgegeben; der habe aber auch besser französisch wie deutsch gesprochen.

„Das mag Alles sein, aber ich will nicht mehr polnisch

lernen, sie müssen deutsch lernen", sagte der Kronprinz, und damit hatte die Erörterung dieses Gegenstandes ein Ende.

Als immer neue feine Gerichte aufgetragen wurden, bemerkte der Kronprinz: „Aber hier geht es ja schwelgerisch her. Wie wohl genährt sehen die Herren von Ihrem Bureau aus, mit Ausnahme Buchers, der wohl noch nicht so lange hier ist".

„Ja", entgegnete der Chef, „das kommt von den Liebesgaben. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Auswärtigen Amtes, diese Zusendungen von Rheinwein und Pasteten und Spickgänsen und Gänselebern. Die Leute wollen durchaus einen fetten Kanzler haben".

Der Kronprinz brachte darauf das Gespräch auf das Chiffriren und Dechiffriren und fragte, ob das schwer sei. Der Minister setzte ihm die Handgriffe dieses Gewerbes auseinander und fuhr dann fort: „Wenn man z. B. das Wort ‚aber' chiffriren will, so schreibt man die Zahlengruppe für ‚Abeken' und läßt dann die folgen, welche ‚Streiche die beiden letzten Silben' bedeutet. Darnach setzt man die Chiffre für ‚Berlin' und läßt den Leser wieder die letzte Silbe streichen. So hat man ‚aber'".

Zuletzt, beim Dessert zog der Kronprinz eine kurze Tabakspfeife mit Porzellankopf, auf dem ein Adler, aus der Tasche und zündete sie sich an, während wir andern uns Cigarren ansteckten.

Nach Tische gingen der Kronprinz und der Minister mit den Räthen in den Salon zum Kaffee. Nach einer Weile wurden wir — ich und die Sekretäre — durch Abeken aus dem Bureau geholt, um dem zukünftigen Kaiser vom Chef förmlich vorgestellt zu werden. Das ließ indeß wohl eine Viertelstunde auf sich warten, da der Kanzler mit dem Kronprinzen in ein

Gespräch vertieft war. Sein hoher Gast stand dabei in der Ecke zwischen dem Pianino der Madame Jessé und dem einen Fenster, und der Chef sprach leise mit ihm, wobei er meist die Augen niedergeschlagen hatte, während der Kronprinz mit ernster, fast finsterer Miene zuhörte. Bei der Vorstellung kam zuerst Wollmann an die Reihe, dem der Kronprinz u. A. bemerkte, er kenne seine Handschrift. Dann ich. Chef: „Doctor Busch, für Presse". — Kronprinz: „Wie lange sind Sie im Staatsdienst"? — „Seit Februar, Königliche Hoheit". — Chef: „Doctor Busch war ein Sachse, Dresdner". — Der Kronprinz äußerte, Dresden wäre eine hübsche Stadt, er wäre immer gern da gewesen. Was ich früher gemacht? — Ich hätte die ‚Grenzboten' redigirt, antwortete ich. — „Die habe ich oft gelesen, dann kenne ich Sie", bemerkte er. — Und dann hätte ich große Reisen gemacht, setzte ich hinzu. — „Wo denn"? fragte er. — Ich wäre in Amerika gewesen und dann dreimal im Orient, sagte ich. — „Hat es Ihnen da gefallen? Möchten Sie dahin zurück"? — „O ja, Königliche Hoheit, vor Allem nach Aegypten". — „Ja, das ist wahr, aber ich habe mich doch sehr zurückgesehnt. Die Farben sind schön, aber unsre deutschen Wiesen und Wälder sind mir doch lieber". — Er sprach dann mit Blanquart, darauf mit Willisch und zuletzt mit Wiehr, der ihm u. A. mittheilte, daß er mehrere Jahre unter Marx Musik studirt habe. Nach Wollmann wäre er früher Musiklehrer, dann Schutzmann gewesen, in welcher Eigenschaft er sich bei der Vereitelung des Sefelogeschen Attentats auf den vorigen König hervorgethan, dann wäre er als Telegraphist im Auswärtigen Amte und zuletzt, als man da nicht mehr direct telegraphirt, als Copist und Chiffreur verwendet worden.

Nach dieser Vorstellung las ich im Bureau die diplomatischen Berichte und die Concepte der letzten Tage, u. A. das zur Rede

des Königs an die Reichstags-Deputation, die von Abeken entworfen und vom Chef stark verändert war.

Beim Thee sagte mir Hatzfeld, daß er einen Bericht über die Zustände in Paris, der mit Washburne's Sendungen herausgekommen, zu entziffern versucht habe und nur über einige Ausdrücke zweifelhaft sei. Er zeigte mir ihn dann, und es gelang viribus unitis, den Sinn von noch einigen herauszufinden. Das Referat schien durchaus auf guter Kenntniß zu beruhen und der Wahrheit getreu zu sein. Nach ihm leiden die kleinen Bürgersleute sehr, das niedere Volk aber nur wenig, da es von Regierungswegen versorgt wird. Es fehlt stark an Feuerungsmaterial, besonders an Kohlen. Gas brennt nicht mehr. Bei den letzten Ausfällen haben die Franzosen bedeutende Verluste erlitten, doch ist ihr Muth noch nicht gebrochen. Unser Sieg bei Orleans hat auf die Pariser keinen großen Eindruck gemacht.

Um halb elf Uhr zum Chef gerufen, der eine Nachricht über die Neigung Gambettas, den Widerstand aufzugeben, und Trochus Plan mit dem Mont Valérien in den „Moniteur" haben will.

Mittwoch, den 21. December. Früh wieder Veilchen gesucht und gefunden. Dann die eingegangnen Nova studirt. Später eine darunter befindliche Abhandlung über den Vertrag zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, der im Jahre 870 — also gerade vor tausend Jahren — bei der Theilung Lothringens die erste deutsch-französische Grenze feststellte, für die Presse ausgezogen. Nachmittags, als der Chef ausgeritten, mit Wollmann einen Spaziergang unternommen. Scharfer kalter Wind, etwa Gefrierpunkt. Wir wollen in den Schloßpark, aber das Gitter vor dem Bassin des Neptun ist geschlossen, und auch am Durchgange neben der Kapelle läßt uns die Schildwache nicht passiren. Man erfährt, daß in der

Stadt eine Haussuchung im Gange ist. Es heißt weiter, daß man nach versteckten Gewehren fahndet, Andern zufolge auch nach Individuen, die sich zum Zweck eines Putsches in die Stadt eingeschlichen hätten, was wohl nicht zu glauben ist. Wir durchwandern nun die Stadt. Auf der Avenue de Saint Cloud sind die Matrosen aufgestellt, mit deren Befehlshaber wir unsern Chef sprechen sehen. Auf der Rue de la Pompe stehen auf der rechten Seite vor jedem Hause Infanterieposten, am Place Hoche hält ein Dragonercommando. Alle Ausgänge aus der Stadt sind gesperrt. Wir sehen Blousenmänner arretiren und auf der Avenue de Paris einen Büchsenmacher, dem ein Soldat eine Anzahl Jagdgewehre nachträgt. Auch ein Geistlicher wird eingebracht. Zuletzt hatte man etwa ein Dutzend Schuldige oder Verdächtige beisammen, die in das Gefängniß auf der Rue Saint Pierre wandern mußten, wo sie auf dem Hofe aufgestellt wurden. Es waren einige recht verwogene Gesichter darunter. Es hieß, daß man bei dem Büchsenschmied 43 Gewehre und einen Lauf gefunden habe — was ihm vermuthlich nicht gut bekommen wird*).

Bei Tische war Lauer Gast des Chefs. Es wurde davon gesprochen, daß man in Paris bereits alle eßbaren Thiere des Jardin des Plantes verspeist haben soll, und Hatzfeld erzählte, daß man die Kameele für viertausend Franken verkauft habe, und daß der Rüssel des Elephanten von einer Gesellschaft von Feinschmeckern gegessen worden sei; derselbe solle ein vortreffliches Gericht abgeben. „Ach“, versetzte Lauer, „das ist wohl möglich. Es ist eine Masse von zusammengefilzten Muskeln, woher die Gewandtheit und Kraft kommt, mit der er ihn ge-

*) Der Mann hieß Listray und kam, da ihm wahrscheinlich nur Waffenverheimlichung nachzuweisen war, ziemlich glücklich weg. Man ließ ihn einfach eine unfreiwillige Reise nach Deutschland antreten.

braucht. Etwas wie die Zunge; er muß wie Zunge schmecken". — Jemand bemerkte, auch die Kameele sollten nicht übel sein, und namentlich behaupte man, daß die Höcker eine große Delicatesse wären. Der Chef hörte dem eine Weile zu, dann sagte er wie nachdenklich, erst etwas vorgebeugt, dann aufathmend und sich aufrichtend, wie das bei Scherzen seine Gewohnheit: „Hm, die buckeligen Menschen — man sollte denken, die Buckel" — laute allgemeine Heiterkeit unterbrach ihn. Lauer bemerkte trocken und wissenschaftlich, die Buckel wären eine Verbildung der Rippen oder Knochen oder auch eine Verkrümmung des Rückgrates, und so würden sie sich nicht zum Essen eignen, wohingegen die Kameelhöcker bewegliche Knorpelansätze wären, die möglicherweise nicht schlecht schmeckten. Dieser Faden spann sich dann weiter, es war die Rede von Bärenfleisch, dann von Bärentatzen, zuletzt von den Feinschmeckern unter den Kannibalen, wobei der Minister eine anmuthige Geschichte zu erzählen wußte. Er begann: „Ein Kind, ein junges frisches Mädchen, nun ja, aber so ein alter, ausgewachsner harter Kerl — der muß doch nicht zu essen sein". Dann fuhr er fort: „Ich erinnere mich, eine alte Kaffern- oder Hottentottenfrau, die lange schon Christin geworden war, als der Missionär sie auf den Tod vorbereitete und sie ganz für die Seligkeit bereit fand, — da fragte er sie, ob sie wohl noch einen Wunsch hätte. Nein, sagte sie, es wäre Alles ganz gut, aber wenn sie noch einmal ein paar Hände von einem kleinen Kinde zu essen bekäme, das wäre doch was sehr Delikates". —

Es war dann vom Schlafen, von der heutigen Haussuchung und von den gestern eingetroffnen Matrosen die Rede, von welchen der Chef bemerkte, wenn sie die eroberten Kanonenboote in die Seine bringen könnten, so wären gute Dienste von ihnen zu erwarten. Dann kam er wieder auf Jugenderinne-

rungen zu sprechen, wobei er nochmals des Kuhhirten Brand gedachte, und hierauf erzählte er von seinem Eltervater, der, wenn ich recht verstand, bei Czaslau gefallen war. „Die alten Leute bei uns haben ihn", so berichtete er, „meinem Vater oft noch beschrieben. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und ein starker Zecher. Er hat einmal in einem Jahre hundertundvierundfünfzig Rothhirsche geschossen, was ihm der Prinz Friedrich Karl kaum nachthun wird, aber der Herzog von Dessau". — Ich besinne mich, daß mir erzählt wurde, wie er in Gollnow stand, da aßen die Offiziere zusammen, die Küche führte der Oberst. Da war's Mode, daß bei Tische fünf oder sechs Dragoner aufmarschirten auf dem Musikchor, die schossen zu den Toasten aus ihren Karabinern. Es waren da überhaupt seltsame Sitten. So zum Beispiel hatten sie statt der Latten einen hölzernen Esel mit scharfen Kanten, auf dem mußten die Dragoner, die sich was hatten zu Schulden kommen lassen, sitzen — ein paar Stunden oft, eine sehr schmerzhafte Strafe. Und allemal, am Geburtstage des Obersten und Anderer, da zogen sie nach der Brücke und warfen den Esel hinein; es kam aber immer ein neuer. Sie hätten wohl hundert Mal einen neuen gehabt, sagte die Bürgermeisterin (Name nicht recht verständlich, es klang wie Dalmer) meinem Vater". — „Dieser Eltervater — ich habe sein Bild in Berlin — ich sehe ihm wie aus den Augen geschnitten aus; daß heißt, wie ich jung war, da war's, wie wenn ich mich im Spiegel sähe".

So unterhielt man sich weiter von alten Geschichten und Persönlichkeiten und zuletzt davon, daß Mancherlei aus früherer Zeit in die Gegenwart besonders des Volkes auf dem Lande hereinrage. Dabei wurde das Kinderlied: „Flieg, Maikäfer, flieg" erwähnt, das mit dem „abgebrannten Pommerland" wohl an den dreißigjährigen Krieg erinnere. „Ja", sagte der Chef, „ich weiß, daß früher

bei uns Redensarten vorkamen, die offenbar bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichten. So sagte mein Vater, wenn ich gut ritt: ‚Er macht's ja wie‘ (Name nicht recht deutlich, es klang wie Pluvenel). Er nannte mich nämlich damals immer Er. Pluvenel aber war ein Stallmeister Ludwigs des Vierzehnten gewesen und ein berühmter Reiter". — „Und wenn ich gut geschrieben hatte, sagte er: ‚Er schreibt ja, als ob Er's bei Hilmar Curas gelernt hätte‘. Das war der Schreiblehrer Friedrichs des Großen gewesen". — Er erzählte dann, daß ein Verwandter, der bei seinen Eltern viel gegolten, der Finanzrath Kerl, Anlaß gewesen sei, daß er in Göttingen studirt habe. Er wäre da an den Professor Hausmann gewiesen worden und hätte Mineralogie studiren sollen. „Man dachte wohl an Leopold von Buch und stellte sich's schön vor, wie der durch die Welt zu gehen und mit dem Hammer Steine von den Felsen abzuschlagen. Es kam aber anders. — Es wäre besser gewesen, man hätte mich nach Bonn geschickt, da hätte ich Landsleute getroffen. In Göttingen hatte ich keinen Landsmann, und so bin ich mit meinen Universitätsbekannten nicht eher wieder zusammengetroffen als mit einigen durch den Reichstag". — Man nannte einen dieser Bekannten, Miers aus Hamburg, und der Minister sagte: „Ja, ich besinne mich, der schlug links, aber er konnte nicht viel".

Abeken berichtete, daß auf das heftige Feuer der Forts, das man diesen Morgen gehört, ein Ausfall der Garnison von Paris gefolgt sei, der sich vorzüglich gegen die von der Garde besetzten Linien gerichtet habe. Es sei indeß fast nur zu einem Artilleriekampf gekommen, und man habe den Angriff vorausgewußt und sei vorbereitet gewesen. Hatzfeld versetzte, er möchte doch wissen, wie sie merken könnten, daß ein Ausfall bevorstehe. Man erwiderte, es müßte in offner Gegend sein, da sähe man

aber doch die Wagen und Geschütze, die herauskommen müßten, da es bei der Bewegung von großen Truppenmassen nicht in einer einzigen Nacht zu machen sei. „Das ist wahr“, bemerkte der Chef lächelnd, „aber hundert Louisdor sind oft auch ein wesentlicher Theil dieser militärischen Voraussicht“.

Nach Tische Concepte und Depeschen gelesen. — — — Abends L. veranlaßt, das Kapitel Gambetta-Trochu in die „Independance Belge“ zu bringen. Ihm auch mitgetheilt, daß Delbrück den 28. wieder hier eintreffen wird.

Donnerstag, den 22. December. Es ist sehr kalt, wohl sechs, vielleicht acht Grad. Eisblumen überwuchern mein Fenster trotz des Scheiterhaufens im Kamin. Früh im Bureau die Eingänge und Concepte studirt, dann oben die Zeitungen durchgesehen. Von jenen waren die über die Frage des Schwarzen Meeres und die Vertheidigungsschrift der Luxemburger gegen die Vorwürfe, welche der Chef wegen Unterstützung der französischen Sache gegen sie erhoben, von besonderem Interesse. Von der Sonnenfinsterniß, die um halb zwei Uhr eintreten sollte, war nicht viel zu bemerken. Abeken verehrte mir die Photographie der Räthe und Sekretäre, die nicht recht gelungen ist, weshalb sich die Herren noch einmal abnehmen zu lassen vorhaben, wo ich auch mitthun soll.

Bei Tische war dießmal kein Fremder zugegen. Der Chef war recht heiter gestimmt, das Gespräch aber ohne besondere Bedeutung. Wollen indeß doch aufzeichnen, was wir von ihm behalten haben. Wer weiß, wem's einmal Freude macht! Zu Anfang sagte der Minister lächelnd, als er das vor ihm liegende Menu überblickte: „'s ist immer ein Gericht zu viel. Ich bin schon entschlossen, mir mit Ente und Oliven den Magen zu verderben, und da ist der Reinfelder Schinken, von dem ich schon aus Zorn zu viel essen muß, um mein Theil

davon zu kriegen (weil er nicht zum Frühstück kommt), und da noch Wildschwein aus Varzin". — Man gedachte des gestrigen Ausfalls, und der Chef bemerkte: „Die Franzosen sind gestern mit drei Divisionen herausgekommen, und wir hatten nur fünfzehn Kompagnien, nicht einmal vier Bataillone, und wir haben doch fast tausend Gefangne gemacht. Die Pariser kommen mir mit ihren Angriffen bald da, bald dort vor wie ein französischer Tanzmeister, der die Quadrille commandirt und bald rechts, bald links changiren läßt".

Ma commère, quand je danse
Mon cotillon, va-t-il bien?
Il va de ci, il va de la
Comme la queue de notre chat.

Beim Schinken äußerte er: „Pommern ist das Land der Waaren, die mit dem Rauche zu thun haben: Spickgänse, Spickaale, Schinken. — Blos Nagelholt fehlt, was sie in Westfalen haben, geräuchertes Rindfleisch. Der Name ist nicht recht erklärlich. Nagel, ja, woran es im Rauche hängt. Aber Holt — vielleicht ist es mit dem D zu schreiben". Dann war von der Kälte draußen und bei dem Wildschweingericht von einer Jagd die Rede, die in Varzin zu der Zeit von Graf Herberts Erkrankung in Bonn auf diese Thiere stattgefunden. Später bemerkte der Chef: „Daß Antonelli sich am Ende noch auf die Reise macht und hierherkommt, will Manchem gar nicht einleuchten. — — — Abeken sagte hierauf: „Antonelli ist doch in den Zeitungen sehr verschieden beurtheilt worden, bald als hoher, feiner Geist, bald als schlauer Intriguant, bald wieder als dummer Kerl und Schafskopf". — „Ja", erwiderte der Kanzler, „das geht aber nicht blos der Presse so, sondern auch dem Urtheilsvermögen mancher Diplomaten. Goltz und unser Harry. Von Goltz

will ich nicht einmal reden. Das war was Anderes. Aber der — heute so, morgen so. Wenn ich in Varzin war und die Berichte aus Rom zusammenlas, da hatte er seine Meinung über die Leute doch jede Woche ein paar Mal total gewechselt, je nachdem sie ihn freundlich angesehen hatten oder nicht. Ja, er hatte eigentlich mit jeder Post, manchmal mit einer und derselben Post, andere Ansichten".

Abends Depeschen aus Rom, London und Konstantinopel und die Antworten darauf gelesen. — — —

Freitag, den 23. December. Wieder ein sehr kalter Tag, man spricht von 12 Grad Kälte. Eine Aeußerung der „Situation", nach welcher die Kaiserin Eugenie Gründe gefunden hätte, mit uns Frieden zu schließen, an die Redaction des „Moniteur", einen Artikel der „Times" wegen Luxemburgs, der uns Recht giebt, nach Deutschland geschickt, den Anfang des Treitschkeschen Auffatzes in den „Preußischen Jahrbüchern" für den König zurecht gemacht.

Der Artikel der „Situation" ist vom 17. December datirt, und es heißt darin u. A.:

„Ja, wir verlangen von der regierenden Kaiserin, daß sie sich mit Preußen vertrage, und von Preußen, daß es sich mit der regierenden Kaiserin vertrage, weil von dem Augenblick an, wo die hohe Frau den Willen kundgegeben haben wird, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, der König Wilhelm durch seine eigne Würde gehalten sein wird, gegen sie ein Verfahren einzuschlagen, welches von ihm weder die Urheber des Kriegs bis zum Aeußersten noch die verschiedenen Prätendenten erwarten können, die das Unglück ihres Vaterlandes benutzen möchten, ihre Stirn mit einer Krone zu schmücken". — „Die Kaiserin hat sich nicht zu fragen, ob der Gedanke, dem sie am 4. September nachgegeben hat, von Frankreich recht begriffen

worden ist. Sie spreche, und sie wird sehen, daß Frankreich heldenmüthige Gesinnungen niemals mißversteht. Was die preußische Regierung anbelangt, so ist es für uns nicht nöthig, daß sie die Rückkehr der napoleonischen Dynastie herbeiwünsche, es bedarf für uns nur, daß sie eingestehe, daß der größte Fehler, den sie begehen könnte, der sein würde, sich nicht durch diese Dynastie eine Allianz zurückzugewinnen, an deren Zerreißung sie nie hätte denken dürfen, wenn man für seine wahren Interessen Sorge getragen hätte. Unsere Verstümmelung würde ihr Tod sein, und sie kann nicht darauf verzichten, uns zu verstümmeln, wenn sie nicht hinter sich eine Macht zurückläßt, die stark genug ist, beschworne Treue nicht brechen zu müssen. Nur das Kaiserthum kann Preußen von der Eroberung dispensiren und ihm gestatten, seine Ansprüche auf eine Berichtigung der Grenzen zu ermäßigen, weil nur das Kaiserthum mit Preußen die großen Umgestaltungen der Karte Europas anrathen kann, welche das Verhalten der Neutralen sowohl für die Ruhe Deutschland als für die Wiederaufrichtung Frankreichs unumgänglich gemacht hat".

Um die Frühstückszeit läßt sich eine Französin beim Chef melden, deren Mann sich mit einer Franctireurbande in den Ardennen in verrätherische Unternehmungen eingelassen hat und zum Tode verurtheilt worden ist. Sie will um Gnade für ihn bitten, und der Chef soll das vermitteln. Derselbe nimmt sie aber nicht an, da ihm, wie ihr geantwortet wird, die Sache nichts angehe; sie möge sich an den Kriegsminister wenden. Sie begiebt sich denn auch zu dem, wird aber, wie Wollmann glaubt, zu spät kommen, da bereits unterm 14. an Oberst Krohn geschrieben worden ist, die Gerechtigkeit solle ihren Lauf haben*).

*) Ein Irrthum. Der Brief mag abgegangen sein. Der Betreffende aber, Notar Tharel aus Rocroy im Departement der Ardennen, wurde nur

Wollmann und ich fahren Nachmittags bei schneidender Kälte und während im Norden heftig geschossen wird, in Rothschilds kleiner Kutsche nach Villa Coublay, das auf dem Wege liegt, der uns von Ferrières hierher gebracht hat, und wo sich der für die Belagerung der Südseite von Paris bestimmte Geschützpark befindet. Es sind etwa 80 Kanonen und ungefähr ein Dutzend Mörser, die in vier langen Reihen aufgestellt sind. Ich hatte mir das Aussehen dieser Zerstörungsmaschinen fürchterlicher vorgestellt. Man bemerkte, wie über dem Walde im Norden Wolken aufstiegen. Vielleicht war es der Rauch feuernder Geschütze, möglicherweise aber auch nur der von Fabrikschornsteinen.

Nach Hause zurückgekehrt, finde ich da beim Zeitungslesen, daß einer der englischen Reporters seinem Blatte ganz genau über jenen Belagerungspark berichtet hat, und streiche den Artikel für den Chef an, der ihn Hatzfeld — wahrscheinlich zur Beförderung an den Generalstab — übergiebt.

Bei Tische hatten wir zu Gästen den Freiherrn und Reichstagsabgeordneten von Schwarzkoppen und meinen alten Bekannten von Hannover, Herrn von Pfuel, der inzwischen Kreishauptmann in Celle geworden war. — — — Beide sollten Präfectenposten oder etwas Aehnliches übernehmen. — — — Ferner waren Graf Lehndorff und der Husarenleutnant von Dönhoff, ein ungewöhnlich hübscher Mann und, wenn ich nicht irre, Adjutant beim Prinzen Albrecht, zugegen. Auch das Menu von heute möge als ein Beispiel dafür, wie gut unsere Tafel in Versailles bestellt war, notirt werden. Es lautete: Zwiebelsuppe (dazu Portwein), Wildschweinsrücken (dazu Tivoli-Actienbier), Irish Stew, Putenbraten, Maronen (hierzu Champagner

---

nach Deutschland abgeführt; er saß im Juni 1871 noch in Verden, wo man ihn bald nachher auf Verwendung der französischen Regierung freiließ.

und nach Belieben Rothwein) und Dessert, das aus vortrefflichen Cavillenäpfeln und prachtvollen Birnen bestand. Man erwähnte, daß der General von Voigts-Rhetz mit der neunzehnten Division vor Tours stehe, dessen Bevölkerung Widerstand geleistet habe, sodaß man die Stadt mit Granaten habe beschießen müssen. Der Chef bemerkte dazu: „Das ist nicht in Ordnung, daß er nicht mehr geschossen hat, als sie die weiße Fahne aufzogen. Ich hätte fortgefahren mit Granaten gegen die Gesellschaft, bis sie mir vierhundert Geiseln herausgeschickt hätten". Er mißbilligte dann wieder das milde Verfahren der Offiziere gegen die Widerstand leistenden Civilisten. Selbst offenkundiger Verrath würde kaum gehörig gestraft, und so dächten die Franzosen, sie dürften sich Alles gegen uns erlauben. „So ists auch mit diesem Krohn", fuhr er fort. „Der klagt erst einen Advocaten wegen Verschwörung mit Franctireurs an, und wie er ihn verurtheilt sieht, reicht er ein Gnadengesuch ein und dann noch eins, statt ihn todtschießen zu lassen, und zuletzt — er gilt doch sonst für energisch und geradezu — schickt er mir gar die Frau mit einem Saufconduit über den Hals". — — —

Von dieser unklugen Nachsicht kam die Unterhaltung auf den Generalstabschef Unger, der nach Hause gebracht worden, weil er gestörten Geistes sei. Dort brüte er nun meist still vor sich hin, bisweilen aber breche er in lautes Weinen aus. „Ja", seufzte der Chef, „so ein Generalstabschef ist auch ein geplagter Mann. Unaufhörlich zu thun, immer verantwortlich und kann nichts durchsetzen und wird immer chicanirt, fast so schlimm wie ein Minister". — „Ich kenne das selbst mit dem Weinen, 's ist Nervenaufregung, Weinkrampf. Den habe ich auch gehabt, in Nicolsburg, und so stark, daß mich der Bock stieß". — — — „So ein Generalstabschef wird schlecht behandelt, ein Minister auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Mücken-

stiche ohne Ende. Man ließe sich das Andere gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht entbehren". — — —

Als der Varziner Wildschweinsrücken auf den Tisch kam, unterhielt sich der Minister mit Lehndorff und Pfuel über die Jagd auf diese Wald- und Sumpfbewohner und seine Thaten bei solchem Sport. Später besprach man den hiesigen „Moniteur", und der Chef bemerkte: „Da brachten sie in den letzten Wochen auch einen Roman von Heyse aus Meran. Solch sentimentales Zeug gehört nicht in ein Blatt, das für das Geld des Königs erscheint; denn das ist es doch. Die Versailler wollen das auch nicht. Sie verlangen politische Berichte und militärische Sachen aus Frankreich, aus England, meinetwegen aus Italien, aber nicht solch süßliches Gewäsch. Ich bin doch auch eine poetisch angehauchte Natur, aber ich erinnere mich nicht, je auf dieses Feuilleton einen Blick geworfen zu haben, nachdem ich die ersten paar Sätze angesehen hatte". — Abeken, der die Aufnahme des Romans veranlaßt haben soll, vertheidigte die Redaction und sagte, dieselbe habe ihn der „Revue des Deux Mondes" entnommen, die doch ein angesehenes französisches Blatt sei; der Chef aber blieb bei seiner Meinung. Jemand bemerkte dann, der „Moniteur" spräche jetzt ein besseres Französisch. — „Das mag sein", versetzte der Minister. „Darauf aber kommt mir's nicht so sehr an. So sind wir Deutschen aber. Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen, danach, ob wir Andern gefallen und bequem sind. Wenn sie's nicht verstehen, so mögen sie Deutsch lernen". — „Es ist einerlei, ob eine Proclamation in schönem französischen Stil abgefaßt ist, wenn sie nur sonst passend und verständig spricht. Vollkommen werden wir in einer fremden Sprache doch nicht. Es ist unmöglich, daß Einer, der sie nur etwa dritthalb Jahre bisweilen gebraucht, sich in ihr so gut ausdrücken kann, wie

jemand, der sie vierundfünfzig Jahre immer gebraucht hat“. — Man lobte die Steinmetzsche Proclamation ironisch und citirte wunderliche Sprachproben aus ihr, und Lehndorff sagte: „Feines Französisch war es nicht, das muß wahr sein, aber deutlich war es“. — Chef: „Ja, das Verstehen ist ihre Sache. Wenn sie's nicht können, mögen sie sich jemand nehmen, der's ihnen übersetzt. Alle Leute, die sich was wissen mit ihrer Gewandtheit im Französischen, sind für uns nicht zu brauchen. Das ist aber das Unglück bei uns: wer nicht ordentlich deutsch spricht, ist schon dadurch ein gemachter Mann, besonders wenn er dafür englisch radebricht. Der alte (ich verstand: Meyendorff) hat mir einmal gesagt: ‚Trauen Sie keinem Engländer, der das Französische mit richtigem Accent spricht‘, und ich habe das meist bestätigt gefunden. Nur Odo Russell möchte ich ausnehmen“.

Er erzählte sodann, daß der alte Knesebeck einmal zu Aller Verwunderung im Staatsrath aufgestanden sei und um das Wort gebeten habe. Nachdem er ein Weilchen dagestanden, ohne etwas zu sagen, habe jemand gehustet. Da habe er gesagt: ‚Ich bitte mich nicht zu unterbrechen‘, dann sei er noch ein paar Minuten stehen geblieben, worauf er verdrießlich geäußert: ‚Nun habe ich vergessen, was ich vorbringen wollte‘, und sich niedergesetzt habe. —

Die Rede kam auf Napoleon den Dritten, und der Chef erklärte denselben für beschränkt. „Er ist“, so fuhr er fort, „viel gutmüthiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat“. — „Das ist ja“, warf Lehndorff ein, „wie mit dem, was Einer vom ersten Napoleon geurtheilt hat: ‚eine gute Haut, aber ein Dummkopf‘“. — „Nein“, erwiderte der Chef, „im Ernst, er ist trotz dem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmüthig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es

nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht bestellt ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen". — „Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß er nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind der Art, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte". — „Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat gar keinen Begriff davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einem Plebiscit hätte der König Alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk baute bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte, — die Abwendung des Publicums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem — so hätte er gewonnen Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt neun Zehntheile für sich". — „Der Kaiser hat damals über mich geäußert: ‚Ce n'est pas un homme sérieux', woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte". Graf Lehndorff fragte, ob man wohl etwas von der Verhaftung Bebels und Liebknechts zu fürchten hätte, ob das viel Aufregung hervorrufen würde? — „Nein", erwiderte der Chef, „davon ist nichts zu befürchten". — Lehndorff: „Aber Jacoby, da gab's doch viel Lärm und Geschrei". — Chef: „Jude — und Königsberger. Fassen Sie

nur einen Juden an, da schreit's gleich in allen Ecken und Winkeln — oder einen Freimaurer. Und dann kam hinzu, daß sie gegen eine Volksversammlung einschritten, was nicht gerechtfertigt war". Er charakterisirte dann die Königberger als immer oppositionell und krakehlerisch. — „Ja, Königsberg", sagte Lehndorff, „das hat Manteuffel verstanden, wenn er in seiner Ansprache meinte: ‚Königsberg bleibt Königsberg'".

Jemand erwähnte hierauf, daß man Briefe an Favre mit „Monsieur le Ministre" anfinge, worauf der Chef äußerte: „Ich werde nächstens an ihn schreiben: Hochwohlgeborner Herr". Daraus entspann sich eine byzantinische Disputation über Titulaturen und die Anreden Excellenz, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren. Der Kanzler vertrat dabei entschieden anti-byzantinische Ansichten und Absichten. „Man sollte das ganz weglassen", sagte er. „In Privatbriefen brauche ich's auch nicht mehr, und amtlich gebe ich das Hochwohlgeboren den Räthen bis zur dritten Klasse".

Pfuel bemerkte, im Gerichtsstil ließe man die großen Anreden ja auch weg, da hieße es einfach und ohne Titel: „Sie haben sich an dem und dem da und da einzufinden". — „Ja", entgegnete der Minister, „aber Ihre juristischen Anreden sind doch auch nicht gerade mein Ideal. Da fehlt blos noch, daß es heißt: Sie Lumpenhund haben u. s. w."

Abeken als Byzantiner reinsten Wassers meinte, die Diplomaten hätten es schon übel vermerkt, daß man ihnen bisweilen ihre Titulaturen nicht ganz hätte zu Theil werden lassen, und das Hochwohlgeboren gebühre nur den Räthen zweiter Klasse. — „Und den Leutnants", rief Graf Bismarck-Bohlen. — „Ich will's aber ganz abschaffen bei unsern Leuten", erwiderte der Minister. „Es wird damit im Jahr ein Meer von Dinte verschrieben, worüber sich die Steuerzahler mit Recht als über

eine Verschwendung beklagen können. Mir ist's ganz recht, wenn man an mich einfach: An den Ministerpräsidenten Graf von Bismarck schreibt. Ich bitte Sie (zu Abeken), mir darüber Vortrag zu erstatten. Es ist ein unnützer Schwanz, und ich wünsche, daß das wegfällt". Abeken Zopfabschneider — eigne Fügung!

Abends noch einen Artikel über die Verdrehung der Worte gemacht, welche der König zu Anfang des Krieges an die französische Civilbevölkerung gerichtet hat. Auch der Armeebefehl von Homburg muß jetzt als Beweis dienen, daß er sein damals gegebnes Wort nicht gehalten, und nicht blos die Franzosen, sondern auch ihre guten Freunde, die Socialdemokraten Deutschlands bringen diese Verläumdungen zu Markte. So hat in der ersten Woche dieses Monats in Wien eine Versammlung des Arbeitervereins stattgefunden, die eine Resolution gefaßt hat, welche den König auf Grund dieser Entstellungen des Wortbruchs zeiht. Aber weder der Armeebefehl von Homburg (vom 8. Juli), noch die Proclamation vom 11. desselben Monats enthält eine Zusage, welche besagt, man werde nur gegen die französischen Soldaten Krieg führen. Im erstgenannten Actenstücke heißt es: „Wir führen nicht Krieg mit den friedlichen Einwohnern des Landes". Der Ton liegt auf „friedlichen". Franctireurs aber oder solche, die sie unterstützen oder sonst unsern Operationen auf die oder jene Weise thätlich entgegen treten, sind keine friedlichen Einwohner. In der Proclamation aber ist ausdrücklich ausgesprochen, daß „die Generale, welche die einzelnen Corps commandiren, durch besondere Bestimmungen, die zur Kenntniß des Publicums gebracht werden sollen, die Maßregeln festsetzen werden, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, verhängt werden sollen; sie werden in gleicher Weise Alles anordnen, was sich auf Requisitionen bezieht, welche

wegen der Bedürfnisse der Truppen als nothwendig erachtet werden". Hiernach ist verfahren worden. Uebrigens haben die Franzosen kein Recht, sich über Härte von Seite der Deutschen zu beklagen; wir haben nicht wie sie friedliche Leute wie die unter ihnen angesiedelten und dann grundlos von Haus und Hof verjagten Deutschen ins Elend getrieben, wir haben keine Kauffahrtei-Seeleute in die Kriegsgefangenschaft abgeführt, kein uns unschädliches Privateigenthum zerstört, wie sie, wenn von ihnen deutsche Handelsschiffe verbrannt wurden, und nirgends ist von uns wie von ihnen die Genfer Convention verletzt worden. Daß wir Zwangsmaßregeln gegen renitente Ortschaften angewendet und das Wiedervergeltungsrecht zum Zwecke der Verhütung weiterer Verletzungen des Völkerrechts und der Menschlichkeit geübt haben, war in der Ordnung und nicht wider die Abrede. Dahin gehört auch, daß wir in diesen Tagen Granaten nach Tours hineingeworfen haben, wo die Einwohnerschaft unsere Truppen mit Feindseligkeiten empfing, und daß von uns die Eisenbahnbrücke bei dieser Stadt zerstört worden ist, was der Chef mich noch kurz vor Mitternacht telegraphiren ließ. Es ist eben Krieg, was die Franzosen in diesem Falle, wo es ihnen an die Haut geht, noch heute nicht voll begreifen zu können scheinen. Anderswo, in Algier, im Kirchenstaat, in China, in Mexiko z. B., begriffen sie's schneller.

Sonnabend, den 24. December. Weihnachtsabend in der Fremde! Es ist sehr kalt wie gestern und vorgestern. Ich telegraphire, daß Manteuffel gestern mit zwei Divisionen Faidherbe, den General der auf sechzigtausend Mann veranschlagten französischen Nordarmee, geschlagen und zum Rückzuge genöthigt hat.

Beim Essen ist der Oberstleutant von Beckedorff Gast des

Chefs, der ein alter Freund von ihm ist, und mit dem er sich Du nennt. Auf dem Tische steht ein spannenhoher Miniatur-Weihnachtsbaum, und daneben befindet sich ein Etui mit zwei Bechern, einem im Stil der Renaissance und einem von Tulaer Arbeit. Beide, jeder nur zwei große Schlucke haltend, sind Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser läßt sie zur Ansicht herum gehen und bemerkt dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht da bin, so stehlen sie mir sie zuletzt, und in der Stadt kümmere ich mich nicht darum“.

Dann äußerte er zu Beckedorff, er wäre doch eigentlich langsam avancirt, und fuhr darauf fort: „Wenn ich Offizier geworden wäre — ich wollte, ich wäre es — so hätte ich jetzt eine Armee, und da stünden wir nicht vor Paris“. — — —

An dieses Thema knüpften sich weitere Besprechungen der Kriegführung, wobei der Chef meinte: „Es ist mitunter nicht so sehr die Führung, welche die Schlachten bei uns beginnt und lenkt, als die Truppen selber. Wie bei den Griechen und Trojanern. Ein paar Leute sprechen einander Hohn, es kommt zu Schlägen zwischen ihnen, Lanzen werden geworfen, Andere laufen herzu und werfen und schlagen auch, und so giebts endlich eine Schlacht. Erst schießen sich die Vorposten ohne Noth, darauf rücken Andere, wenn es gut geht, nach, zuerst commandirt ein Unteroffizier eine Gruppe, dann kommt der Leutnant mit mehr Leuten nach, dann das Regiment, und zuletzt muß der General nach mit allem, was er hat. So entspann sich die Schlacht bei Gravelotte, die eigentlich erst den 19. stattfinden sollte. Bei Vionville war's anders. Da mußten sie sich den Franzosen entgegenwerfen wie ein Packan“. — — —

Beckedorff erzählte hierauf, daß er bei Wörth zweimal

verwundet worden, einmal zwischen Nacken und Schulterblatt, und zwar offenbar durch eine Explosivkugel, sodann am Knie. Er sei vom Pferde gesunken und liegen geblieben. Da hätte aus geringer Entfernung ein Zuave oder Turko, an einen Baum gelehnt, nach ihm geschossen und ihn am Kopfe gestreift. Desgleichen hätte ein andrer von diesen Halbwilden sich auf der Flucht in einen Graben geworfen, und als unsere Leute über ihn weggewesen, wäre er aufgestanden und hätte ihnen in den Rücken gefeuert. Da wären Einige zu seiner Verfolgung umgekehrt, Einer hätte ihm, da man unserer Truppen wegen nicht schießen gedurft, das Gewehr in's Kreuz geworfen, und so hätten sie ihn gekriegt und umgebracht. „Er hatte das Schießen gar nicht nöthig; denn niemand hätte ihm in seinem Graben was gethan", sagte der Erzähler. „Es war die reine Mordlust".

Der Chef erinnerte an andere Barbareien der Franzosen und bat Beckedorff, seinen Fall für ihn zu Papiere zu bringen und die Explosivkugel ärztlich bescheinigen zu lassen. Zuletzt kam er auf Landschaftliches zu sprechen, wobei er bemerkte, daß er Gebirgsgegenden nicht sehr liebe, erstens wegen der im Thale gewöhnlich beschränkten Aussichten, dann wegen des Auf- und Absteigens. Ich bin mehr für die Ebene, wenn auch nicht gerade für die bei Berlin. Aber kleine Hügel mit hübschem Laubwald, schnelle klare Bäche, etwa wie in Pommern und überhaupt an der Ostsee" — was ihn dann auf verschiedene Ostseebadeorte brachte, von denen er einige recht anmuthig, andere langweilig fand.

Nach Tische ging ich ein paar Mal durch die Baumreihen der Avenue vor unsrer Straße. Inzwischen brannten sie zu Hause im Speisezimmer einen Weihnachtsbaum an, und Keudell bescheerte Cigarren und Pfefferkuchen. Mir schickte man, da

ich zu spät für die Feierlichkeit kam, diese Gaben aufs Zimmer. Ich las dann, wie jetzt immer, was der Tag an Depeschen und Concepten geliefert hatte. Später wurde ich bald nach einander zweimal und dann noch ein Mal zum Chef gerufen. Es soll in mehreren Artikeln auf die grausame Kriegführung der Franzosen, nicht blos der Franctireurs, sondern auch der Regulären aufmerksam gemacht werden, welche beinahe täglich die Genfer Bestimmungen verletze und von ihr nur das zu kennen scheine und anrufe, was den Franzosen vortheilhaft sei. Dabei ist des Schießens auf Parlamentäre, der Mißhandlung und Ausplünderung von Aerzten, Krankenträgern und Lazarethgehülfen, der Ermordung von Verwundeten, des Mißbrauchs der Genfer Binde durch Franctireurs, der Anwendung von Explosivkugeln (im Beckedorffschen Fall) und der völkerrechtswidrigen Behandlung der Schiffe und Mannschaften der deutschen Handelsflotte zu gedenken, die von französischen Kreuzern aufgebracht worden sind. Dann wäre zu schließen: Die gegenwärtige französische Regierung trägt hieran einen großen Theil der Schuld. Sie hat den Volkskrieg entfesselt und kann die von ihr angefachten Leidenschaften nicht mehr im Zaume halten, die sich über das Volksrecht und allen Kriegsgebrauch hinwegsetzen. Auf sie vor allem fällt die Verantwortlichkeit für alle Härte, mit der wir gegen unseren Wunsch und, wie die Kriege in Schleswig und Oesterreich zeigen, gegen unsere Natur und Gewohnheit, in Frankreich das Kriegsrecht handhaben mußten.

Der Chef bekommt Abends um zehn Uhr noch das eiserne Kreuz erster Klasse. — — — Abeken und Keudell erfreuten sich der zweiten Klasse dieser Decoration schon am Nachmittag.

Sonntag, den 25. December. Es ist früh wieder sehr kalt, aber trotzdem begiebt sich Abeken in die Schloßkirche

zur Predigt. Theiß sagt, indem er mir dessen Rock mit dem Kreuze zeigt: „Heute geht der Herr Geheimrath gewiß nicht im Mantel aus“. Im Bureau erfährt man, daß der Cardinal Bonnechose von Rouen hierher zu kommen vorhat. Er und Persigny wollen Berufung des alten Gesetzgebenden Körpers, noch mehr aber des Senats, der aus ruhigeren und reiferen Elementen bestehe, um den Frieden zu berathen. — — — Ferner scheint jetzt sicher zu sein, daß mit der Beschießung von Paris Ernst gemacht werden wird und zwar in den allernächsten Tagen. So deutet man wenigstens den soeben ergangnen Befehl des Königs, durch welchen Generalleutnant von Kameke, bisher Commandeur der 14. Infanteriedivision, zur einheitlichen Führung der Genietruppen und der Generalmajor Prinz Hohenlohe-Ingelfingen zur obersten Leitung der Belagerungsartillerie ernannt wird.

Bei Tische heute kein Gast zugegen, und das Gespräch meist ohne des Aufzeichnens werthe Aeußerungen. Doch mag Folgendes notirt werden. Abeken ließ in die Erörterung, ich weiß nicht mehr, welchen Themas die Bemerkung einfließen, ich führe ein sehr genaues Tagebuch. Bohlen bestätigte das in seiner lebhaften Weise, indem er behauptete: „Ja, der schreibt hinein: um drei Uhr fünfundvierzig Minuten sagte mir Graf oder Baron So und So das und das, als ob ers in Zukunft beschwören wollte“. — Abeken meinte: „Das wird einmal eine Geschichtsquelle sein. Wenn man es doch noch erlebte, es lesen zu können“. Ich entgegnete, ja, ganz gewiß werde es eine Geschichtsquelle sein und eine zuverlässige, wenn auch erst nach dreißig Jahren. Der Chef lächelte und sagte: „Ja, dann wird es heißen: Conferas Buschii Kapitel drei, Seite zwanzig“.

Nach Tische Acten gelesen und darin gefunden, daß der Gedanke einer Vorschiebung der deutschen Grenzen nach Westen

amtlich dem König zuerst am 14. August und zu Herny vorgetragen worden ist. Am 2. September hat die badische Regierung eine Denkschrift mit ähnlicher Tendenz eingesendet.

Montag, den 26. December. Daß ich an einem der Loostage des Jahres Siebzig in einem Privathause zu Versailles echte sächsische Weihnachtsstolle essen würde, hätte ich nicht geglaubt, und wenn es mir auch von allen zwölf kleinen Propheten geweissagt worden wäre. Und doch hatte ich diesen Morgen ein gutes Stück davon vor mir, eine Gabe der Mildthätigkeit Abekens, der eine Kiste mit solchem Gebäck aus Deutschland bekommen hat.

Abgesehen von den gewöhnlichen Arbeiten war heute ununterbrochen Feierabend. Das Wetter war nicht mehr so kalt, aber ebenso hell wie gestern. Gegen drei Uhr wurde wieder einmal lebhafter von den Forts gefeuert. Ob sie wohl etwas davon gemerkt haben, daß wir ihnen nächstens zu antworten bereit sind? Schon in der vorigen Nacht schossen sie eine Weile ganz gewaltig aus ihren großen Donnerbüchsen.

Beim Diner war Waldersee zugegen. Es wurde fast nur über militärische Fragen gesprochen. — — —

Zuletzt kam man auf die Gabe, viel trinken zu können, und der Minister äußerte u. A.: „Früher hatte mir das Trinken gar nichts an. Wenn ich bedenke, was ich da geleistet habe. Die schweren Weine, besonders den Burgunder"! Darauf drehte sich das Gespräch eine Weile um das Kartenspiel, und er bemerkte, daß er früher auch darin viel gethan und z. B. einmal zwanzig Rubber Whist nach einander gespielt habe, „was sieben Stunden Zeit gleichkommt". Ihn könne es nur interessiren, wenn hoch gespielt würde, das schicke sich aber nicht für einen Familienvater. Veranlassung zur Vornahme dieses Themas hatte übrigens der Umstand gegeben, daß der Chef jemand

einen „Riemchenstecher“ genannt hatte, was er dann, nachdem er gefragt, ob man das verstünde, dahin erklärte: „Das Riemchenstechen ist ein altes Soldatenspiel gewesen, und ein Riemchenstecher ist nicht gerade ein Schuft, aber ein schlauer, gewandter Mensch“. — — —

Abends wieder einen Artikel über die barbarische Kriegführung der Franzosen geschrieben und einen Aufsatz der „Staatsbürgerzeitung“, welche ein weniger schonendes Verfahren gegen die Franzosen empfiehlt, für Seine Majestät zurecht gemacht.





Sechzehntes Kapitel.

Während der ersten Wochen des Bombardements.

Am 27. December begann endlich — endlich! — die langersehnte Beschießung von Paris und zwar auf der Ostseite. Wie das Folgende zeigt, wußten wir davon zunächst nichts, und auch später machte das Feuer nur an einigen Tagen den Eindruck großer Vehemenz. Sehr bald gewöhnte man sich daran, niemals absorbirte es die Beobachtung auch von Kleinigkeiten, und niemals unterbrach es auf eine längere Weile den Gang der Arbeiten und den Fluß der Gedanken. Die französischen Forts hatten darauf vorbereitet. Das Tagebuch möge davon weiter erzählen.

Dienstag von früh bis tief in den Tag hinein dichter Schneefall bei ziemlich harter Kälte. Am Morgen berichtete der Kanzleidiener, der außer mir auch Abeken bediente, von unserm alten Geheimrath, als ob er ihn für einen Katholiken hielte: „Früh liest er seine Gebete. Ich glaube, daß es lateinisch ist. Das liest er ganz laut, daß man es manchmal auf dem Vorsaale hört; wahrscheinlich ist es die Messe“. — Dann fügte er hinzu, Abeken habe gemeint, der starke Kononendonner, der seit der siebenten Stunde in der Ferne zu vernehmen sei, werde wohl der Beginn des Bombardements sein.

Verschiedene Briefe mit Anweisung zu Artikeln geschrieben. — — — Nach zwölf Uhr auf Befehl des Chefs nach London telegraphirt, daß die Beschießung der Außenwerke von Paris diesen Morgen ihren Anfang genommen. Es ist der Mont Avron, eine Schanze bei Bondy, welche unsere Belagerungsartillerie zunächst ins Auge gefaßt hat, und die Sachsen scheinen die Ehre zu haben, die ersten Schüsse abfeuern zu dürfen. Der Minister bleibt den ganzen Tag über im Bette, nicht weil er besonders unwohl wäre, sondern, wie er mir sagt, um sich gleichmäßig warm zu halten. Er kommt auch nicht zu Tische, wo Graf Solms mit uns speist. Von der Unterhaltung dabei ist nur zu notiren, daß Abeken erwähnt, der „Kladderadatsch" enthalte ein recht hübsches Gedicht auf den Herzog von Coburg — vielleicht ein Lobgedicht.

Die Bonapartisten scheinen sehr rührig geworden zu sein und sich mit großen Plänen zu tragen. Persigny und Palikao haben die Absicht, Orleans von uns neutralisiren zu lassen und dorthin das Corps Legislatif zu berufen, daß es die Frage entscheide, ob Republik oder Monarchie sein, und, falls es sich für die letztere ausspräche, welche Dynastie herrschen solle. Man will damit aber noch einige Zeit warten, bis größere Niedergeschlagenheit gefügiger gemacht habe. Bonnechose, der Erzbischof von Rouen, beabsichtigt einen Versuch zur Vermittelung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich zu unternehmen. Derselbe ist früher Jurist gewesen und erst spät in den geistlichen Stand getreten. Er gilt für gescheidt, steht mit den Jesuiten in Verbindung und ist seines Zeichens eigentlich Legitimist, hält aber viel von Eugenien, weil sie fromm ist; er war ferner ein eifriger Förderer des Unfehlbarkeitsdogmas und erwartet Papst zu werden, wozu er in der That einige Aussicht haben soll. Nach gewissen Aeußerungen hofft er Trochu, mit dem er bekannt ist, zur

Uebergabe von Paris bewegen zu können, falls wir — nicht auf Landabtretung beständen. Statt dessen könnten wir ja, wie der Herr Erzbischof gemeint hat, die Rückgabe von Nizza und Savoyen an Victor Emanuel verlangen und diesen dann nöthigen, dem Papste, dem Toskaner und der neapolitanischen Majestät ihr Land wiederzugeben, und so uns den Ruhm erwerben, die Schirmherren der Ordnung und die Wiederhersteller des Rechtes in Europa zu sein. Welch ein komischer Plan!

Der Chef hat zu den kräftigsten Maßregeln gegen Noquet le Roi, wo ein Ueberfall durch Franctireurs von der Einwohnerschaft unterstützt worden ist, Anweisung ertheilt; er hat ferner das Gesuch des Maires und der Municipalität von Chatillon um Erlaß der Million Franken abgewiesen, die diesem Orte als Strafe auferlegt worden ist, weil dort Aehnliches vorgekommen ist. In diesem wie in jenem Falle hat ihn der Grundsatz geleitet, man müsse der Bevölkerung des Landes den Krieg fühlbar machen, um sie dem Frieden geneigt zu stimmen.

Um elf Uhr Abends zum Chef gerufen, der mir verschiedene Zeitungsartikel aus Berlin „zur Sammlung" (von Beispielen der barbarischen Kriegführung der Franzosen, die ich auf seinen Befehl begonnen) sowie zwei andere Aufsätze giebt, die an den König gehen sollen. — — —

Mittwoch, den 28. December. Schneefall bei mäßiger Kälte. Der Chef verläßt sein Zimmer auch heute nicht. Er giebt mir einen französischen Brief zu beliebiger Verwendung den „une Américaine" unterm 25. December an ihn gerichtet hat. Derselbe lautet:

„Graf von Bismarck. Jouissez autant que possible, Herr Graf, du climat frais de Versailles, car, un jour, vous aurez à supporter des Chaleurs infernales pour tous les malheurs, que vous avez causés à la France et à l'Allemagne". Das

ist Alles. Welchen Zweck die Verfasserin mit ihrer Zuschrift verfolgt hat, ist nicht erfindlich.

Beim Frühstück ist Excellenz Delbrück wieder zugegen. Derselbe ist überzeugt, daß die zweite baierische Kammer die Versailler Verträge schließlich ebenso gutheißen wird wie der norddeutsche Reichstag, vor dessen Beschluß in der Sache ihm in der That einige Tage lang bange gewesen sei.

Nach den französischen Blättern wäre ungefähr jeder Soldat der deutschen Armeen über die Pflichten, die das siebente Gebot auferlegt, im Unklaren. Nach einer Bekanntmachung des Präfecten der Seine und Oise muß es von dieser Regel Ausnahmen geben und zwar recht glänzende Ausnahmen. Dieselbe besagt: „Das Publicum wird benachrichtigt, daß von Soldaten der deutschen Armee wieder die folgenden Gegenstände gefunden worden sind: 1) In dem leerstehenden Hause des Notars Maingot zu Thyais an der Ecke der Straße nach Versailles und der nach Grignon ein Packet mit Werthsachen, die auf hunderttausend Franken geschätzt werden. 2) Zu Choisy le Roi, in einem von seinen Bewohnern verlassnen Hause auf der Rue de la Raffinerie, Nummer 29, ein Packet mit Werthpapieren. 3) Auf dem Wege von Palaiseau nach Versailles eine Geldtasche mit 10 preußischen Thalern und verschiedenen kleinen deutschen und französischen Münzen. 4) In dem verlassenen Hause des Herrn Simon zu Ablon zwei Packete, die ungefähr dreitausend Franken enthalten. 5) Im Garten des Herrn Duhuy, Adjuncten zu Athis, ein Kästchen mit Eisenbahnactien und andern Papieren von Werth. 6) Im verlassnen Hause des Herrn Dufossé zu Choisy le Roi, Rue de Villiers, Nummer 12, Papiere im Werthe von siebentausend Franken. 7) Im Kloster zu Hay elftausend Franken in Werthpapieren. 8) In einem von seinen Bewohnern geräumten Hause am Ufer

der Seine bei Saint Cloud ein Packet mit Werthpapieren. 9) In einer verlassnen Wohnung zu Brunoy eine kleine Pendule. (Ein Gegenstand, den wir nach den Behauptungen der französischen Journalisten sonst vorzugsweise gern einpacken und mitnehmen.) 10) Im Garten des Hauses, welches in der Nähe der Kirche die Ecke der Straße zwischen Villeneuve le Roi und dem Friedhofe von Orly bildet, mehrere Bijouterie-Gegenstände von alter und moderner Arbeit. 11) Im Garten neben dem Gewächshause des Château Rouge zu Fresnes les Rungis ein Milchkübel, der Gold- und Silbersachen, Werthpapiere au Porteur und andere enthält".

Donnerstag, den 29. December. Viel Schnee, geringe Kälte. Der Minister bleibt im Bett wie gestern, arbeitet aber und scheint nicht besonders krank zu sein. Er läßt mich telegraphiren, daß die erste Armee in Verfolgung Faidherbes bis Bapaume vorgedrungen ist, und daß der Mont Avron gestern unser Feuer (es sind einige dreißig oder vierzig Geschütze, die ihn beschießen) nicht mehr erwidert hat. Beim Frühstück heißt es, daß die sächsische Artillerie gestern und vorgestern vier Todte und neunzehn Verwundete gehabt habe.

Nachmittags die Depesche Granvilles an Loftus in Betreff des Bismarckschen Rundschreibens über die Luxemburgische Angelegenheit für den König übersetzt. Dann Akten studirt. Um die Mitte des October ist dem Chef eine Coburger Denkschrift mit Vorschlägen zu einer Neugestaltung Deutschlands zugegangen. Unter diesen Vorschlägen befindet sich auch die Wiederherstellung der Kaiserwürde und zuletzt die Ersetzung des Bundesraths durch Bundesministerien und die Schaffung eines aus Vertretern der Regierungen und Delegirten der Landtage zusammengesetzten Reichsrathes. Der Chef hat darauf geantwortet, ein Theil der in diesen Vorschlägen niedergelegten

Gedanken sei schon seit langer Zeit in der Verwirklichung begriffen. Gegen die Bundesministerien und den Reichsrath müsse er sich verwahren, da er sie als für die Ausführung aller andern Neugestaltungen hinderlich betrachte. — — — Aus Brüssel wird berichtet, daß der König der Belgier uns wohlwolle, aber kein Mittel habe, um gegen die deutschfeindliche Presse des Landes einzuschreiten. — Der Großherzog von Hessen hat sich dahin geäußert, daß Elsaß und Lothringen preußische Provinzen werden müßten. Dalwigk dagegen, uns noch so abgeneigt wie je, will, daß die von Frankreich abzutretenden Gebietstheile mit Baden vereinigt werden, das dafür die Gegend von Heidelberg und Mannheim zur Herstellung des Zusammenhanges mit der linksrheinischen Pfalz an Baiern übergeben soll. — In Rom will der Papst die „Mediation" zwischen uns und Frankreich übernehmen.

Abends übergab ich Bucher die gesammelten Zeitungsberichte über die inhumane und völkerrechtswidrige Kriegführung der Franzosen zu einer Arbeit. Um zehn Uhr ließ der Chef mich rufen und sagte, auf dem Sopha vor dem Kamin liegend und mit einer Decke zugedeckt: „Na, wir haben ihn!" — „Wen, Excellenz"? — „Den Mont Avron". Er zeigte mir dann einen Brief von Graf Waldersee, in welchem derselbe meldete, daß diese Schanze diesen Nachmittag von Truppen des 12. Armeecorps besetzt worden sei, und daß man dort viele Lafetten, Gewehre und Munitionsvorräthe sowie zahlreiche Todte gefunden habe. Der Minister sagte: „Wenn nur nicht etwa eine Mine drin ist und die armen Sachsen auffliegen". Ich theilte die Nachricht von diesem ersten Erfolge des Bombardements telegraphisch nach London mit, aber in Chiffren, weil man es sonst beim Generalstabe übel nehmen könnte.

Später schickte der Kanzler noch einmal nach mir, um mir

ein Blatt der „Kölnischen Zeitung“ zu zeigen, die einen Ausfall des Wiener „Tageblatt“ reproducirt, worin es heißt, Bismarck habe sich über die Widerstandsfähigkeit von Paris gründlich getäuscht und in dieser Uebereilung, der jetzt Hunderttausende (warum nicht lieber gleich Millionen?) zum Opfer fielen, zu hochgespannte Forderungen in Betreff des Friedens gestellt. Darauf wurde unsrerseits erwidert, niemand kenne die Friedensbedingungen des Bundeskanzlers, da er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, sich amtlich darüber auszusprechen, jedenfalls seien sie nicht so hochgespannt, als die der öffentlichen Meinung in Deutschland, die fast einstimmig ganz Lothringen verlangt habe. Auch seine Ansichten über die Widerstandsfähigkeit von Paris könne niemaud wissen, da er gleichfalls noch nicht in der Lage gewesen sei, sie amtlich kundzugeben.

Wie den Tag über mehrmals lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz zu hören war, so auch in der Nacht bis nach zwölf Uhr.

Freitag, den 30. December. Die bittere Kälte der letzten Tage währt fort. Der Chef hütet wegen Unwohlseins noch immer das Zimmer und meist auch das Bett. Früh auf seinen Befehl erst Näheres über die Besetzung des Mont Avron, dann über die schmähliche Prämie telegraphirt, mit welcher die gefangnen französischen Offiziere nach amtlichem Eingeständniß der Delegation in Tours zum Davongehen unter Bruch ihres Ehrenworts verlockt worden sind. Ich schrieb ferner Artikel über dieses Thema für die deutsche Presse sowie für den hiesigen „Moniteur“ mit folgendem Gedankengange:

Wiederholt schon haben wir Gelegenheit genommen, auf die tiefe Corruption aufmerksam zu machen, die sich in den Vorstellungen vom Wesen der militärischen Ehre auf Seiten gewisser Staatsmänner und gewisser Offiziere der Armee Frankreichs

kundgiebt. Eine Mittheilung, die uns aus guter Quelle zugeht, liefert uns den Beweis, daß wir bis jetzt noch nicht gewußt haben, wie tief das Uebel sitzt und wie weit es geht. Wir haben vor unsern Augen eine amtliche Verfügung, die aus dem französischen Kriegsministerium und zwar aus dem 5. Bureau der 6. Abtheilung ergangen ist und die Ueberschrift: „Solde et revues“ trägt. Tours, den 13. November datirt und vom Oberstleutnant Alfred Jerald sowie vom Obersten Tissier, dem Generalstabschef des 17. Armeecorps unterzeichnet, sichert diese Verfügung, indem sie sich auf eine andere, die am 10. November ergangen ist, bezieht, allen französischen Offizieren ohne Ausnahme, die sich in deutscher Gefangenschaft befinden, für den Fall, daß sie sich davonmachen, eine Geldbelohnung zu. Wir sagen, allen Offizieren ohne Ausnahme, d. h. auch denen, die ihr Ehrenwort gegeben haben, nicht zu entfliehen. Die Prämie, die für ein solches ehrloses Betragen angeboten wird, beträgt siebenhundertundfünfzig Franken. Diese Maßregel bedarf keines Commentars. Sie wird wahrscheinlich in ganz Frankreich Entrüstung erwecken. Die Ehre, das köstlichste Gut jedes deutschen Offiziers — und Pflicht und Gerechtigkeit verlangen, daß wir hinzusetzen, auch aller französischen Offiziere in der Vergangenheit — wird von den Menschen, die der 4. September an's Ruder gebracht hat, als ein Gegenstand des Kaufs und Verkaufs, ja selbst des Kaufs für ein Billiges betrachtet. Auf diesem Wege werden die Offiziere der französischen Armee noch dahin kommen, daß sie glauben, Frankreich werde nicht mehr von einer Regierung geleitet, sondern von einem Handelshause zu dessen Zwecken ausgebeutet, einem Handelshause mit laxen Grundsätzen im Punkte von Rechtlichkeit und Anstand, das sich Gambetta und Compagnie schreibt. „Wer kauft Götter? Wer verkauft Ehrenworte“?

Später noch einen kleinen Artikel über einen Irrthum abgesandt, der wiederholt in der „Kölnischen Zeitung“ zu lesen war, und der in diesen Tagen auf Veranlassung der nach Wien gerichteten Depesche des Bundeskanzlers abermals laut wurde. Das große rheinische Blatt sagt: „Seit 1866 gehören wir zu denen, welche unablässig bald nach Wien, bald nach Berlin die Mahnung richten, die gegenstandslos gewordene Eifersucht abzuthun und sich möglichst nahe an einander anzuschließen. Wir haben oft die persönliche Gereiztheit zwischen Bismarck und Beust bedauert, die eine solche Annäherung zu erschweren schien“, u. s. w. Darauf wurde entgegnet: „Schon oft hat man in der That zu bemerken gehabt, daß die Kölnische Zeitung das politische Thun und Unterlassen des Bundeskanzlers aus persönlichen Motiven, persönlichen Neigungen oder Abneigungen, Stimmungen oder Verstimmungen zu erklären suchte, und wir begegnen hier einem weiteren Beispiele dieser mit nichts zu rechtfertigenden Meinung. Weshalb man immer wieder mit solcher Verdächtigung hervortritt, ist uns unerfindlich. Wir wissen nur, daß zwischen dem Kanzler des Norddeutschen Bundes und dem Reichskanzler Oesterreich-Ungarns eine persönliche Gereiztheit durchaus nicht besteht, ja daß die beiden Staatsmänner vor 1866, wo sie öfter in persönliche Berührung kamen, wie auch Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstage constatirt hat, auf recht gutem Fuße mit einander standen. Seitdem ist zwischen ihnen als Privaten nichts geschehen, was eine bittere Stimmung erzeugen könnte, schon weil sie seitdem nicht persönlich mit einander verkehrten. Standen sie sich als Staatsmänner bisher mehr oder minder feindlich gegenüber, so ist die Ursache hiervon nicht verborgen. Sie waren eben bisher Vertreter verschiedener politischer Systeme, sie versuchten verschiedene politische Grundgedanken zu verwirklichen, zwischen

denen sich schwer Anknüpfungspunkte auffinden ließen, obwohl dieß nicht absolut unmöglich ist. Dieß und nichts Anderes ist die Erklärung dessen, was die Kölnische Zeitung aus persönlichen Motiven hervorgehen läßt, die keinem Staatsmann der Gegenwart in seinem Denken und Handeln ferner liegen als dem Bundeskanzler. — Nebenher sei hier noch bemerkt, daß sich Graf Bismarck über die Widerstandsfähigkeit von Paris nicht nur nicht, wie das rheinische Blatt einer Wiener Zeitung nachdruckt, „gründlich“, sondern überhaupt nicht getäuscht hat. Er ist nie darüber gefragt worden, hielt aber, wie wir aus bester Quelle wissen, die Einnahme der Stadt schon vor Monaten für schwierig und war gegen die Einschließung derselben vor dem Falle von Metz“.

Abends im Bureau Akten gelesen, darunter interessante Berichte aus Baiern. — — — Ferner eine Weisung, nach dem Elsaß gerichtet, mit dem Grundgedanken: nicht darin besteht hier gegenwärtig die Hauptaufgabe, daß das Elend des Landes gemildert und die Bevölkerung möglichst mit der ihr bevorstehenden Einverleibung in Deutschland versöhnt wird; das Erste vielmehr, wofür jetzt Sorge zu tragen ist, heißt Förderung des Kriegszwecks, der in baldiger Erreichung des Friedens besteht, und Sicherung der Truppen. Infolge dessen sollen alle französischen Beamten, die sich uns nicht zur Verfügung stellen, desgleichen die Richter, die unter uns nicht fungiren wollen, nach dem Innern Frankreichs ausgewiesen werden. Aus gleichen Gründen soll man den Pensionären ihre Pensionen nicht auszahlen: sie könnten sich dann nach Bordeaux wenden und würden in dieser Lage mehr nach Frieden verlangen.

Abends zehn Uhr noch den Erfolg der ersten Armee gegen Mobile und Franctireurs telegraphirt. Nach elf Uhr wieder zum Chef gerufen. Dann eine falsche Auffassung der Verhält-

nisse vor Paris berichtigt, die in der „Kreuzzeitung“ vorgetragen worden. Man scheint dort der Meinung zu sein, daß es sich jetzt schon um eine Beschießung der Stadt selbst handle. Das ist aber ein Irrthum, und die sonst guten Berichte des Blattes beruhen in dieser Hinsicht auf lückenhafter Kenntniß der Topographie von Paris. Wir haben es zunächst mit den Forts zu thun, die aber von der Stadt weit entfernt sind. Wollte man letztere über die Forts weg beschießen, so wäre dieß ein Unternehmen ungefähr dem gleich, wenn jemand auf den Müggelsbergen bei Köpnik und auf den Hügeln bei Spandau Forts von der Größe und Stärke Spandaus vor sich hätte und über diese Befestigungen hinweg Berlin bombardiren wollte. Wir nehmen erst die Forts, dann folgt die Beschießung der Stadt selbst. Vorher sind nur Vorstädte oder solche Theile der Stadt selbst für unsere Geschütze erreichbar, deren Beschießung nicht viel hilft.

Nach zehn Uhr, wo ich meine letzten Einträge ins Tagebuch mache, wird bis gegen elf Uhr wieder ziemlich fleißig vom Mont Valérien oder den Kanonenbooten gedonnert.

Sonnabend, den 31. December. Alle Welt unter uns ist schon kränklich gewesen. Auch ich fange an matt zu werden, und es wird gut sein, wenn ich die Nachtarbeit, die das Tagebuch kostet, abkürze oder ein paar Tage ganz unterbreche. Auch die strenge Kälte, gegen die der Kamin nur unvollkommen schützt, mahnt ab von dem bisherigen Aufbleiben bis lange nach Mitternacht.

Gambetta und Genossen in Bordeaux treten in ihrer Eigenschaft als Dictatoren immer gewaltthätiger auf. Kaum hat sich das Kaiserreich, dessen Willkür sie früher bekämpften, so despotisch über gesetzlich bestehende Einrichtungen hinweggesetzt oder sie so autokratisch beseitigt, wie diese Republikaner vom

reinsten Wasser. Soeben erfährt man, daß die Herren Crémieux, Gambetta, Glais-Bizoin und Fourichon am 25. December mit Bezug auf frühere Verfügungen kurzer Hand decretirt haben: „Die Generalräthe und die Arrondissementsräthe sind aufgelöst, desgleichen die Departemental-Commissionen, wo man deren eingerichtet hat; die Generalräthe werden durch Departemental-Commissionen ersetzt werden, die aus so vielen Mitgliedern zu bestehen haben, als das Departement Cantone hat, sie werden auf den Vorschlag der Präfecten von der Regierung eingesetzt". — Wo wir sind, natürlich nicht. Ich schicke das Decret zum Abdruck an die Redaction des „Moniteur". — — —

Montag, den 2. Januar. Die Ermattung und die Kälte dauern fort. Der Chef ist noch immer unwohl. Desgleichen Hatzfeld und Bismarck-Bohlen. Der Gambettasche Krieg à outrance soll jetzt mit Beihülfe von einer Art arabischen Franctireurs weitergeführt werden. Was wird Herr de Chaudordy, der uns neulich als Barbaren vor den Großmächten verklagte, zu dem Artikel sagen, in dem die „Independance Algérienne" die Vorstellungen dieser wilden Horden von dem, was im Kriege erlaubt ist, auseinandersetzt, oder die sie ihnen einzuprägen beabsichtigt? Verschiedene in Frankreich erscheinende Blätter billigen sie offenbar; denn sie haben den geradezu bestialischen Artikel ohne ein Wort der Mißbilligung abgedruckt, und wenn sie das nicht unterließen, so ist daraus zu schließen, daß sie auch auf Billigung bei ihren Lesern rechnen konnten. Notiren wir ihn uns als Andenken an den Siedegrad, den die Leidenschaft des Hasses bei einem großen Theil unsrer Gegner erreicht hat. Der Wuthausbruch des afrikanischen Journalisten, in den französische Collegen einstimmten, lautet:

„Der Augenblick ist gekommen. Möge jede unsrer Provinzen zehn Gums von je zweihundert Mann ausheben! Sie

werden ihre Kaids und einige Offiziere von den arabischen Bureaux zu Anführern haben. Diese Gums werden sich, sobald sie fertig für den Abmarsch sind, nach Lyon wenden, dort werden sie den Dienst von fliegenden Tirailleurs und Eclaireurs übernehmen, von dem unsere leichte Reiterei nichts versteht. Ihre erste Aufgabe wird darin bestehen, die Ulanen zu vernichten oder wenigstens dadurch in Schrecken zu setzen, daß sie ein paar Köpfe abschneiden. In zwei oder drei Gruppen getheilt, unter denen jeder einige deutschsprechende Offiziere und Unteroffiziere beigegeben sein werden, werden diese tapfern Kinder der Wüste sich auf das Großherzogthum Baden werfen, wo sie alle Dörfer niederbrennen und alle Wälder anzünden werden — was in diesem Augenblicke, wo die dürren Blätter den Boden bedecken, leicht ist. Der Schwarzwald wird mit seinen Flammen das Thal des Rheines erleuchten. Die Gums werden sodann in Württemberg eindringen, wo sie Alles verwüsten werden. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird ohne Zweifel die Niederlage und den Sturz des letzteren zur Folge haben.

Die Gums führen nichts mit sich als Patronen. Ueberall finden sie, was sie zum Leben bedürfen. Haben sie für einige Tage Nahrung und Nothdurft, so verbrennen sie Städte und Dörfer. Wir werden zu diesen tapfern Söhnen des Propheten sagen: Wir kennen euch, wir schätzen euren Muth, wir wissen, daß ihr energisch, unternehmend, ungestüm seid. Geht hin und schneidet Köpfe ab, je mehr ihr abschneiden werdet, desto höher wird unsere Achtung vor euch steigen.

Auf die Nachricht vom Einbruche dieser Afrikaner in das feindliche Gebiet wird sich allgemeiner Schrecken über Deutschland verbreiten, und die preußischen Armeen werden bereuen,

ihr Land verlassen zu haben, wo ihre Frauen und ihre Kinder jetzt die Schuld ihrer Männer und Väter zu bezahlen haben werden. Lassen wir hinter uns das Erbarmen! Lassen wir hinter uns die Gefühle der Menschlichkeit! Weder Gnade noch Mitleid mit diesen modernen Hunnen! Nur der Einbruch in Deutschland kann rasch die Aufhebung der Belagerung von Paris herbeiführen. Die Gums werden auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Es genügt, wenn wir ihnen den Zügel locker lassen und zu ihnen sagen: Morden, plündern, niederbrennen"!

Angenehmer Mensch, der Verfasser. Angenehme Vorschläge, besonders da, wo davon die Rede ist, daß bei dem Morden, Plündern und Niederbrennen der Wilden, die man aufruft, französische Offiziere die Führer sein sollen. Und solche Gums scheinen wirklich bereits auf französischem Boden eingetroffen zu sein, wenigstens liest man von der vor Kurzem erfolgten Ankunft von Verstärkungen aus Afrika.

Dienstag, den 3. Januar. Der Gedanke, daß die weite Ausbreitung der deutschen Heere nach Norden und Südwesten hin gefährlich und daß eine gewisse Concentration geboten sei, hat, wie ich sehe, auch anderwärts seine Vertreter. Zunächst hat die Wiener „Presse" aus der Feder eines Fachmannes eine Auseinandersetzung gebracht, welche eine Zusammendrängung unserer in Frankreich befindlichen Truppenmassen für nothwendig erklärt, wenn Zersplitterung vermieden, und die damit verbundene Schwächung unserer Offensivkraft verhindert werden soll. Der Verfasser denkt an eine Concentration unsrer Truppen in einem Umkreise von fünfzehn bis zwanzig Meilen um Paris. Hier sollen die zum Entsatze der Stadt vom Westen und Norden heranrückenden französischen Armeen mit der ganzen Gewalt der deutschen Heeresmassen niedergeschmettert und zerstreut werden.

Selbst die riesenhaften bisher ohne Aufhören aus Deutschland hervorgegangenen Kräfte reichten, so fährt unser Sachverständiger fort, keineswegs hin, um alle kriegerischen Aufgaben, die man deutscherseits in die Hand genommen, gleichzeitig zu lösen. Der Wunsch aber, sie allesammt rasch zu Ende zu bringen, muß zu einer mit Gefahren aller Art verbundenen Verzettelung der Heereskörper führen, ein Uebelstand, der dadurch noch bedenklicher wird, daß die weiten Märsche in harter Winterszeit die Mannschaften schwächen und aufreiben. Der betreffende Aufsatz warnt daher vor weitaussehenden militärischen Unternehmungen wie Märschen nach Havre und Lyon und empfiehlt die Errichtung von verschanzten Lagern in gehöriger Entfernung von Paris sowie die Zerstörung der Eisenbahnen außerhalb des Gürtels dieser Lager, sodaß die noch nicht von uns occupirten Theile Frankreichs an der Peripherie nur durch Schifffahrt mit einander zu verkehren im Stande sein würden.

Dieses Verzichten auf weiteres Vordringen und diese Zusammenfassung der deutschen Streitkräfte wird auch von der „Nationalzeitung“ in einem Artikel empfohlen, der noch mehr wie der obige mit gewissen hier in Versailles zu hörenden Ideen zusammentrifft. Es heißt da (Nr. vom 31. December) u. A.: „Die Räumung von Dijon und die Nichtbesetzung von Tours, bis an dessen Thore bekanntlich eine Abtheilung des zehnten Armeecorps vorgedrungen war, geben vielleicht einen Fingerzeig über die Absichten, welche von deutscher Seite überhaupt bei Fortsetzung des Krieges bestimmend sein werden. Man darf vielleicht erwarten, daß Frankreich nach der Einnahme von Paris seinen Widerstand aufgeben und sich den deutschen Friedensbedingungen fügen wird. Aber mit Sicherheit ist nicht darauf zu rechnen, und so muß man auch auf das Gegentheil gefaßt sein. Jedenfalls wird auch nach dem Falle von Paris nicht sofort

eine allgemein anerkannte und von einer Nationalvertretung gestützte Regierung vorhanden sein, mit welcher Friedensverhandlungen unter den nöthigen Bürgschaften der Dauer angeknüpft werden könnten. Wird nun der Krieg fortgesetzt, so kann sein Ziel unmöglich die völlige Eroberung eines so ausgedehnten Landes wie Frankreich sein. Unsere Heere würden zwar, wie bisher, überall siegreich auftreten und die feindlichen Streitkräfte zersprengen; aber hiermit würde es nicht genug sein, es würde sich darum handeln, in allen eroberten Gebieten auch eine neue Civilverwaltung zu organisiren und ihr die Einwohner zu unterwerfen. Schon in dem Landstriche zwischen dem Kanal und der Loire waren unsere Truppenmassen kaum dicht genug, um überall den Verkehr vollständig zu sichern, das Ansehen der fremden Administration in jeder Stadt und jedem Dorfe aufrecht zu erhalten, meuchlerische Anfälle zu verhüten, überall die Steuern sowie die vom Kriege unzertrennlichen Lieferungen und Contributionen einzutreiben. Dieses Netz ins Ungemessene auszudehnen würde nicht nur unsere militärische Leistungsfähigkeit übersteigen, so hoch wir dieselbe auch veranschlagen mögen; wir können in der Heimath auch nicht das für eine solche Aufgabe erforderliche Aufgebot von Kräften der Civilverwaltung entbehren. Es wird daher, wenn der Friede nicht in allernächster Zeit zu erreichen ist, unsere Kriegführung ihre Ziele klar und fest zu begrenzen haben. Sie wird einen bestimmten Theil des französischen Gebiets ins Auge zu fassen haben, der so dicht zu besetzen ist, daß wir ihn vollständig in der Hand haben und für eine beliebige Periode unter unsrer Herrschaft halten können. Dieser Theil würde die Hauptstadt und die besten Provinzen mit der tüchtigsten und streitbarsten Bevölkerung Frankreichs umfassen; er würde natürlich alle Lasten und Kosten des Krieges zu tragen haben, bis

sich überall im Lande eine Friedenspartei bildete, welche stark genug wäre, den Machthabern des Augenblicks ihren Willen aufzuerlegen. Der zu occupirende Gebietstheil würde so zu umgrenzen sein, daß er militärisch möglichst leicht zu vertheidigen wäre. Ueber diese Linie hinaus würden natürlich auch ferner Offensivstöße zu augenblicklichen Zwecken erfolgen können, aber von vornherein würde nicht die Absicht bestehen, sie dauernd zu überschreiten. In denjenigen Gebieten, welche Deutschland zur Sicherung seiner Grenzen bedarf, würde in der Zwischenzeit mit der Einverleibung vorgegangen werden, ohne den Friedensschluß abzuwarten".

Freitag, den 6. Januar. Die Kälte bis gestern sehr groß, ich glaube neun bis zehn Grad unter Null. Dabei meist Nebel, der am Mittwoch besonders dicht war. Der Chef ist fast die ganze Woche unwohl gewesen. Erst gestern, dann heute fuhr er des Nachmittags ein Weilchen aus. Hatzfeld und Bohlen kränkeln. Auch bei mir beginnt die Abgespanntheit und Unlust zum Arbeiten erst heute zu weichen, vielleicht infolge von zwei Nächten mit reichlichem Schlafe, vielleicht infolge der Besserung des Wetters; denn der Nebel, der sich heute Morgen in Rauchfrost verwandelt hat und in funkelnden Krystallen an den Zweigen der Bäume sitzt, hat einem schönen Tage Raum gemacht und ist sogar über den Waldhügeln zwischen hier und Paris im Abzug begriffen. Fangen wir also ein neues Leben an wie unsere Kanonen, die wegen verhüllter Aussicht in den letzten Tagen auch wenig arbeiteten, heute aber wieder herzhafter drein schießen. Vorher indeß holen wir einige Tagebuchsnotizen nach, die unterblieben sind. In der Zwischenzeit ist der Oberregierungsrath Wagner zur Mitarbeit im Bureau, desgleichen ein Baron von Holstein, der, glaube ich, Legationssekretär ist, hier eingetroffen. Unter den Artikeln, die ich in den letzten

sechs Tagen abgehen ließ, befand sich einer, der die Maßregel behandelte, nach welcher man Massen von Eisenbahnwagen den Zwecken und Bedürfnissen der deutschen Industrie lediglich in der Absicht entziehen will, um Proviant für die Zeit, wo das ausgehungerte Paris sich endlich ergeben muß, herbeizuschaffen. Ich bezeichnete ein solches Verfahren als human, aber unpraktisch und unpolitisch, da die Pariser, wenn sie erfahren, daß unsrerseits für jene Zeit gesorgt wird, bis auf die letzte Brodrinde und Pferdekeule ausharren werden, wir also durch solche Humanität selbst zur Verlängerung der Belagerung beitragen. Nicht wir haben durch Anlegung von Magazinen oder Herbeischaffung von Transportmitteln zur Neuverproviantirung die den Parisern drohende Gefahr des Verhungerns wegzuschaffen, sondern die Pariser haben dieß durch rechtzeitige Capitulation zu thun. — Gestern übertrug ich zwei englische Aktenstücke über die Versenkung englischer Kohlenschiffe bei Rouen, die von unsern Truppen für nothwendig befunden worden, für den König ins Deutsche. Heute früh telegraphirte ich laut Bericht des Generalstabs nach London, daß der Erfolg des Bombardements, welches sich seit drei Tagen gegen die Forts der Ostfront, seit gestern auch gegen die der Südfront von Paris richtet, ein sehr günstiger und daß der Verlust, den wir dabei gehabt, unerheblich ist. Gestern war ich wieder einmal bei den Offizieren der Sechsundvierziger, die in der Ferme von Beauregard ihr Quartier aufgeschlagen und sich mit Möbeln, die man von Bougival dorthin geschafft hat, ganz behaglich eingerichtet haben. Heute besuchte ich in der freien Zeit nach drei Uhr mit Wagner, der nicht weit von uns an der Ecke der Rue de Provence und des Boulevard de la Reine in der Parterrewohnung eines Franzosen unter allerlei Oelgemälden sein Unterkommen gefunden hat, den schon mehr-

mals gewählten Aussichtspunkt in Ville d'Avray, wo wir dem Bombardement zusahen. Es schien in Paris an zwei Stellen zu brennen, da dicke Rauchwolken aufstiegen. — — — Abends Depeschen gelesen, desgleichen Concepte. Es sind zur Herbeischaffung von Proviant für Paris 2800 Achsen der deutschen Eisenbahnen in Anspruch genommen worden, wogegen der Chef energisch Verwahrung eingelegt hat, da es politisch nachtheilig sei, d. h. da durch das Bewußtsein der Pariser Machthaber, alle Vorräthe der Stadt ohne die Befürchtung vor Noth im letzten Augenblicke erschöpfen zu können, das endliche Nachgeben derselben verzögert werden würde. — — — Bonnechose hat auf Veranlassung des Papstes einen Brief an König Wilhelm geschrieben, in dem er den Frieden will, aber einen „ehrenvollen“ Frieden, d. h. ohne Landabtretungen, den wir schon vor zwölf Wochen von Sieur Favre haben konnten, wenn der Chef nicht einen nützlichen vorgezogen hätte. — Der Prinz Napoleon will zur Vermittelung nach Versailles kommen. Er ist ein geistreicher und liebenswürdiger Herr, erfreut sich in Frankreich aber geringer Geltung. — — — Bei der Londoner Conferenz über die Pontusfrage werden wir Rußlands Ansprüche nach Möglichkeit unterstützen.

Sonnabend, den 7. Januar. Wir haben jetzt — vielleicht schon seit einigen Tagen — im Hause eine Wache von hellgrünen Landwehrjägern, älteren Herren mit langen wilden Bärten. Sie sollen lauter vorzügliche Schützen sein. Auf Anregung H.'s, der vermuthet, daß sich in Odilon Barrots Hause zu Bougival das eine oder das andere politische Schriftstück finden ließe, machten Bucher und ich diesen Morgen einen Ausflug zu Wagen dahin. Das Wetter war trüb und kalt. Nebel rieselte vom Himmel. Wir suchten erst H. in Beauregard auf, um uns die Lage der Barrotschen Villa beschreiben

zu lassen. Dann ging die Fahrt weiter, an allerhand Vertheidigungsanstalten, Mauern mit Schießscharten, halb zerstörten Landhäusern, einer umgeknickten Baumschule u. dergl. vorbei, in den Grund unter La Celle Saint Cloud hinab, wo das langgestreckte Bougival mit seiner alten hübschen Kirche liegt. Auf dem Wege durch das Städtchen waren nur Soldaten zu sehen, auch hinter den Fensterscheiben der Häuser ließ sich kein Civilist blicken, da man die Bevölkerung nach dem letzten oder vorletzten hierher gerichteten Ausfall gezwungen hatte, sich zu entfernen. In der Mitte des Ortes, wo an einem kleinen Platze zwei Straßen sich kreuzen, und wo die preußische Wache sich befand, stiegen wir aus und ersuchten den Vicefeldwebel, der hier befehligte, uns einen Soldaten als Führer und Begleiter mitzugeben. Zuerst begaben wir uns an der greulich verwüsteten Apotheke vorüber, neben der ein Posten den Zugang zu dem vor einigen Wochen hier entdeckten ungeheuren Weinlager hütete, nach einer gewaltigen Barrikade, die den Ausgang der Straße nach der Seine hin sperrt. Sie besteht aus Tonnen und Fässern, die mit Erde und Steinen gefüllt sind, sowie aus allerlei Hausrath. Dann suchten wir auf der nach Malmaison hinausführenden schmalen Gasse das Haus, das unser eigentliches Ziel war. Dieselbe hatte gleichfalls mehrere Barrikaden mit Gräben, und das Seitengäßchen, das etwa in ihrer Mitte links nach dem Flusse hinausführt, hatte deren ebenfalls. Auch die Häuser, sämmtlich unbewohnt und zum Theil von Granaten beschädigt, waren zur Vertheidigung eingerichtet. Von Möbeln war in ihnen wenig zu sehen. Wir umgingen die erste Barrikade der Straße, indem wir auf einem Bretersteg durch das Fenster des danebenstehenden Hauses zur Linken hinein und durch die Hausthür jenseits des Barrikadengrabens wieder hinauswandelten. Eine zweite kleine Schanze wurde auf ähn=

liche Weise rechts umgangen. Wo die Straße auf die Caussee am Strome mündet, deren Pflaster aufgerissen war, sahen wir ein drittes System von Verrammelungen und Gräben vor uns, die von den Correspondenten der deutschen und ausländischen Presse viefach besprochne „musikalische" Barrikade, in der nicht weniger als sechs Pianinos stecken sollen. Sie darnach zu untersuchen, war nicht gestattet. Wir durften uns hier überhaupt vor den Galliern draußen auf dem Mont Valérien nicht blicken lassen, weil sie dann gleich mit einem halben Dutzend ihrer Granaten bei der Hand sind. Ich entdeckte hier drei oder vier Häuser weiter den kleinen grünen Balkon, den uns H. als Wahrzeichen des Barrotschen Hauses bezeichnet hatte. Aber von vorn konnten wir ihm nicht beikommen, da die hier aufgestellte Schildwache niemand weiterließ. Wir mußten also zu der Hinterseite zu gelangen suchen, und ein schmaler Fußweg zwischen den Häusern und Gärten verhalf dazu. In den etwas ansteigenden Gärten hinter der Häuserzeile standen und lagen allerlei Möbeln herum, darunter ein betrübter rother Plüschsessel, der von Schnee und Regen durchweicht und nur noch im Besitz eines Beines war, auch waren hier Bücher und Papiere herumgestreut. Nachdem wir in mehrere Häuser eingetreten, wo überall arge Verwüstung herrschte, fanden wir das von uns gesuchte. Ein Steg über eine Vertiefung führte uns erst in ein Blumenzimmer und dann in die Bibliothek, die sich in zwei Stuben befand. Dieselbe mochte zweitausend Bände haben, von denen der größere Theil in wirren Massen auf den Dielen lag — vielleicht noch das Werk der Mobilgarden und Franctireurs, die vor der Einschließung von Paris dessen Umgebung verwüstet hatten. Vieles davon war zerrissen oder zertreten. Eine Durchsuchung zeigte, daß es eine gutgewählte Bibliothek war. Sie enthielt nament-

lich Geschichtliches, Politisches und Belletristisches, darunter auch englische Bücher, aber nichts von dem, was H. vermuthet hatte.

Auf die Rue de Provence zurückgekehrt, schrieb ich auf die Weisung des Chefs zwei Aufsätze, darunter einen über eine Aeußerung der „Kreuzzeitung", die sich „nachzüglerisch über das Unterbleiben des Bombardements tröstet".

Abends speist der Minister wieder mit uns. Man hört, daß die Festung Rocroy in unsere Hände gefallen, und daß der sächsische Minister von Fabrice zum Generalgouverneur eines aus sechs Departements bestehenden Gebietscomplexes ernannt worden ist. Beim Thee wird erwähnt, daß die Beschießung von Paris oder vielmehr seiner Forts auch von der Nordseite her begonnen hat und guten Erfolg zeigt. In Vaugirard und Grenelles hat es Feuersbrünste gegeben — woher vielleicht der Rauch, den wir gestern von dem Hügelrücken zwischen Ville d'Avray und Sèvres aufsteigen sahen. Keudell meint, ich solle das doch dem Chef noch mittheilen. Ich gehe drei Viertel auf elf Uhr zu ihm hinauf. Er dankt, fragt aber dann: „Welche Zeit ist es jetzt"? Ich antworte: „Bald elf Uhr, Excellenz". Er erwiderte: „Sagen Sie doch Keudell, er soll nun das Schreiben an den König machen, von dem ich mit ihm gesprochen hätte". — — —

Sonntag, den 8. Januar. Früh einen Sieg bei Vendome und die Nachricht von dem guten Fortgang des Bombardements telegraphirt, dann für den „Moniteur" einen Hinweis auf die verlogene Ruhmredigkeit gemacht, mit der Faidherbe sich abermals einen Sieg über unsere Truppen zuschreibt, während er doch wieder den Rückzug anzutreten gezwungen worden ist. — Der Chef scheint sich seit einigen Tagen einen Vollbart wachsen zu lassen. Delbrück erwähnt beim Frühstück, daß er 1853 in Nordamerika gewesen und

bis nach Arkansas gekommen. — Nachmittags ist Prinz Hohenlohe beim Chef, um ihm über den Gang und Erfolg des Bombardements Bericht zu erstatten — wohl schon Wirkung der Beschwerde.

Nachmittags einen Bericht der „France" über den Gesundheitszustand in Paris gelesen und dem „Moniteur" geschickt. Nach demselben sind die Todesfälle in der Woche vom 11. bis zum 17. December auf die ungeheure Zahl von 2,728 gestiegen. Namentlich raffen Pocken und Typhus viele Menschen hin. In den Lazarethen verbreitet sich der Hospitalbrand. Die Aerzte klagen über den schlimmen Einfluß des Alkoholismus auf die Kranken, bei dem leichte Wunden zu schweren werden, und der unter den Soldaten in Paris stark zu grassiren scheint. Der Bericht schließt mit den Worten: „Bei dieser Gelegenheit und immer und immer wieder bemerken wir, wie das Laster des Trinkens in seiner gemeinsten Gestalt (ivrognerie crapuleuse) in Paris Fortschritte macht, und für die Aerzte und uns bedarf es keiner von Trochu und Clement Thomas unterzeichneten Tagesbefehle, um sie zu constatiren und über sie zu seufzen. Ja, sagen wir es laut, die Schamröthe steigt uns ins Gesicht, wenn wir jeden Tag Menschen, denen das Land seine Vertheidigung anvertraut hat, sich mit greuelvollen Libationen erniedrigen und entehren sehen. Kann man sich demnach über alle diese durch unvorsichtigen Gebrauch von Schießwaffen herbeigeführen Unglücksfälle, über diese Unordnungen, diese Zuchtlosigkeit, diese Gewaltthätigkeiten, diese zahlreichen Plünderungen und Verwüstungen verwundern, die jeden Tag von den öffentlichen Blättern gemeldet werden, in einer Zeit gemeldet werden, wo das Vaterland in Trauer ist, wo ein widriges Schicksal auf unser unglückliches Land Niederlagen auf Niederlagen häuft und uns ohne Unterlaß und ohne Erbarmen

mit verdoppelten Schlägen heimsucht? Ach, führwahr, diejenigen sind von leichtlebiger Art, welche die Naivetät haben, zu glauben, daß dieser entsetzliche Krieg unfehlbar unsre Sitten umgestalten und uns zu neuen Menschen machen müsse"!

Bei Tische erzählte der Chef wieder von seiner Jugendzeit, und zwar von seinen frühesten Erinnerungen, von denen sich eine an den Brand des Berliner Schauspielhauses knüpfte. „Ich bin damals ungefähr drei Jahre alt gewesen, und es war am Gendarmenmarkt auf der Mohrenstraße gegenüber dem Hôtel de Brandebourg an der Ecke eine Treppe hoch, da wohnten damals meine Eltern. Von dem Brande selbst weiß ich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Aber als Egoist weiß ich — vielleicht auch nur, weil man mir's hernach oft erzählt hat, wir hatten da vor den Fenstern noch so eine Stufe, auf der Stühle und der Nähtisch meiner Mutter standen. Und wie es brannte, da stieg ich hinauf und hielt an der einen Seite meine Hände an die Scheiben und zog sie gleich zurück, weil es heiß war. Hernach ging ich an das rechte Fenster und machte es ebenso". — „Dann erinnere ich mich noch, daß ich einmal fortlief, weil mein älterer Bruder mich schlecht behandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hätte eigentlich Strafe bekommen sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt". — Dann sprach er davon, daß er von seinem sechsten bis zu seinem zwölften Jahre in Berlin im Plamannschen Institut, einer nach den Grundsätzen Pestalozzis und Jahns eingerichteten Erziehungsanstalt, gewesen, und daß er sich an die dort verlebte Zeit ungern erinnere. Es habe dort ein künstliches Spartanerthum geherrscht. Niemals habe er sich satt gegessen, ausgenommen, wenn er einmal ausgebeten gewesen sei. Immer habe es im Institut „elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit

nicht fertig werden. — Und Mohrrüben — roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke".

Damit lenkte die Unterhaltung wieder einmal auf das Gebiet der culinarischen Genüsse hinüber, und zwar äußerte sich der Chef in der Hauptsache über sein Verhältniß zu gewissen Fischgattungen. Mit Wohlwollen gedachte er der frischen Neunaugen; dann wurden Schnepel und Elblachs lobend erwähnt, welcher letztere „die richtige Mitte zwischen dem Ostseelachs und dem Rheinlachs hält, der mir zu fett ist". Er kam dann auf die Bankiersdiners zu sprechen, „wo eine Sache nicht für gut gilt, wenn sie nicht theuer ist, z. B. Karpfen nicht, weil der in Berlin ein verhältnißmäßig wohlfeiler Fisch ist. Eher Zander, der sich schwer transportiren läßt. Uebrigens mache ich mir aus dem nichts, und ebenso wenig kann ich mich mit den Muränen befreunden, die ein weichliches Fleisch haben. Dagegen könnte ich Maränen alle Tage essen. Die mag ich lieber fast wie die Forellen, von denen ich nur die mittelgroßen etwa halbpfündigen liebe. Die großen, wie sie in Frankfurt bei den Diners üblich sind und meistentheils aus dem Heidelberger Wolfsbrunnen kommen, — an denen ist nicht viel zu loben. Aber theuer genug sind sie, und so müssen sie da sein". — — —

Das Gespräch beschäftigte sich dann mit dem Pariser Triumphbogen, der mit dem Brandenburger Thore verglichen wurde. Der Chef bemerkte von letzterem: „Es ist in seiner Art recht schön. Ich habe aber gerathen, es frei zu stellen, die Wachlokale wegzunehmen. Es würde dann mehr zur Geltung kommen als jetzt, wo es eingezwängt und zum Theil verdeckt ist".

Bei der Cigarre äußerte er, nachdem er von seinen früheren journalistischen Leistungen gesprochen, zu Wagner: „Ich weiß,

mein erster Zeitungsartikel war über Jagd. Ich war damals noch der wilde Junker. Da hatte Einer einen hämischen Artikel über Parforcejagden gemacht; darüber erzürnte sich mein Jägerblut, und so setzte ich mich hin und verfaßte eine Erwiderung, die ich dem Redacteur Altvater schickte. Aber ohne Erfolg. Er antwortete mir sehr höflich, sagte dann aber, das ginge nicht, er nähme das nicht auf. Ich war empört darüber, daß jemand das Recht haben sollte, die Jäger anzugreifen, ohne sich eine Erwiderung gefallen lassen zu müssen. Aber das war damals so".

Abends veranlaßt, daß folgender Artikel des „Français" in die englische Presse und in den „Moniteur" kommt:

„Von verschiedenen Seiten berichtet man uns ernste Thatsachen, bei denen gewisse Bataillone der mobilisirten Nationalgarde die Schuld trifft, deren Nummern wir zur Verfügung des Generals Clement Thomas bereit halten. Darnach hätten sich diese Bataillone zu Montrouge und Arcueil erlaubt, Privatgebäude zu verwüsten, die Fensterscheiben zu zerschlagen, die Keller zu plündern und unnöthigerweise kostbare Möbel zu verbrennen. In Montrouge ist eine Sammlung seltner Kupferstiche zum Feueranzünden verwendet worden. Thatsachen dieser Art erfordern ein ernstes Einschreiten. Ueberall in der Umgebung von Paris ist die Proclamation des Generals Trochu vom 26. September angeschlagen, die sich auf die Einsetzung von Kriegsgerichten bezieht. Diese Androhung von Repressivmaßregeln darf Angesichts solcher Plünderungen und Zuchtlosigkeiten nicht umsonst ergangen sein". Der Artikel unterstützt schließlich das Verlangen nach einer Untersuchung dieser Vorfälle damit, daß am 16. December Leute eines Nationalgardenbataillons, welches bis dahin in Arcueil gestanden, bei ihrer Rückkehr nach Paris an Händler in der Umgebung eine Anzahl

von Gegenständen, die Früchte ihrer Plünderungen in jenem Orte, verkauft hätten. Dieselben hätten vorzüglich in kupfernem Küchengeschirr bestanden. Es ist gut, wenn man das in Versailles und seiner Umgebung sowie in England erfährt, damit man den Unfug nicht nach dem Frieden unsern Soldaten auf die Rechnung setzt.

Gleichfalls in den „Moniteur" kam der Bericht eines Thorner Krankenpflegers, der gegen die Bestimmungen der Genfer Convention zum Gefangnen gemacht worden ist, und den man dann in Lille angespuckt und mit dem Tode bedroht hat. — Dann wurde nach Berlin telegraphirt, unsre Presse solle die Andeutung ins Publicum bringen, daß dem Vernehmen nach die Wahlen zum Reichstag noch in diesem Monat vorgenommen werden würden. — — —

Die Vertheidigung der Luxemburger Regierung gegen die von unsrer Seite gegen sie erhobne Anklage wegen Bruch der Neutralität genügt nicht. Es geht aus ihr nur die Thatsache hervor, daß sie nicht im Stande ist, ihre Neutralität selbst zu wahren. Sie ist unter Anführung neuer Beweise für unsre Klagen nochmals gewarnt worden. Fruchte dieß nicht, so würden wir uns genöthigt sehen, das Großherzogthum zu besetzen. — — —

Montag, den 9. Januar. Das Wetter kalt und nebelig, es fällt viel Schnee. Sowohl von unsrer wie von feindlicher Seite wird wenig geschossen, nachdem während der Nacht unser Feuer sehr heftig gewesen. Aus London wird berichtet, daß der Prinz Napoleon mit dem Plane umgehe, einen uns genehmen Frieden kraft eignen Rechts zu unterzeichnen, dann nach der Capitulation von Paris Senat und Gesetzgebenden Körper zusammenzuberufen, ihnen den Friedensvertrag zur Genehmi-

gung vorzulegen und über denselben sowie über die künftige Regierungsform sowie eventuell über die künftige Dynastie abstimmen zu lassen. Vinoy und Ducrot würden diesen Plan unterstützen. Andrerseits regen sich auch die Orleanisten, die Thiers zu gewinnen hoffen. — — —

Ich setzte am Nachmittag ein Telegramm über weitere erfolgreiche Fortsetzung des Bombardements auf. Als ich es dem Chef vorlegte, strich er die Stelle, wo davon die Rede war, daß unsere Granaten in den Garten des Luxembourg gefallen seien, als „unpolitisch".

Durch die Zeitungen geht folgende hübsche Geschichte, die aus dem Privatbriefe eines deutschen Offiziers zuerst in das „Leipziger Tageblatt" gelangt ist. „Eines Tages besuchte der Flügeladjutant Graf Lehndorff den Hauptmann von Strantz auf Vorposten in Ville d'Avray vor Paris. Auf die Frage des Grafen, wie es ihm gehe, antwortete derselbe: ‚Es geht mir sehr gut; denn ich komme soeben von meinem Diner, wo ich den siebenundsechzigsten Hammelbraten verzehrt habe'. Der Graf lachte und fuhr nach einiger Zeit wieder weg. Am andern Tage meldete sich bei dem Hauptmann ein Schutzmann als Ueberbringer folgender Bestellung: ‚Da Seine Excellenz, der Herr Bundeskanzler Graf Bismarck in Erfahrung gebracht hat, daß der Herr Hauptmann von Strantz heute wohl beim achtundsechzigsten Hammelbraten angelangt sein wird, so übersendet er hierbei vier Enten zur Abwechselung bei den Diners'." Diese Anekdote hat den Vorzug vor den meisten andern, denen man in der Presse begegnet, im Wesentlichen richtig zu sein. Nur kam der Schutzmann nicht schon am nächsten Tage. Lehndorff war einige Tage vor Weihnachten zum Essen bei uns.

Bei Tische erschien der Chef wieder wie gewöhnlich rasirt. Er

sprach zunächst davon, daß Graf Bill das eiserne Kreuz bekommen, wobei er zu meinen schien, daß man besser gethan hätte, es seinem älteren Sohne zu geben, weil er bei dem Reitersturm von Mars la Tour verwundet worden. „Es ist das ein Zufall“, bemerkte er. „Andere, die nicht verwundet werden, können ebenso tapfer sein. Aber für den Verwundeten ist es doch eine Art Ausgleichung“. — „Ich erinnere mich, wie ich ein junger Mann war, da lief ein Herr von R. in Berlin herum, der hatte das Kreuz auch. Ich dachte Wunder, was der gethan hätte, hernach erfuhr ich aber, daß er einen Minister zum Onkel hatte und dem Generalstab als Galopin beigegeben gewesen war“. Delbrück erinnerte sich des Mannes auch und erzählte, daß er sich später, in eine Untersuchung wegen Ungehörigkeiten in Wechselsachen verwickelt, den Hals abgeschnitten habe. — — —

„In Göttingen“, fuhr der Chef fort, „nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern blos meine Ueberzeugung auszusprechen beabsichtigt“.

Bei Fasan und Sauerkraut bemerkte jemand, daß der Minister lange nicht auf die Jagd gegangen sei, während doch die Wälder zwischen hier und Paris voll Wild seien. „Ja“, versetzte er, „hier kam mir immer was dazwischen. Das letzte Mal war in Ferrières, da war der König fort, der hatte es verboten — d. h. im Parke“. — — — „Wir gingen auch nicht in den Park, und es war genug da, aber es wurde nicht viel geschossen, weil die Patronen oder die Gewehre nichts taugten“. Holstein, der sich beiläufig als ungemein liebenswürdiger, auch sehr fleißiger und dienstbereiter Mann entwickelt, bemerkte dazu: „Das erzählt man so, Excellenz. Sie hätten den Befehl Seiner

Majestät wohl gekannt und ihn natürlich beachten wollen. Sie wären aber einmal spazieren gegangen, und da hätte das Unglück gewollt, daß Sie plötzlich von drei oder vier Fasanen angefallen worden wären, und so hätten Sie sie zur Vertheidigung Ihres Lebens todtschießen müssen".

Der französische Rothschild wurde Anlaß, daß des deutschen gedacht wurde, von dem der Chef eine ergötzliche Geschichte als eignes Erlebniß zu berichten hatte. — — — Zuletzt kam die Rede auf schöne Literatur. Man sprach von Spielhagens „Problematischen Naturen", die der Kanzler gelesen hatte, und von denen er nicht ungünstig urtheilte, aber doch bemerkte: „Das wird ihm allerdings nicht passiren, daß ich ihn zweimal lese. Man hat hier überhaupt keine Zeit dazu. Sonst aber kommt es doch wohl vor, daß ein vielbeschäftigter Minister so ein Buch zur Hand nimmt und ein paar Stunden daran hängen bleibt, ehe er wieder zu seinen Akten greift". Auch das „Soll und Haben" Hofrath Freytags wurde erwähnt, und man lobte die Darstellung des Polenkrawalls sowie die Ballgeschichte mit den Backfischen, wogegen man seine Helden unschmackhaft zu finden schien. Jemand sagte, sie hätten keine Leidenschaft, ein Andrer gar, keine Seele. Abeken, der sich an dem Gespräche lebhaft betheiligte, machte die Bemerkung, er könne doch nichts von diesen Sachen zweimal lesen, und von den meisten der bekannten neueren Schriftsteller gebe es nur ein gutes Buch. — „Na", versetzte der Chef, „von Goethe schenke ich Ihnen auch drei Viertel. Das Uebrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeit lang auf einer wüsten Insel leben". Zuletzt wurde auch Fritz Reuters gedacht. „Ja", äußerte der Minister. „Aus der Franzosenzeit, das ist sehr hübsch, aber es ist kein Roman". Man nannte die „Stromtid". — „Hm", sagte er, „dat is as dat Ledder is. Das ist aller-

dings ein Roman, Manches gut, Anderes mittelgut, aber so, wie die Landleute geschildert sind, so sind sie wirklich".

Abends übersetzte ich einen langen Artikel der „Times", der sich über die Lage in Paris verbreitete, für den König. Später, beim Thee, sprach Keudell recht anmuthig und gescheidt über gewisse Eigenschaften des Kanzlers, die an Achill denken ließen, wobei er an sein genial jugendliches Wesen, sein leicht aufbrausendes Temperament, seinen nicht selten zu Tage tretenden Weltschmerz, seine Neigung, sich vom großen Treiben zurückzuziehen, und sein überall sieghaftes Auftreten erinnerte. Auch Troja fehle jetzt nicht und ebenso wenig Agamemnon, der Hirte der Völker. — — —

Nach elf Uhr noch zum Chef gerufen und weitere Resultate der Beschießung telegraphirt.

Dienstag, den 10. Januar. Kälte mäßig, die Luft dunstig, so daß man nicht weit sieht, Himmel und Erde voll Schnee. Nur dann und wann ein Schuß aus unseren Batterien oder von den Forts. Graf Bill ist da und um ein Uhr Mittags der General von Manteuffel. Sie gehen durch zu der Armee, die im Südosten gegen Bourbaki operiren soll, und die Manteuffel commandiren wird. Ich telegraphire Nachmittags zweimal nach London: den Rückzug Chanzys auf Le Mans unter Verlust von tausend Mann an Gefangnen und Werders siegreichen Widerstand gegen die Uebermacht der Franzosen, die ihn bei Villersexel angreifen, um zum Entsatze Belforts vordringen zu können.

Bei Tische sprach man zuerst vom Bombardement, und der Chef meinte, die meisten Forts von Paris, der Mont Valérien etwa ausgenommen, wollten nicht viel bedeuten, „kaum mehr als die Schanzen bei Düppel". Namentlich seien die Gräben nur von geringer Tiefe. Ebenso sei die Enceinte früher schwach gewesen.

— Es kam dann die Rede auf die internationale Friedensliga und deren Zusammenhang mit der Socialdemokratie, als deren Haupt für Deutschland man Karl Marx in London bezeichnete. Bucher nannte denselben einen gescheidten Kopf mit guter wissenschaftlicher Bildung und den eigentlichen Führer der internationalen Arbeiterverbindung. Der Chef äußerte in Betreff der Friedensliga, die Bestrebungen derselben seien bedenklicher Natur, und ihre Zielpunkte beständen in ganz andern Dingen als im Frieden. Es versteckte sich der Communismus dahinter.

Das Gespräch wendete sich dann dem Grafen Bill zu, und der Chef bemerkte: „Der sieht von Weitem wie ein älterer Stabsoffizier aus, weil er so dick ist". — Man hob das Glück hervor, das er habe, zur Begleitung Manteuffels befohlen worden zu sein. Es wäre wohl für Beide nur eine vorübergehende Stellung, aber er bekäme doch auf diese Weise viel vom Kriege zu sehen. — „Ja", sagte der Chef, „er lernt was für seine Jahre. Das wäre für Unsereinen nicht möglich gewesen mit achtzehn Jahren. Ich hätte 1795 geboren sein müssen, um 1813 mit dabei sein zu können". — „Uebrigens ist seit der Schlacht bei (undeutlicher Name, aber ein Treffen in den Hugenottenkriegen scheint gemeint zu sein) keiner meiner Vorväter, der nicht den Degen gegen Frankreich gezogen hätte. Mein Vater und drei seiner Brüder. Dann war mein Großvater mit bei Roßbach, mein Eltervater gegen Ludwig den Vierzehnten und dessen Vater ebenfalls gegen Ludwig den Vierzehnten in den kleinen Kriegen am Rhein 1672 oder 1673. Dann fochten mehrere von uns im dreißigjährigen Kriege auf kaiserlicher Seite, andere freilich bei den Schweden. Zuletzt noch einer, der unter den Deutschen war, die als Miethvölker auf der Seite der Hugenotten standen". — „Einer — 's ist der auf dem Bilde in Schönhausen — das

war ein origineller Mensch. Ich habe da noch einen Brief von ihm an seinen Schwager, da heißt es: ‚Das Faß Rheinwein hat mir selber achtzig Reichsthaler gekostet; wenn der Herr Schwager das zu theuer findet, so will ich, so Gott mir das Leben läßt, es selbsten austrinken'. Dann: ‚Wenn der Herr Schwager das und das behauptet, so hoffe ich, daß ich ihm, so Gott mir das Leben läßt, einmal noch näher an den Leib kommen werde, als ihm lieb ist'. Und an einer andern Stelle: ‚Ich habe zwölftausend Reichsthaler auf das Regiment verwendet, und die verhoffe ich, so Gott mir das Leben läßt, mit der Zeit wieder herauszuwirthschaften'. — Das Herauswirthschaften, damit meinte er vermuthlich, daß man sich damals auch für die Beurlaubten und für die sonst nicht vorhandenen Mannschaften den Sold bezahlen ließ. Ja, ein Regimentscommandeur stand sich zu jenen Zeiten anders wie heute". — Man bemerkte, daß Dieß auch später noch der Fall gewesen, so lange die Regimenter von den Obersten geworben, bezahlt und gekleidet und den Fürsten nur vermiethet worden wären, und daß es hier und da jetzt noch so sein möchte. Der Chef antwortete: „Ja, in Rußland, z. B. bei den großen Reiterregimentern in den südlichen Gouvernements, die oft sechzehn Schwadronen haben. Da gab's und giebt's wohl noch jetzt auch andere Einnahmen. So erzählte mir einmal ein Deutscher. Als der das Regiment übernommen hatte — ich glaube, es war in Kursk oder Woronesch — in diesen reichen Gegenden, da kamen die Bauern mit Wagen voll Stroh und Heu und baten, ob Väterchen nicht die Gnade haben wollte, es anzunehmen. ‚Ich wußte nicht, was sie wollten', sagte er, ‚und so wies ich sie ab, sie sollten mich in Ruhe lassen und ihrer Wege gehen. — Aber Väterchen sollte doch billig sein, sein Vorgänger wäre ja damit zufrieden gewesen; sie könnten nicht mehr geben, wären arme Leute.

Ich kriegte das endlich satt, besonders als sie dringend wurden, auf die Knie fielen und mich baten, es doch gnädigst zu behalten, und schmiß sie hinaus. Als dann aber Andere kamen, mit Wagen voll Weizen und Hafer, da begriff ich sie und nahm es, wie es Andere nahmen, und als die Ersten mit mehr Heu zurückkehrten, sagte ich ihnen, sie hätten mich mißverstanden, es wäre vorhin genug gewesen, sie sollten das Andere nur wieder mitnehmen. So verdiente ich, da ich das Heu und den Hafer der Regierung für die Truppen berechnete, jährlich meine zwanzigtausend Rubel'. Das erzählte er ganz offen und ungescheut in einem Salon in Petersburg, und nur ich wunderte mich darüber". — „Ja, aber was hätte er den Bauern denn thun können"? fragte Delbrück. — „Thun", erwiderte der Chef, „er nichts, aber er hätte sie auf anderm Wege ruiniren können, er brauchte nur den Soldaten nichts zu verbieten".

Man kam auf Manteuffel zurück und erwähnte, daß er bei Metz das Bein gebrochen und sich ins Treffen habe tragen lassen. Es habe ihn sehr gewundert, bemerkte jemand, daß man davon bei uns nichts gewußt. Gewiß habe er gedacht, wie schlecht wir doch über die Hauptsachen des Krieges unterrichtet wären. — „Ich weiß noch", so erzählte der Chef dann im weiteren Verlaufe des Gesprächs, „wie ich mit ihm und (Name unverständlich) auf den Steinen vor der Kirche von Beckstein saß. Da kam der König an, und ich machte den Vorschlag, ihn zu begrüßen wie die drei Hexen: Heil, Than von Lauenburg! Heil Dir, Than von Kiel! Heil Dir, Than von Schleswig! — Es war, wie ich den Vertrag von Gastein mit Blome abschloß. Damals habe ich zum letzten Mal in meinem Leben Quinze gespielt. Obwohl ich sonst gar nicht mehr spiele — schon lange nicht mehr — spielte ich da so leichtsinnig drauf los, daß sich die Andern nicht genug ver-

wundern konnten. Ich wußte aber, was ich wollte. Blome hatte gehört, daß man beim Quinze die beste Gelegenheit hätte, die Menschen kennen zu lernen, und wollte das jetzt versuchen. Ich dachte, sollst ihn schon kennen lernen. Ich verlor damals ein paar hundert Thaler, die ich eigentlich als im Dienste Seiner Majestät verwendet hätte liquidiren können. Aber ich machte ihn damit irre, er hielt mich für waghalsig und gab nach".

Die Unterhaltung wendete sich hierauf Berlin zu, indem jemand bemerkte, es werde doch von Jahr zu Jahr großstädtischer, auch in seiner Denkart und Empfindung, und das wirke auch auf die Vertreter der Stadt einigermaßen. „In diesen letzten fünf Jahren haben sie sich doch sehr geändert", sagte Delbrück. — „Das ist richtig", erwiderte der Chef. „Als ich aber 1862 zuerst mit den Herren zu thun bekam, — wenn sie da gewußt hätten, welcher Grad von Verachtung gegen sie in mir kochte, sie wären mir niemals wieder gut geworden".

Die Rede ging auf die Juden über, und der Minister wünschte zu wissen, warum der Name Meier unter ihnen so häufig vorkomme. Der sei doch deutschen Ursprungs und bedeute in Westfalen einen Landbesitzer, während Juden früher nirgends Land besessen hätten. Ich erwiderte: „Um Vergebung, Excellenz, der Name stammt aus dem Hebräischen. Er findet sich schon im Alten Testament, dann auch im Talmud und heißt eigentlich Meïr, was mit Or, Licht, Glanz zusammenhängt, sodaß er etwa: der Erleuchtete, Glänzende, Strahlende bedeutet". — Der Chef fragte weiter: „Dann ist der Name Kohn sehr häufig bei ihnen — was mag das heißen"? — Ich entgegnete, es heiße Priester, ursprünglich Kohen. Aus Kohen sei Kohn, Kuhn, Cahen, Kahn geworden und Kohn oder Kahn verwandelten sich mitunter auch in Hahn, was einige

Heiterkeit hervorrief. — — — „Ja“, fuhr der Minister fort, „ich bin doch der Meinung, daß sie durch Kreuzung verbessert werden müssen“. — „Die Resultate sind nicht übel“. Er nannte einige adelige Häuser und bemerkte: „alles ganz gescheidte, nette Leute“. Dann fügte er nach einigem Nachdenken und mit Auslassung eines Zwischengedankens, der wahrscheinlich auf die Verheirathung vornehmer Christentöchter, deutscher Baronessen, mit reichen oder talentvollen Israeliten ging, hinzu: „Uebrigens ist es wohl umgekehrt besser — wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt. Das Geld muß wieder in Umlauf kommen, und es giebt auch keine üble Race. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal rathen werde“.

Den Abend hindurch gearbeitet. — — — Der Rumänier scheint in höchster Verlegenheit zu sein, die Mächte aber werden ihm nicht helfen. England und Oesterreich sind mindestens gleichgültig, die Pforte ist nicht überzeugt, daß die Vereinigung der Fürstenthümer ihr nicht schädlich, Frankreich jetzt außer Frage, der Kaiser Alexander will dem Fürsten Karl zwar wohl, wird sich aber auch nicht einmischen, und von Deutschland, das in Rumänien kein Lebensinteresse sieht, ist ebenso wenig ein Einschreiten zu erwarten. Wenn der Fürst sich also nicht selbst aus der Noth helfen kann, so wird er gut thun, sich zurückzuziehen, bevor man ihn dazu nöthigt. — Beust scheint mit der Depesche, mit der er die Anzeige von der bevorstehenden Vereinigung des deutschen Südens mit dem Norden beantwortet hat, in eine neue Phase seiner politischen Auffassungsweise eingetreten zu sein, und es ist möglich, daß sich selbst unter ihm ein befriedigendes Verhältniß zwischen den beiden neugestalteten Mächten Deutschland und Oesterreich-Ungarn entwickelt und erhält. — — —

Der Chef kommt um halb elf Uhr zum Thee herunter, den auch Graf Bill mit uns trinkt. Abeken kehrt vom Hofe zurück und bringt die Nachricht mit, daß die Festung Péronne mit einer Garnison von 3000 Mann capitulirt hat. Der Chef, der sich gerade die „Illustrirte Zeitung" besieht, seufzt und sagt: „Wieder dreitausend! Wenn man doch wenigstens den Commandanten in der Seine ersäufen könnte — mit Rücksicht darauf, daß er sein Ehrenwort gebrochen hat". Das giebt Anlaß zu einem Gespräch über die vielen Gefangnen in Deutschland, und Holstein meint, es würde schön sein, wenn man sie an Stroußberg zu Eisenbahnbauten vermiethen könnte. — „Oder wenn man", sagt der Chef, „den Kaiser von Rußland bestimmen könnte, sie in den Ländern jenseits des Kaukasus in Militärkolonien anzusiedeln. Das sollen ja schöne Länder sein. Für uns werden diese Massen von Gefangnen wirklich eine Verlegenheit sein nach dem Frieden. Sie haben dann gleich ein Heer und von ausgeruhten Leuten". — „Es wird wirklich nichts übrig bleiben, als sie Napoleon zu geben. Der braucht zweimalhunderttausend Prätorianer, wenn er sich halten will". — „Denkt der denn wirklich wieder an die Regierung zu kommen?" fragt Holstein. — „O sehr", erwidert der Chef, „außerordentlich sehr, ganz ungeheuer, denkt Tag und Nacht daran, und die in England auch". — Man erzählte schließlich die Geschichte in Spandau, wo Leute von der englischen Gesandtschaft sich vor dem Orte, wo man französische Gefangne verwahrt, ungehörig und zuletzt gewaltthätig betragen haben und dabei übel weggekommen sind. — — —

Mittwoch, den 11. Januar. Wetter etwas weniger nebelig, Kälte mäßig. Schon in der Nacht starkes Schießen. Am Morgen dann und den größten Theil des Tages hindurch ganz gewaltiges Gebrüll der schweren Geschütze hüben und

drüben, unsrerseits, wie es scheint, aus neuen Batterien, von denen eine sich zwischen Saint Cloud und Meudon befindet. Ich zählte einige Mal in der Minute über zwanzig Schüsse, doch konnte das Echo dabei sein. Der Minister war schon vor neun Uhr früh aufgestanden. Früh wurden mehrere Telegramme über die Beschießung von Paris und Gefechte bei Le Mans abgeschickt und zwei Artikel gemacht, von denen der eine Beust gegen den Vorwurf doppelten Spiels in Schutz nahm, den das „Vaterland" in Wien auf Grund einer Vergleichung seiner Depesche an Wimpffen mit preußenfeindlichen Artikeln offiziöser Blätter erhoben. — Es heißt, daß Clement Duvernois, der frühere Minister Napoleons, hierher kommen will, um im Namen der Kaiserin über den Frieden zu unterhandeln. Dieselbe wolle im Prinzip in Gebietsabtretungen mit der von uns verlangten Grenze, ferner in Zahlung der Kriegskosten und in ein Besetzthalten gewisser Theile Frankreichs durch unsre Truppen bis zur Zahlung dieser Kosten willigen, auch versprechen, mit keiner andern Macht außer Deutschland wegen des Friedens in Verhandlung zu treten. Duvernois meine, sie sei zwar nicht populär, werde aber Energie zeigen und als gesetzliche Regentin mehr Ansehen haben und uns mehr Sicherheit gewähren, als eine von der Landesvertretung gewählte Persönlichkeit, die von dieser abhängig sein werde. Ob man ihn empfangen wird, wenn er kommt? — Vielleicht, damit es die Regenten in Paris und Bordeaux erfahren und sich ihrerseits zum Nachgeben entschließen. — — —

Nach drei Uhr hinaus nach unserm Observationsposten auf dem Dache des Landhauses zwischen Sèvres und Ville d'Avray und das Bombardement beobachtet. Man sieht deutlich das Aufblitzen der Schüsse in der französischen Batterie am Eisenbahnviaduct. Zurückgekehrt auf einem Waldwege, der erst über

den Rücken links vom Thale von Ville d'Avray, dann an einem gefrornen Teiche hinführt. Nicht weit von letzterem, wo es wieder bergab geht, springt von einem Lager im Schnee plötzlich ein Rudel von fünf Rehen auf.

Während des Diners wurde, wie jetzt in der Regel, vorzüglich vom Bombardement gesprochen und dabei erwähnt, daß es in Paris brenne. Der Chef sagte, als jemand bemerkte, man habe die dicken Rauchwolken deutlich gesehen: „Das ist nicht genug. Erst, wenn man es hier riecht. Den Brand von Hamburg hat man fünf Meilen weit gerochen". — Man gedachte dann der Opposition der „Patrioten" in der baierischen Kammer gegen den Versailler Vertrag, und der Kanzler äußerte: „Ich wollte, ich könnte hin und mit ihnen reden. Sie haben sich offenbar verrannt und können nicht fort und nicht zurück. Ich wollte sie schon auf den rechten Weg bringen. Aber man ist hier auch so nöthig". — — — Er kam hernach auf allerlei Jagdabenteuer zu reden, u. a. auf eins, wo Holstein ihm in Rußland durch einen unüberlegten Schuß auf neunzig Schritt einen Bären, mit dem er, der Chef, auf zwanzig Schritt „geliebäugelt", verscheucht habe. „Indeß fand ich", fuhr er fort, „doch noch Gelegenheit, das Thier mit einer Spitzkugel so krank zu schießen, daß man es später eine Strecke davon todt fand".

Donnerstag, den 12. Januar. Früh nach sieben Uhr mit Wollmann und Mac Lean nach Ville d'Avray gefahren, aber wegen Nebels nichts gesehen. Wir haben acht Grad Kälte. Um Mittag klärte es sich auf, und es wurde wieder kräftig kanonirt. Bei Tische drehte sich die Unterhaltung zunächst wieder um die Leistungen unserer Belagerungsgeschütze gegenüber der Stadt. Als man dabei bemerkte, daß die Franzosen sich beklagten, wir nähmen ihre Hospitäler zum Ziele, sagte der Chef: „Mit Absicht geschieht das gewiß nicht. Beim

Pantheon und Val de Grace sind Lazarethe von ihnen, da kann wohl eine Kugel oder ein paar zufällig — hm, Pantheon, Pandämonium". — Abeken wollte gehört haben, die Baiern hätten die Absicht, eins von den südöstlichen Forts zu stürmen, die unser Feuer nur noch schwach beantworteten. Der Chef lobte das und setzte hinzu: „Wenn ich jetzt in München wäre, unter den Abgeordneten, da wollte ich das so an den Mann bringen, daß sie keine Schwierigkeiten mehr machten". — Jemand erzählte darauf, daß man behaupte, der König zöge den Titel „Kaiser von Deutschland" dem „deutscher Kaiser" vor, und es wurde bemerkt, daß ersterer ein neuer Titel sein würde, der wenigstens historisch nicht begründet wäre, was Bucher weiter ausführte. Ein Kaiser von Deutschland sei, sagte er, noch nicht dagewesen, freilich auch kein deutscher Kaiser, wohl aber ein deutscher König. Karl der Große habe sich „Imperator Romanorum" genannt. Später habe es von den Kaisern „Imperator Romanus, semper augustus, Mehrer des Reichs und deutscher König" geheißen. Der Chef äußert sich in der Weise, daß man annehmen muß, er lege auf diese Titulaturunterschiede wenig oder gar kein Gewicht.

Abends nach neun Uhr sieht es über dem Walde in Norden aus, als ob in Paris eine große Feuersbrunst wäre. Ein eigenthümlicher Schein flammt über dem Horizont dieser Gegend. Mehrere der Herren kommen herauf. Holstein blickt in der Kammer des Kochs zum Fenster hinaus und glaubt, daß es wirklich in der Stadt brenne Desgleichen Wollmann. Es ist aber wohl Täuschung; denn der Glanz ist nicht roth, sondern weißlich. Der Chef, der mich rufen läßt, um mir einen Auftrag zu ertheilen, und dem ich von der Erscheinung sage, meint: „Es wäre möglich. Ich habe es auch schon bemerkt, doch scheint mir's mehr Schneeglanz zu sein. Erst muß man's riechen".

Ich machte hierauf einen Auszug aus Brauns Abhandlung über Frankreich und das Völkerrecht für den „Moniteur". Es hieß da ungefähr: Deutscher Seits hat man den Krieg mit der Absicht geführt, Frankreich mit der größten Schonung zu behandeln. Wir haben nach der Genfer Convention gehandelt, auch als die Franzosen sie verletzten, und zwar in schreiender, grausamer Weise durch Vernachlässigung und Mißhandlung unsrer Verwundeten und durch Ausplünderung von Sanitätscolonnen verletzten. Sheridan hat sich verwundert, daß der Sieger sich vom Besiegten plündern ließ, wenn er geduldig und willig die für seine Bedürfnisse von der Bevölkerung geforderten maßlosen Preise zahlte. Andrerseits melden englische Berichterstatter, daß der Krieg immer mehr den Charakter eines mittelalterlichen Vernichtungskampfes annehme. Dieß zugegeben, würde die Schuld lediglich die Franzosen treffen. Der König hat zu Anfang des Kriegs in einer Proclamation gesagt, er führe denselben nur mit der bewaffneten Macht Frankreichs, nicht mit dessen friedlichen Bürgern. Daraus versucht man den Schluß abzuleiten, wir hätten nur das Kaiserreich, nicht aber die Republik bekämpfen dürfen, vor der wir vielmehr die Waffen niederzulegen verpflichtet gewesen seien. Was die friedlichen Bürger anlangt, so sind Franctireurs und die, welche sie unterstützen, eben keine friedlichen Bürger. Alle Autoritäten auf dem Gebiete des Völkerrechts, von Vatel bis auf Bluntschli und Haller stimmen darin überein, daß die schonende Behandlung der friedlichen Bevölkerung auf der Voraussetzung beruht, daß zwischen den Soldaten und den Civilisten eine vollkommen deutlich erkennbare Demarcationslinie existire, und daß der Civilist sich der feindlichen Handlungen enthalte, welche für den Soldaten Pflicht sind. Was der Soldat thun muß, darf der Bürger nicht thun, und thut er es, ohne Soldat zu werden, doch, begeht er

kriegerische Handlungen gegen den in sein Land eingerückten Fremden, so verliert er das Recht des Civilisten, ohne das des Soldaten zu erwerben. Der letztere kann verlangen, daß man ihn, wenn er nicht mehr in der Lage ist, zu schaden, mit Schonung behandele. Jener dagegen, der ohne Verpflichtung tödtet und dadurch jene Demarcationslinie verwischt, kann nur durch den Tod selbst entwaffnet werden. Der Zustand der Kriegsgefangenschaft existirt für ihn nicht, man muß ihn im Interesse der Humanität vernichten. In demselben Augenblicke, wo König Wilhelm den Kampf mit dem Ausspruche eröffnete: Ich führe den Krieg gegen die feindlichen Heere und nicht gegen die friedlichen Bürger, erließ der Prinz von Joinville einen Aufruf an die französischen Bauern, in welchem er sie aufforderte, unsere Soldaten durch Meuchelmord umzubringen.

Um elf Uhr Nachts noch schickt der König dem Chef die mit Bleistift auf ein abgerissenes Stück Briefpapier geschriebene Nachricht, daß wir bei Le Mans einen großen Sieg erfochten haben. Der Minister sagt, indem er mir, sichtlich erfreut und gerührt über diese Aufmerksamkeit, den Zettel giebt, damit ich die Mittheilung telegraphire: „Er denkt, daß die Militärs mir's nicht zukommen lassen. Da schreibt er's selber".

Später noch einen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der über Roons Jubiläum berichtet, für den König zurecht gemacht. Vor Schlafengehen noch erfahren, daß man im Fort Issy eine Bresche bemerkt hat.

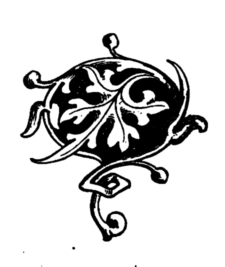
13. Januar, Freitag. Früh Nebel, nach zwölf Uhr blauer Himmel. Es wird tüchtig geschossen. Harleß hat sich mit einem Bittgesuch wegen der lutherischen Kirche an den Chef gewendet, welches mit der Wendung schließt, er werde in Folge einer Krankheit, die ihn wiederholt befallen, nun wohl bald seinen Pilgerstab niederlegen müssen. Er will mit seiner Partei eine orthodoxe

lutherische deutsche Nationalkirche (weshalb anzunehmen ist, daß er ein Feind der Union und somit des unionistischen Preußen ist), er ist in der letzten Zeit mit den katholischen Bischöfen zusammengegangen. Sein Ziel ist ein protestantischer Papst, am liebsten hätte er selbst diese Stelle. — Die Delegation in Bordeaux hat den Versuch gemacht, den Papst zur Friedensvermittelung zu bestimmen, und man scheint in Rom nicht abgeneigt, sich mit der Sache zu befassen, indem man glaubt, der Sache eine solche Wendung geben zu können, daß der Papst dabei wieder zu dem Seinigen kommt. — — —

Nach drei Uhr mit Wagner einen Gang durch den Park gemacht. Bei Tische ist der Regierungpräsident von Ernsthausen, ein starker, noch junger Herr, zugegen, desgleichen der Chef, der indeß, da er beim Kronprinzen speisen soll, blos bis zum Varziner Schinken dableibt, von dem er sagt: „Geben Sie den nur, wenn ich dabei bin, der muß unter meiner Mitwirkung verzehrt werden — mit Heimathsgefühl". — Zu Ernsthausen bemerkt er: „Ich bin zum Kronprinzen eingeladen. Vorher aber habe ich noch eine wichtige Besprechung, deshalb stärke ich mich jetzt für die". — „Heute haben wir den Dreizehnten und auch Freitag. Sonntag der Fünfzehnte, der Achtzehnte ist also Mittwoch. Da haben wir das Ordensfest, und da könnte man die Proclamation an das deutsche Volk (wegen Kaiser und Reich, eine Proclamation, die nach Bucher in der Arbeit ist) erlassen. — Der König hat (zu Ernsthausen gewendet) noch seine Bedenken wegen deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland. Er ist mehr für das Letztere. Mir scheint nicht viel Unterschied zu sein zwischen beiden Titeln. Es ist aber wie auf den Concilien das Homousios oder Homoiusios". — Abeken verbessert: „Homöusios". — Chef: „Wir sprechen oi bei uns. In Sachsen hatten sie den Itacismus. Ich erinnere mich, da war Einer

auf unserer Schule, aus Chemnitz, der las darnach (citirt einen griechischen Satz). Da sagte der Lehrer: ‚Halt, nein, wir sein Sie hier nicht aus Sachsen'".

Abends neueingelaufene Depeschen und ältere Concepte gelesen. — — — Der Chef kehrt halb zehn Uhr vom Kronprinzen zurück und läßt mich bald nachher telegraphiren, daß wir bei Le Mans achtzehntausend Franzosen zu Gefangnen gemacht und zwölf Geschütze erbeutet haben, und daß Gambetta, der bei der Schlacht hätte zugegen sein wollen, uns beinahe in die Hände gerathen, aber noch zu rechter Zeit entkommen. — Später Unruhs Rede über den Mangel an Lokomotiven auf den deutschen Eisenbahnen zum Vortrag zurecht gemacht.





Siebzehntes Kapitel.

Die letzten Wochen vor der Kapitulation von Paris.



Sonnabend, den 14. Januar. Die Kälte mäßig, das Wetter früh etwas nebelig, zu Mittag ziemlich hell, später Nebel, daß man keine zehn Schritte weit sieht. Die Beschießung der Forts und der Stadt geht ununterbrochen fort vom Morgen bis zum Abend. In der Nacht hat man einen Ausfall der Pariser zurückgeschlagen, der sich gegen die bei Meudon stehenden Truppen vom 11. Armeecorps, gegen die Baiern in Clamart und gegen die Garde in Le Bourget gerichtet hat. Mehrere Telegramme abgelassen, dann einen dienstlichen Brief geschrieben an M. und, wie gewöhnlich, Zeitungen für den König und den Chef gelesen. Nach dem Frühstück, wo man hörte, daß der gestrige Ausfall stellenweise mit eiliger Flucht der Franzosen geendigt, und daß die südlichen Forts unser Feuer beinahe gar nicht mehr beantworten, wieder einen Gang mit Wagner in den Park hinter dem Schlosse gemacht.

Beim Diner speiste Graf Lehndorff mit uns. Der Chef erzählte, daß Jules Favre an ihn geschrieben. Derselbe wolle zur Conferenz nach London, behaupte, erst am 10. erfahren zu

haben, daß ein Saufconduit für ihn bereit gehalten werde, und wolle mit einer unverheiratheten, einer verheiratheten Tochter, deren Mann, der einen spanischen Namen trage, und einem Sekretär heraus. Am liebsten wäre ihm wohl ein Paß für den Herrn Minister mit Gefolge. — Er solle aber gar keinen Paß bekommen, sondern die Militärs sollten einfach angewiesen werden, ihn durchzulassen. Bucher werde ihm schreiben, daß er am Klügsten thun würde, über Corbeil zu gehen, da er dort nicht nöthig hätte, seinen Pariser Wagen zu verlassen, eine Strecke zu Fuße zu gehen und dann einen andern Wagen zu nehmen. Auch wäre der beste Weg für ihn über Lagny nach Metz, nicht über Amiens. Wollte er nicht über Corbeil gehen, so möge er's sagen; man werde die Militärs dann anders anweisen. „Nach dem Wunsche, mit Familie zu reisen", setzte er hinzu, „sollte man fast meinen, er wolle sich salviren".

Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung bemerkte der Minister: „Versailles ist eigentlich für den Geschäftsverkehr der ungeeignetste Ort, den man wählen konnte. Man hätte in Lagny oder Ferrières bleiben sollen. Aber ich weiß wohl, warum: manche Leute, die nichts zu thun haben, hätten sich da zu sehr gelangweilt". — „Die langweilen sich freilich auch hier und überall". — — —

Abends schrieb ich einen Artikel über die Schwierigkeiten einer Verproviantirung von Paris, nachdem es sich ergeben, der in den „Moniteur" kommen sollte. „Wir finden", so heißt es da, „im ‚Journal Officiel' den folgenden Aufsatz in Betreff der Verproviantirung von Paris: ‚Aus einer am 3. Januar von Bordeaux abgesandten Depesche ergiebt sich, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung im Hinblick auf die Wiederverproviantirung von Paris bedeutende Massen von Lebensmitteln zusammengebracht hat. Außer den in der Einrichtung begriffnen

Märkten bestehen die jetzt bereits gelieferten, nahe bei den Transportwagen außerhalb der Tragweite der feindlichen Operationen gesammelten und für das erste Signal zur Absendung bereitgestellten Lebensmittelmassen in Folgendem: mehr als fünfzehntausend Stück Rindvieh, mehr als vierzigtausend Schafen, die durch die Fürsorge der Verwaltung an den Bahnhöfen der Schienenwege eingepfercht stehen, mehr als dreihunderttausend metrischen Centnern Nahrungsstoffe aller Art, die in Magazinen aufgespeichert sind und dem Staate gehören. Diese Massen von Lebensmitteln sind lediglich zur Wiederverproviantirung von Paris zusammengebracht worden'.

Wenn man diesen Versuch zur Wiederverproviantirung vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet, so findet man, daß er ernsthaften Schwierigkeiten begegnen muß. Wenn die Behauptung des ‚Journal officiel', daß die Magazine sich außerhalb der Tragweite der deutschen Actionssphäre befinden, begründet ist, so muß man wenigstens eine Entfernung von dreißig Meilen annehmen. Nun aber ist der Zustand, in den die Franzosen selbst die auf Paris mündenden Eisenbahnen versetzt haben, ein derartiger, daß es wenigstens mehrere Wochen bedürfte, um die Lebensmittelmassen, um die es sich handelt, nach Paris zu schaffen. Ebenso wenig aber darf man außer Acht lassen, daß neben der hungerleidenden Bevölkerung von Paris die deutschen Armeen ein Recht darauf haben, ihre Lebensmittel durch die Eisenbahnen ergänzt zu sehen, und daß in Folge dessen die deutschen Behörden bei dem besten Willen von der Welt nicht im Stande sein werden, mehr als einen Theil des Eisenbahnmaterials auf die Wiederverproviantirung von Paris verwenden zu lassen. Hieraus folgt aber, daß die Pariser, wenn sie im Hinblick darauf, daß bei Ausgang der Sache ihnen beträchtliche Massen von Lebensmitteln erreichbar sein werden, mit der Uebergabe

der Stadt so lange warten wollen, bis der letzte Bissen Brot verzehrt ist, mit ihrer unrichtigen Würdigung der Sachlage eine verhängnißvolle Enttäuschung erleben können. Möchte doch die Regierung der nationalen Vertheidigung die Umstände in ernste Erwägung ziehen und über dem Prinzip des Widerstandes bis aufs Aeußerste die schwere Verantwortlichkeit, die sie übernimmt, nicht außer Acht lassen. Die Entfernung zwischen den in den Provinzen ausgehobnen Armeen, deren Herannahen mit so großer Ungeduld erwartet wird, und dem streng abgesperrten und eingeschlossnen Paris nimmt von Tage zu Tage zu, statt sich zu verkürzen. Lügenhafte Berichte sind nicht im Stande, Paris zu retten. Die Berechnung, aus dem einfachen Grunde bis zum letzten Augenblicke warten zu können, weil weder die Provinz noch der Feind eine Stadt von dritthalb Millionen Einwohnern den Qualen des Hungers überlassen würden, könnte sich als falsch erweisen vor unerbittlichen Unmöglichkeiten, und der Moment der Kapitulation von Paris im allerletzten Augenblicke könnte, was Gott verhüte, zum Beginn eines wirklich großen Unglücks werden".

Sonntag, 15. Januar. Ziemlich helles und kaltes Wetter. Man hört weniger Schüsse als in den letzten Tagen. Der Chef hat diese Nacht schlecht geschlafen und Wollmann schon um vier Uhr wecken lassen, damit er wegen Favre nach London telegraphire. Andrassy, der Premierminister für Ungarn, hat die Erklärung abgegeben, daß er nicht nur die in der Beust'schen Depesche über das neue Deutschland ausgesprochne Anschauung der Dinge theile, sondern diese Politik stets gewollt und empfohlen habe. Die Reservation am Anfange des gedachten Aktenstücks hätte wegbleiben können, da die Neugestaltung Deutschlands den Prager Frieden nicht verletze. — Die Briefe, in denen die deutschen Fürsten den Vorschlägen des

Königs von Baiern wegen Wiederherstellung der Kaiserwürde zustimmen, drücken ungefähr dieselben Gedanken aus. Nur Reuß ä. L. hat sich bewogen gefunden, seine Einwilligung etwas anders zu motiviren. — — — Von baierischer Seite werden Ansprüche erhoben, die sich wohl nicht erfüllen lassen. — — —

Der Chef speist heute beim König. Unter uns wird bei Tische nichts der Aufzeichnung werthes gesprochen.

Bamberg, der wie alle Abende um Information für den „Moniteur" kommt, erklärt mir die Bedeutung des Buchsbaumzweigs an der Wand über meinem Bette: er ist am Palmsonntag in der Kirche geweiht und bleibt das ganze Jahr über an seiner Stelle. Wahrscheinlich spielt er als Schutzmittel gegen Krankheiten, böse Geister, Hexen u. dgl. eine Rolle im Volksaberglauben der Franzosen. — Um neun Uhr zum Chef gerufen: ich soll nach den Acten einen Artikel über unsere Stellung zu den amerikanischen Schiffen mit Kriegscontrebande machen. Leitpunkt ist dabei der 13. Artikel des Vertrags von 1799. Wir können solche Schiffe nicht kapern, sondern dürfen sie nur für die Dauer des Krieges anhalten oder uns die Contrebande gegen Quittung aushändigen lassen und müssen in beiden Fällen billige Entschädigung leisten. Den Aufsatz sofort verfaßt und in den Briefkasten im Bureau gelegt.

16. Januar, Montag. Thauwetter, Himmel bedeckt, viel Wind von Südwesten her. Man kann wieder weit sehen, aber seit gestern Nachmittag ist kein Schuß mehr zu hören. Stockt das Bombardement? Oder verweht der Wind den Schall der Schüsse?

Früh den Brief Trochus an Moltke gelesen, in welchem er sich darüber beklagt, daß unser Feuer im Süden von Paris Spitäler und andere Asyle getroffen habe, obwohl dieselben mit Fahnen als solche bezeichnet seien, meint, daß Dieß nicht Zufall

sein könne, und auf die internationalen Verträge hinweist, nach denen diese Anstalten unverletzlich seien. Moltke hat sich entschieden gegen alle Absichtlichkeit verwahrt. Die Humanität, mit der wir den Krieg geführt hätten, „soweit der Charakter, welcher französischerseits demselben seit dem 4. September gegeben worden, es zugelassen habe", sichere gegen solchen Verdacht. Sobald klare Luft und kürzere Entfernungen unsrer Batterien von Paris es ermöglichten, die Genfer Fahnen auf den betreffenden Gebäuden zu erkennen, würden auch zufällige Beschädigungen vermieden werden können. — Später die Verfolgung Chanzys durch unsere Truppen telegraphirt. — — — Noch im Lauf des Vormittags ein Telegramm abgesandt, welches die Einnahme des Lagers von Conlie und den erfolgreichen Widerstand meldet, den General von Werder südlich von Belfort der ungeheuren Uebermacht von vier französischen Corps geleistet hat.

Beim Diner sind Fürst Pleß und Maltzahn als Gäste zugegen. Man erfährt da, daß die Proclamation an das deutsche Volk übermorgen beim Ordensfeste, welches im Spiegelsaale des hiesigen Schlosses stattfinden wird, verlesen werden soll. Der König wird in glänzender Versammlung dort zum Kaiser ausgerufen werden. Truppendeputationen mit Fahnen, die Generalität, der Bundeskanzler und eine Anzahl Fürstlichkeiten werden dabei sein. Man hört ferner, daß der Chef seine Meinung in Betreff der Herauslassung Favres aus Paris geändert und ihm einen Brief geschrieben hat, der auf eine Ablehnung hinausläuft. Der Kanzler bemerkt: „Favre kommt mir mit seinem Verlangen, nach London zur Conferenz gehen zu dürfen, wie die Kinder im Spiel Fuchs ins Loch vor. Die schlagen zu und machen dann, daß sie fortkommen, nach einem Ort, wo man ihnen nichts anhaben kann. („Der ‚Pax' bei unserm ‚Letzten' in

Dresden.) Er muß die Suppe aber mit ausessen, die er eingebrockt hat. Das forderte seine Ehre, habe ich ihm geschrieben". — Es wäre möglich, daß diese Sinnesänderung durch einen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" abgedruckten, von mir für ihn angestrichenen Artikel des „Siècle", der Gambettas Ansichten vertritt, veranlaßt worden wäre, in welchem es hieß, die Durchlassung Favres nach London würde eine Anerkennung der jetzigen französischen Regierung von unsrer Seite bedeuten.*) Der Artikel ging an den König und nach London.

Abends sah ich den Briefwechsel zwischen Favre und dem Kanzler.

Ich schalte hier eine Uebersicht über diesen Vorgang mit Berücksichtigung später bekannt gewordener Aktenstücke ein.

* * *

Am 17. November erhielt Favre als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten durch eine Tours den 11. November datirte, von Chaudordy abgesandte Depesche die Nachricht, daß aus Wien gemeldet worden, die russische Regierung erachte sich durch die Stipulation des Vertrags von 1856 für nicht mehr gebunden. Favre antwortete sofort, indem er bis auf Eingang offizieller Benachrichtigung strenge Zurückhaltung empfahl, doch ohne zu versäumen, bei jeder Gelegenheit das Recht Frankreichs zu betonen, nach welchem dasselbe zur Berathung der russischen Erklärung zugezogen werden müsse. Es wurden dann mündliche und schriftliche Verhandlungen über die Sache zwischen verschiedenen Mächten und der Provisorischen Regierung gepflogen, bei denen man sich von französischer Seite bemühte, die Vertreter jener Mächte zur Anerkennung der Behauptung zu ge-

*) Diese Vermuthung war unrichtig: Veranlassung zu der Sinnesänderung des Kanzlers war das Rundschreiben Favres vom 12. Januar. S. u.

winnen, daß der Repräsentant Frankreichs „bei der Conferenz die Pflicht haben werde, in derselben eine Erörterung von ganz anderer Bedeutung (als die Discussion der Verträge von 1856) zu eröffnen, in Betreff deren man keine abschlägige Antwort ertheilen könnte". Die Delegation von Tours theilte diese Meinung, glaubte indeß, daß man die Einladung Europas zur Conferenz, wenn sie erginge, annehmen müsse, selbst wenn man vorher weder ein Versprechen noch einen Waffenstillstand erhalten hätte. Gambetta schrieb unterm 31. December an Favre: „Sie müssen bereit sein, Paris zu verlassen, um sich zur Londoner Conferenz zu begeben, wenn, wie man behauptet, es England gelungen ist, einen Passirschein zu erhalten". Ehe diese Zeilen eintrafen, hatte Favre Chaudordy gemeldet, die Regierung habe den Beschluß gefaßt, daß Frankreich, „wenn man es auf regelmäßige Weise berufe", sich auf der Londoner Conferenz vertreten lassen werde, wofern seinem Pariser Vertreter von England, welches mündlich dazu eingeladen, der erforderliche Passirschein verschafft werde. Dieß wurde von dem englischen Kabinet angenommen, und Chaudordy setzte Favre durch eine Depesche, die am 8. Januar in Paris eintraf, davon in Kenntniß und unterrichtete ihn zugleich, daß er, Favre, von der Regierung zum Vertreter Frankreichs auf der Conferenz bestimmt worden sei. Diese Mittheilung wurde durch ein vom 29. December datirtes und am 10. Januar in Paris eingetroffnes Schreiben des Lords Granville an Favre bestätigt, in welchem es hieß:

„Herr de Chaudordy hat Lord Lyons benachrichtigt, daß Ew. Excellenz in Vorschlag gebracht worden ist, um Frankreich auf der Conferenz zu vertreten, und er hat zugleich gebeten, ich möge ihm einen Passirschein besorgen, der Ew. Excellenz gestatte, die preußischen Linien zu durchschreiten. Ich ersuchte sofort

den Grafen Bernstorff, diesen Passirschein zu verlangen und Ihnen denselben durch einen als Parlamentär abzusendenden deutschen Offizier zustellen zu lassen. Herr von Bernstorff ließ mich gestern wissen, daß ein Passirschein Ew. Excellenz zur Verfügung gestellt werden solle, sobald er durch einen von Paris nach dem deutschen Hauptquartier abgehenden Offizier verlangt werde. Er fügte hinzu, daß er von einem deutschen Offizier nicht überbracht werden könne, so lange dem Offizier, auf den als Träger einer Parlamentärfahne geschossen worden, keine Genugthuung gegeben worden sei. Ich bin von Herrn Tissot in Kenntniß gesetzt worden, daß viel Zeit vergehen würde, ehe diese Mittheilung Ihnen von der Delegation in Bordeaux übersandt werden könnte, und so habe ich dem Grafen Bernstorff einen andern Weg angerathen, Ihnen dieselbe zukommen zu lassen. — Ich hoffe, daß Ew. Excellenz mir erlauben werden, diese Gelegenheit zu ergreifen, um Ihnen meine Befriedigung auszudrücken, zu Ihnen in persönliche Beziehung zu treten" u. s. w.

Favre sah in dieser Zuschrift eine Anerkennung der jetzigen französischen Regierung und eine Einladung, die er benutzen könne, um in London vor den Mächten das Wort in Frankreichs Angelegenheiten zu ergreifen. In dem Rundschreiben, das er am 12. Januar an die französischen Gesandten erließ, sagte er:

„Durch diese Depesche direct aufgefordert, konnte die Regierung, ohne dem Rechte Frankreichs zu entsagen, die Einladung nicht zurückweisen, die sie in seinem Namen erhielt. Nun kann man ohne Zweifel dagegen geltend machen, daß die Stunde zu einer solchen Erörterung der Neutralisation des Schwarzen Meeres nicht glücklich gewählt ist. Wer gerade dadurch, daß in dieser Entscheidungsstunde, wo Frankreich allein für seine Ehre und Existenz kämpft, dieser officielle Schritt der

europäischen Mächte bei der französischen Republik gethan wird, erhält er einen ausnehmenden Ernst. Es ist ein verspäteter Anfang, Gerechtigkeit zu üben, eine Verpflichtung, von der man sich nicht mehr lossagen kann. Er heiligt mit der Autorität des Völkerrechts den Regierungswechsel und läßt auf der Scene, auf welcher es sich um die Geschicke der Welt handelt, die trotz ihrer Wunden freie Nation erscheinen Angesichts des Oberhauptes, das sie zum Untergange geführt hat, und der Prätendenten, welche über sie verfügen wollen. Wer fühlt übrigens nicht, daß Frankreich, zugelassen zu den Vertretern Europas, das unbestreitbare Recht erhält, vor ihnen seine Stimme zu erheben? Wer wird es hindern können, wenn es sich auf die ewigen Regeln der Gerechtigkeit stützend, die Grundsätze vertheidigen wird, welche seine Unabhängigkeit und seine Würde sicher stellen? Es wird keinen derselben aufgeben. Unser Programm bleibt unverändert dasselbe, und Europa, welches denjenigen einladet, der es aufgestellt hat, weiß sehr wohl, daß er den Willen und die Pflicht hat, es aufrecht zu erhalten. Man durfte daher nicht zaudern, und die Regierung hätte einen schweren Fehler begangen, wenn sie die ihr gemachte Eröffnung zurückgewiesen hätte.

Indem sie Dieß anerkannte, dachte sie doch, wie ich, daß der Minister des Auswärtigen, wenn es sich nicht um höhere Interessen handelte, Paris während des Bombardements, das der Feind auf die Stadt richtet, nicht verlassen könnte. (Folgt eine lange sentimentale Klage über den Schaden, den die „Wuth der Angreifer“ absichtlich, „um Schrecken zu verbreiten“, durch ihre Bomben an Kirchen, in Lazarethen, Kinderstuben u. dgl. angerichtet habe. Dann heißt es weiter:) Unsere brave Pariser Bevölkerung fühlt mit der Gefahr ihren Muth steigen. Fest, gereizt, entschlossen, ist sie entrüstet und beugt sich nicht.

Sie will mehr als je kämpfen und siegen, und wir wollen es mit ihr. Ich kann nicht daran denken, mich in dieser Krisis von ihr zu trennen. Vielleicht setzen unsere an Europa gerichteten Proteste wie die der in Paris anwesenden Mitglieder des diplomatischen Corps derselben bald ein Ziel England wird begreifen, daß bis dahin mein Platz in der Mitte meiner Mitbürger ist".

Dieß hatte Favre auch in der zwei Tage vorher erfolgten Beantwortung des Granvilleschen Schreibens ausgesprochen, aber nur in der ersten Hälfte, wo er sagte: „Ich schreibe mir nicht das Recht zu, meine Mitbürger in dem Augenblicke zu verlassen, wo sie das Opfer dieser Gewaltthat (gegen ‚eine waffenlose Bevölkerung' hatte er in den Zeilen unmittelbar vorher aus einer starken Festung mit ungefähr 200,000 Soldaten und Milizen geschrieben) sind". Dann aber fuhr er fort: „Uebrigens sind die Verbindungen zwischen Paris und London durch die Schuld des Commandanten der Belagerungsarmee (wie naiv!) so langsam und ungewiß, daß ich ungeachtet meines guten Willens Ihrer Aufforderung nicht nach dem Wortlaut Ihrer Depesche entsprechen kann. Sie haben mich wissen lassen, daß die Conferenz am 3. Februar zusammentreten und sich dann wahrscheinlich für eine Woche vertagen wird. Am 10. Januar Abends benachrichtigt, würde ich nicht zu rechter Zeit von Ihrer Einladung Gebrauch machen können. Außerdem hat Herr von Bismarck, als er mir dieselbe übersandte, keinen Passirschein hinzugefügt, der doch unumgänglich nothwendig ist. Er verlangt, daß ein französischer Offizier sich ins Hauptquartier begebe, um ihn abzuholen, indem er sich auf eine Reclamation stützt, die er bei Gelegenheit eines Vorfalls, über welchen sich ein Parlamentär am 23. December zu beklagen gehabt,

an den Gouverneur von Paris gerichtet hat, und Herr von Bismarck fügt hinzu, daß der preußische Obercommandant, bis Genugthuung gewährt sei, jede Mittheilung durch Parlamentäre verboten habe. Ich untersuche nicht, ob ein solcher den Kriegsgesetzen zuwiderlaufender Beschluß nicht die unbedingte Verneinung der höheren Rechte ist, welche die Nothwendigkeit und die Menschlichkeit immer zu Gunsten der Kriegführung aufrecht erhalten haben. Ich begnüge mich, Ew. Excellenz zu bemerken, daß der Gouverneur von Paris sich beeilt hat, eine Untersuchung über die vom Grafen von Bismarck bezeichnete Angelegenheit zu befehlen, und daß er, indem er dieß ankündigte, viel zahlreichere Fälle zu seiner Kenntniß gebracht hat, welche den preußischen Schildwachen zur Last gelegt worden sind, auf die er sich aber nie gestützt hat, um den Austausch der gewöhnlichen Mittheilungen zu unterbrechen. Der Herr Graf von Bismarck scheint, wenigstens theilweise, die Richtigkeit dieser Bemerkungen zugegeben zu haben, weil er heute den Gesandten der Vereinigten Staaten beauftragt hat, mich wissen zu lassen, daß er heute unter dem Vorbehalt gegenseitiger Untersuchungen die Verbindungen durch Parlamentäre wieder herstelle. Es liegt also keine Nothwendigkeit vor, daß ein französischer Offizier sich in das preußische Hauptquartier begebe, und ich werde mich mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Verbindung setzen, um den Passirschein zu erhalten, den Sie für mich ausgewirkt haben. Sobald ich denselben in den Händen haben werde, und die Lage von Paris es mir gestattet, werde ich den Weg nach London nehmen, im Voraus sicher, nicht vergeblich im Namen meiner Regierung das Prinzip des Rechtes und der Moral anzurufen, dem Achtung zu verschaffen Europa ein so grosses Interesse hat".

Soweit Herr Favre. Die Lage von Paris hatte sich nicht

verändert, die an Europa gerichteten Proteste hatten der Krisis noch kein Ziel gesetzt, dieß auch noch nicht gekonnt, als Favre am 13. Januar, drei Tage also nach seinem Schreiben an Granville und am Tage nach Erlaß seines Rundschreibens an die Vertreter Frankreichs im Auslande folgende Depesche an den deutschen Bundeskanzler abgehen ließ:

„Herr Graf! Lord Granville benachrichtigt mich durch seine Depesche vom 29. December v. J., die ich am 10. Januar Abends erhielt, daß Ew. Excellenz auf das Ersuchen des englischen Kabinets einen Passirschein zu meiner Verfügung halten, welcher für den Bevollmächtigten Frankreichs zur Londoner Conferenz nothwendig ist, um die preußischen Linien passiren zu können. Da ich in dieser Eigenschaft designirt bin, beehre ich mich, von Ew. Excellenz die Zusendung dieses Passirscheines in meinem Namen in möglichst kurzer Frist zu beanspruchen".

Ich theile Dieß alles lediglich in der Absicht mit, um den großen Unterschied zwischen dem Charakter und der Befähigung Favres und dem Wesen Bismarcks zu zeigen. Man vergleiche mit den oben in ausführlichen Auszügen gegebnen Schriftstücken des Ersteren die folgende Aeußerung des Letzteren. Dort Unentschlossenheit, Zweideutigkeit, Posse, Phrase, zuletzt das Gegentheil von dem, was mit Emphase wenige Zeilen vorher und in andern Documenten ebenso emphatisch ausgesprochen worden ist. Hier dagegen spricht ein Mann, sicher, einfach, natürlich und rein sachgemäß. Der Kanzler antwortete Favre am 16. Januar (ich lasse die Eingangsworte weg) folgendermaßen:

„Ew. Excellenz nehmen an, daß auf den Antrag der königlich großbritannischen Regierung ein Geleitschein für Sie

bei mir bereit liege, zum Zwecke Ihrer Theilname an der Londoner Conferenz. Diese Annahme ist indessen nicht zutreffend. Ich würde auf eine amtliche Verhandlung nicht haben eingehen können, welcher die Voraussetzung zu Grunde gelegen hätte, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung völkerrechtlich in der Lage sei, im Namen Frankreichs zu handeln, so lange sie nicht mindestens von der französischen Nation selbst anerkannt ist.

Ich vermuthe, daß die Befehlshaber unsrer Vorposten Ew. 2c. die Ermächtigung ertheilt haben würden, die deutschen Linien zu passiren, wenn Ew. 2c. dieselbe bei dem Commando des Belagerungsheeres nachgesucht hätten. Letzteres würde nicht den Beruf gehabt haben, Ew. 2c. politische Stellung und den Zweck Ihrer Reise in Berücksichtigung zu ziehen, und die von den militärischen Führern gewährte Ermächtigung, unsere Linien zu passiren, welche von ihrem Standpunkte kein Bedenken gefunden, würde dem Botschafter Seiner Majestät des Königs in London freie Hand gelassen haben, um in Betreff der Frage, ob nach dem Völkerrecht Ew. 2c. Erklärungen als Erklärungen Frankreichs anzusehen wären, seine Stellung zu nehmen und seinerseits Formen zu finden, welche jedes Präjudiz verhütet hätten. Diesen Weg haben Ew. 2c. durch ein an mich unter amtlicher Angabe des Zwecks Ihrer Reise gerichtetes amtliches Gesuch um einen Geleitschein Behufs der Vertretung Frankreichs auf der Conferenz durch Ew. 2c. abgeschnitten. Die oben angegebnen politischen Erwägungen, zu deren Unterstützung ich mich auf die Erklärung beziehe, welche Ew. 2c. veröffentlicht haben, verbieten mir, Ihrem Wunsche nach Uebersendung eines solchen Documents zu entsprechen.

Indem ich Ihnen Dieß mittheile, kann ich Ihnen nur überlassen, für sich und Ihre Regierung zu erwägen, ob sich ein andrer Weg finden läßt, auf welchem die angeführten

Bedenken zu beseitigen sind, und jedes aus Ihrer Anwesenheit in London fließende Präjudiz vermieden werden kann.

Aber auch wenn ein solcher Weg gefunden werden sollte, erlaube ich mir doch die Frage, ob es rathsam ist, daß Ew. &c. Paris und Ihren Posten als Mitglied der dortigen Regierung jetzt verlassen, um persönlich an einer Conferenz über das Schwarze Meer theilzunehmen, in einem Augenblicke, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, welche für Frankreich und Deutschland wichtiger sind als der Artikel XI des Vertrags von 1856. Auch würden Ew. &c. in Paris die diplomatischen Agenten und die Angehörigen der neutralen Staaten zurücklassen, welche dort geblieben oder vielmehr zurückgehalten worden sind, nachdem sie längst die Erlaubniß zum Passiren der deutschen Linien erhalten, und welche daher um so mehr auf den Schutz und die Fürsorge Ew. &c. als des Ministers der factischen Regierung für die auswärtigen Angelegenheiten angewiesen sind.

Ich kann daher kaum annehmen, daß Ew. &c. in der kritischen Lage, an deren Herbeiführung Sie einen so wesentlichen Antheil hatten, sich der Möglichkeit werden berauben wollen, zu einer Lösung mitzuwirken, wofür die Verantwortlichkeit auch Sie trifft".

* * *

Ich lasse jetzt das Tagebuch weiter sprechen.

17. Januar, Dienstag. Laues Wetter und viel Wind. Man hört nicht schießen. Das Bombardement ist indeß gestern in befriedigender Weise und mit geringen Verlusten auf deutscher Seite fortgesetzt worden, was ich auf Befehl des Chefs telegraphire, indem ich zugleich melde, daß der Verlust der

Franzosen in den sechstägigen Kämpfen bei Le Mans weit bedeutender gewesen ist, als angenommen worden. In unsern Händen befinden sich dort 19 Geschütze und 22,000 unverwundete Gefangne.

Bei Tische hatten wir zu Gästen den sächsischen Grafen Nostitz-Wallwitz, der hier bei der Verwaltung angestellt werden soll, und einen Herrn Winter oder von Winter, der zum Präfecten in Chartres bestimmt ist. Der Chef bemerkte, nachdem jemand das Gespräch auf die zukünftigen Operationen des Krieges gebracht hatte: „Ich denke mir, wenn wir Paris mit Gottes Hülfe haben, da besetzen wir es nicht mit unsern Truppen. Den Dienst mag die Nationalgarde darin versehen. Auch ein französischer Commandant. Wir besetzen blos die Forts und die Enceinte. Hinein wird jeder gelassen, aber niemand heraus. — Ein großes Gefängniß also, bis sie wegen des Friedens klein beigeben". — Dann sprach er mit Nostitz über die Generalräthe und äußerte, man müsse mit den Mitgliedern derselben Fühlung zu gewinnen suchen. Es wäre hier ein gutes Feld zu weiteren politischen Operationen. „Was die militärische Seite der Sache angeht", so fuhr er fort, „da bin ich dafür, daß wir uns mehr concentriren, nicht über einen gewissen Strich gehen, den aber so in die Hand nehmen, daß die Behörden ordentlich verwalten, namentlich die Steuern eintreiben können". — „Das Militär — die haben eine centrifugale Operationskarte, ich eine centripetale". — — — „Und wenn wir in unserm Kreise nicht Alles mit Garnisonen versehen können, so schicken wir von Zeit zu Zeit eine fliegende Colonne nach solchen Orten, die sich recalcitrant benehmen, erschießen, hängen und sengen. Wenn das ein paar Mal geschieht, werden sie schon Vernunft annehmen". — Winter meinte, schon das bloße Erscheinen von Executionscommandos in solchen

Orten würde dazu wohl genügen. Chef: „Na, ich weiß nicht, ein mäßiges Hängen wirkt doch wohl noch besser, und wenn ein paar Granaten hineingeschickt werden und ein paar Häuser abbrennen. — Da erinnere ich mich an den Baiern, der zu dem preußischen Artillerieoffizier sagte: ‚Was meinen S', Herr Kamerad, soll mer das Dörffle do anzünde oder blos moderirt verwüschte‘? Was die Antwort war, weiß ich nicht".

Er erzählte dann, daß er in Bremen viele Leute habe, die ihm wohl wollten. „So haben sie mir da", sagte er, „neulich eine Partie vortrefflicher Cigarren gestiftet, sehr schwer, aber sie werden von allen Kennern gelobt. Im Drange der Geschäfte habe ich den Namen der Gesellschaft vergessen". Bucher nannte — wenn ich mich recht entsinne — die „Jacobi-Brüderschaft". „Und jetzt übersenden sie mir wieder ein schönes Eisbärenfell. Das ist zu gut für die Campagne. Ich werde es nach Hause schicken".

Das brachte ihn auf die Bemerkung, daß er von Petersburg aus gern einmal auf die Eisbärenjagd gegangen wäre, die Dwina hinab nach Archangel, aber seine Frau habe ihn nicht fortgelassen, auch hätte er dazu mindestens sechs Wochen Urlaub haben müssen. Dort oben in den Wäldern gebe es noch unglaublich viel Wild, besonders Birk- und Auerhähne, die von den Finnen und Samojeden, welche mit Teschings ohne Pfropf und schlechtem Pulver schößen, zu Tausenden erlegt würden. „So ein Auerhahn dort läßt sich — ich will nicht sagen, mit der Hand fangen, aber mit dem Stocke todtschlagen", fügte er hinzu. „In Petersburg kommen sie in Massen auf den Markt. Ueberhaupt ist's in Rußland für einen Jäger gar nicht übel. Und mit der Kälte ist's auch nicht so schlimm; denn Jeder ist an den Kampf mit ihr gewöhnt, alle Häuser sind gehörig geheizt, selbst die Treppen und das Vor-

haus — sogar die Reitbahnen — und keinem Menschen fällt es ein, mit dem Cylinder im Winter Visite zu machen, sondern man kommt mit Pelz und Pelzmütze".

Ich weiß nicht mehr, auf welchem Wege, kam er dann nochmals auf seinen gestrigen Brief an Favre zu reden und sagte: „Ich habe ihm deutlich zu verstehen gegeben, das ginge doch nicht, und ich könnte nicht glauben, daß er, der die Sache am 4. September mit veranlaßt habe, nicht auch die Entwickelung mit abwarten wollte. Ich habe den Brief übrigens französisch geschrieben, erstens, weil ich ihn nicht als amtlich betrachtet, sondern als Privatcorrespondenz, dann aber, damit sie ihn von den französischen Linien an bis zu ihm lesen können". Nostitz fragte, wie es überhaupt mit der diplomatischen Correspondenz gehalten würde. Chef: „Deutsch. Früher war's Französisch. Ich habe es aber eingeführt. Doch nur mit solchen Kabinetten, deren Sprache bei uns verstanden wird. England, Italien, auch Spanien — das kann man zur Noth auch lesen. Mit Rußland nicht; denn da bin ich wohl der Einzige im Auswärtigen Amte, der es versteht. Holland, Dänemark und Schweden auch nicht; diese Sprachen lernt man doch in der Regel nicht. Die schreiben französisch, und denen wird ebenso geantwortet". — „Der König hat übrigens befohlen, daß die Militärs mit den Franzosen nur deutsch verkehren; mögen sie's lernen, wir haben ihre Sprache auch lernen müssen". — „Mit Thiers (er meinte Favre) habe ich in Ferrières französisch gesprochen. Aber ich sagte ihm, Dieß geschähe nur, weil ich nicht amtlich mit ihm verhandelte. Er lachte darüber. Ich sagte ihm aber, das werden Sie schon beim Friedensschluß sehen, daß wir deutsch reden".

Beim Thee wurde erzählt, daß das Bombardement im Süden schwiege, weil ein General (der immer dagegen gewesen

sein sollte) seinen Willen durchgesetzt habe. Man hoffe indeß, daß der Kronprinz von Sachsen im Norden tüchtig vorgehen und schießen werde. Man werde sich dann unsrerseits von dem nicht den Rang ablaufen lassen und nicht Ursache zu der Ansicht geben wollen, daß die Sachsen die Capitulation erzwungen hätten. Das ist offenbar nur ein Gerücht. Wenigstens erklärte Graf Dönhoff, der hinzugekommen war, unsere Belagerungsgeschütze seien auch im Süden von Paris nicht unthätig, man höre nur wegen des Südwestwindes ihre Schüsse nicht, auch werde allerdings nicht so viel geschossen als die Tage vorher. Uebrigens werde morgen vermuthlich von Saint Denis her ein Feuer auf die Stadt eröffnet werden, welches die Pariser in den nördlichen Quartieren sehr überraschen werde.

Abends aus dem „Moniteur“ ersehen, daß in der letzten Zeit wieder achtundzwanzig französische Offiziere, darunter ein Bataillonschef und sieben Hauptleute, unter Bruch ihres Ehrenworts aus der Gefangenschaft entwichen sind. Im Ganzen haben sich jetzt allein aus den Orten des Norddeutschen Bundes hundertundacht solche Ehrenmänner davon gemacht. Einige, darunter der Leutnant Marchesau, der sich in Weiberkleidern aus Altona fortgeschlichen, sind dabei wieder eingefangen worden, und den Obersten Saussier, der sich aus Graudenz über die russische Grenze geflüchtet, haben die dortigen Behörden verhaftet und nach Thorn ausgeliefert.

18. Januar, Mittwoch. Himmel bewölkt, Luft klar, weite Aussicht, laue Temperatur, etwas Wind. Früh Eingänge und Zeitungen gelesen. Wollmann sagt mir, daß eine Ordre eingegangen ist, durch welche unser Chef zum Generalleutnant befördert wird. Hatzfeld und Bohlen haben heute das Kreuz bekommen. Den Andern steht es wohl auch bevor, und die Sehnsucht darnach scheint bei Einigen sehr groß zu sein. Wie

viel auch niedere Beamte darauf geben, und wie nützlich infolge dessen die Gewohnheit, zu decoriren, für den Staat ist, zeigte diesen Morgen unser braver T., als er zu mir äußerte: „Weiß Gott, Herr Doctor, ich gäbe gleich meine ganzen Diäten darum, wenn ich das eiserne Kreuz auch kriegte. Sie können mir's glauben". Ich glaubte ihm das auch, obwohl es mir schwer begreiflich war; denn die Diäten, auf die er Anspruch hat, betragen etwa anderthalbmal so viel als seine gewöhnliche Einnahme.

Zwischen zwölf und halb zwei Uhr im Großen Saal des Schlosses Ordensfest und Proclamirung des deutschen Reichs und Kaisers unter militärischem Gepränge. Soll ein sehr stattliches und feierliches Schauspiel gewesen sein. Ich machte inzwischen mit Wollmann einen weiten Spaziergang, und als wir bei der Rückkehr vom Gitter der Avenue de Saint Cloud die Allee hinauf und durch die Rue de Saint Pierre gingen, hörten wir vom Place d'Armes her das Rollen lauter Hurrahs. Sie galten dem Könige, der von der Ceremonie nach Hause fuhr — ich wollte sagen: dem Kaiser. Bei Tische fehlte der Chef, der beim Kaiser zum Diner war. Abends wurde ich zweimal zu ihm gerufen, um Aufträge zu erhalten. Er sprach dabei mit ungewöhnlich schwacher Stimme und sah ermüdet und abgespannt aus.

Der Minister hat von einer Anzahl in Paris zurückgebliebener Diplomaten, für die Kern, der Gesandte der Schweiz, das Wort führt, ein Schreiben erhalten, in welchem an ihn das Verlangen gestellt wird, dahin zu wirken, daß Maßregeln getroffen werden, welche den Schutzbefohlenen der Unterzeichner ermöglichen, sich vor dem Bombardement durch Entfernung aus der Stadt zu retten. Dabei wird unsere Berechtigung zur Beschießung von Paris bezweifelt und angedeutet, daß wir ab-

sichtlich auf Gebäude schössen, die zu schonen seien. Darauf ist zu erwidern, daß der neutrale Theil der in Paris Wohnenden von uns durch ihre Gesandtschaften wiederholt (schon gegen das Ende des September, dann mehrmals im October) auf die Nachtheile aufmerksam gemacht worden ist, die der Stadt aus einem fortgesetzten Widerstande erwachsen müßten. Ferner haben wir monatelang jeden Neutralen, der sich als solcher legitimiren konnte und sich zu entfernen wünschte, ohne Schwierigkeiten unsere Linien passiren lassen, jetzt können wir Dieß aus militärischen Gründen nur den Mitgliedern des diplomatischen Corps gestatten. Wenn jene Erlaubniß, sich und seinen beweglichen Besitz in Sicherheit zu bringen, von einer Anzahl Neutraler bisher nicht benutzt worden ist, so ist das nicht unsere Schuld, sie haben entweder nicht gewollt oder vor den Pariser Machthabern nicht gedurft. Wenn wir Paris bombardiren, so sind wir dazu völkerrechtlich vollkommen berechtigt; denn Paris ist eine Festung, es ist die Hauptfestung Frankreichs, es ist ein verschanztes Lager für ein großes Heer, das von hier aus Offensivstöße gegen uns führt und nach denselben hier Deckung findet. Unsern Generalen kann infolge dessen nicht angesonnen werden, diesen Stützpunkt des Gegners unangefaßt zu lassen oder ihn mit Sammethandschuhen anzufassen. Uebrigens ist unser Zweck bei der Beschießung nicht die Zerstörung der Stadt, sondern die Bezwingung derselben als Festung. Macht unser Feuer den Aufenthalt in Paris unbequem und gefährlich, so hätten die, welche das an sich gewahr werden, nicht in eine befestigte Stadt ziehen oder nicht darin bleiben sollen und so mögen sie ihre Klagen statt an uns an diejenigen richten, welche Paris in eine Festung verwandelt haben und sich seiner Festungswerke jetzt gegen uns als Kriegsmittel bedienen. Endlich schießt unsere Artillerie nicht mit Absicht auf Privathäuser und

Wohlthätigkeitsanstalten wie Spitäler u. d., und das sollte sich nach der Sorgfalt, mit der wir die Genfer Verträge beobachtet haben, von selbst verstehen. Nur zufällig sind bei der großen Entfernung, aus der wir schießen, Häuser oder Personen, die nichts mit der Kriegführung zu thun haben, getroffen worden. Es kann aber nicht gestattet werden, daß Paris, von wo aus man uns mit Krieg überfiel und wo der Krieg jetzt hauptsächlich hinausgezogen wird, solche Fälle vorschiebe, um eine energische Beschießung, die es unhaltbar macht, zu verbitten. — Artikel in diesem Sinne gemacht.

19. Januar, Donnerstag. Trübes Wetter. Die Post bleibt aus, und auf Nachfrage erfährt man, daß bei Vitry la Ville, einem in der Nähe vou Chalons gelegnen Orte, die Eisenbahn zerstört worden ist. Von zehn Uhr Vormittags an hören wir wieder eine ziemlich stramme Kanonade, in die sich zuletzt auch Feldgeschütze mischen. Ich mache zwei Artikel über den sentimentalen Bericht des „Journal des Débats“, nach welchem unsere Granaten nur Ambulanzen, Mütter mit Töchtern, kranke Damen und Wiegen mit Wickelkindern sich zum Zielpunkt genommen hätten — die grausam gesonnenen Granaten!

Das heutige Schießen rührt, wie Keudell beim Frühstück erzählt, von einem neuen großen Ausfalle her, den die Pariser mit vierundzwanzig Bataillonen und zahlreichen Kanonen auf unsere Stellungen zwischen La Celle und Saint Cloud unternommen haben. — — — Gegen zwei Uhr, wo man deutlich das Geknarr und Gerassel von Mitrailleusen vernimmt, die französischen Geschütze also in der Luftlinie höchstens noch eine halbe Meile von Versailles entfernt sind, setzt sich der Chef zu Pferde, um nach dem Aquäduct von Marly zu reiten, wohin sich auch der König und der Kronprinz begeben haben sollen. Ich fahre mit Wollmann ebenfalls

dahin. Auf dem Wege begegnet uns in Roquencourt ein zurückkehrender Musketier, der auf unsere Frage nach dem Gange der Dinge wissen will, es stünde schlecht für uns, der Feind wäre schon im Walde auf den Hügeln hinter La Celle. Wir können das nicht glauben, weil in diesem Falle hier mehr Leben sein und wir das Schießen deutlicher hören würden. Ein Stück weiter begegnet uns der Kronprinz, der nach Versailles zurückkehrt. Es muß also keine Gefahr mehr sein. Auf der Höhe von Marly an der schnurgeraden Chaussee, die hier nach Norden führt, läßt man uns nicht weiter. Wir warten eine Weile bei schneidendem Winde und unter einer Wolke, die ein dichtes Gestöber von Schneeflocken entsendet, unter den hier aufgestellten langbärtigen Enakskindern der Gardelandwehr. Der König und der Kanzler sollen sich auf dem Aquäduct befinden. Als die Wolke vorübergezogen ist, sehen wir deutlich den Mont Valérien drei Schüsse nach einander abgeben und die Schanze unter seinen Wällen achtmal feuern. Auch in unsern Batterien im Westen jenseits der Seine blitzt es dann und wann auf, und in einem der Dörfer des Flußthales scheint ein Haus zu brennen. Als das Feuer aufhören will, kehren wir um.

In Versailles muß die Sache inzwischen Bedenken erregt haben; denn als wir durch die Stadt gehen, sehen wir, daß Baiern eingerückt sind, die man sonst hier nur einzeln zu sehen bekommt. Sie stehen auf dem Place d'Armes und der Avenue de Paris in dichten Massen, sagt man uns. Die Franzosen aber lagern, wohl sechzigtausend Mann stark, heißt es, unterm Mont Valérien und auf den Feldern östlich von da. Sie sollen die Montretout-Schanze genommen haben, und ebenso befänden sich das Dorf Garches, nicht viel weiter als drei Viertelstunden von hier, und der westliche Theil von Saint Cloud in ihren

Händen. Man hätte zu befürchten, daß sie morgen weiter vordringen und uns zur Räumung von Versailles nöthigen könnten. Wohl nicht richtig, wenigstens übertrieben.

Die Gespräche bei Tische schienen diese Vermuthung zu bestätigen. Man redete nicht, als ob Gefahr vorhanden wäre. Wir hatten den Geheimrath von Löper zum Gaste, der Unterstaatssecretär im Hausministerium sein soll. Zuerst war davon die Rede, daß die Gefahr, die unsern Verbindungen mit Deutschland vom Südosten her drohte, verschwunden ist, indem General Bourbaki, der Werder drei Tage lang hart bedrängt, ohne ihn werfen zu können (vermuthlich auf die Nachricht vom Heranrücken Manteufels), den Versuch, Belfort zu entsetzen, aufgegeben hat und sich in vollem Rückzuge befindet. Der Chef gedachte dann eines Berichts, nach welchem die Steuern bei verschiedenen Gemeinden in den von uns besetzten Theilen Frankreichs nicht eingehen wollen, und sagte, es sei schwer, ja unmöglich, überall Garnisonen hinzulegen, welche die Bevölkerung zur Entrichtung derselben nöthigten. Dann fuhr er fort: „Das ist aber auch gar nicht erforderlich. Das läßt sich mit fliegenden Colonnen machen, mit Infanterie, der man etwas reitende Artillerie mit ein paar Geschützen beigiebt. — Man braucht gar nicht hineinzugehen, sondern es wird ihnen einfach gesagt: wenn ihr die rückständige Steuer nicht herausbringt — binnen zwei Stunden, so werden euch Granaten hineingeworfen. Sehen sie dann, daß Ernst gemacht wird, so zahlen sie. Im andern Falle bombardirt man den Ort, und das hilft dann bei den Andern. Sie müssen wissen, daß Krieg ist".

Später drehte sich das Gespräch um die Dotationen, die zu erwarten sind, wenn Friede geschlossen ist, und von diesen kam der Chef auf die von 1866 zu sprechen, wobei er u. A. sagte: „Man hätte sie nicht in Geld geben sollen. Mir

wenigstens widerstand es lange, aber endlich unterlag ich doch der Versuchung". — — — „Man hätte wie 1815 mit Domänen belohnen sollen, und es war gute Gelegenheit dazu".

20. Januar, Freitag. Das Wetter ist wieder nebelig, und man hört kein Schießen mehr. Im Laufe des Vormittags erfahren wir, daß die Pariser ihre Stellungen von gestern Abend verlassen haben und mit klingendem Spiel in die Stadt zurückmarschirt sind. Unsere Verluste bei dem Kampfe sollen nicht erheblich sein, die des Feindes dagegen sehr beträchtlich. Vom Westen her kommt die Nachricht, daß Tours von unsern Truppen ohne Widerstand besetzt worden ist, vom Norden, daß Goeben bei Saint Quentin in siebenstündiger Schlacht die Franzosen geschlagen und ihnen viertausend unverwundete Gefangne abgenommen hat. Um zwölf Uhr werde ich zum Chef geholt. Er will, daß seine Beantwortung der Kernschen Zuschrift und der Brief, in dem er Favre den Passirschein abgeschlagen hat, in den „Moniteur" kommen.

Beim Diner war Bohlen wieder zugegen, desgleichen als Gäste Lauer und von Knobelsdorff. Der Chef war aufgeräumt und gesprächig. Er erzählte u. A., als er in Frankfurt gewesen, habe er häufig Einladungen an den großherzoglichen Hof in Darmstadt erhalten und benutzt. Es habe dort vortreffliche Jagden gegeben. Dann fuhr er fort: „Aber ich habe Ursache, anzunehmen, daß die Großherzogin Mathilde mich nicht mochte. Sie hat zu jemand gesagt, damals, er steht immer da und sieht aus, als ob er so viel wie der Großherzog wäre".

Als wir bei der Cigarre waren, kam plötzlich im Regenmantel der Adjutant des Kronprinzen (ein Major von Hanke oder Kameke) herein, um zu melden, daß der Graf (Name unverständlich) erschienen sei, um, angeblich im Namen und Auftrag Trochus, einen zweitägigen Waffenstillstand zur Weg-

schaffung der beim gestrigen Ausfalle Verwundeten und zur Bestattung der dabei Gefallenen zu verlangen. Der Chef erwiderte, der dürfe den Franzosen nicht bewilligt werden, für die Wegbringung ihrer Verwundeten und die Beerdigung der Todten genügten einige Stunden; die letzteren lägen übrigens ebenso gut über als unter der Erde. Bald nachher erschien der Major wieder und meldete, der König werde herkommen, und kaum eine Viertelstunde darauf stellte sich Majestät wirklich ein, desgleichen der Kronprinz. Sie gingen mit dem Kanzler in den Salon, wo eine Antwort für den Boten Trochus redigirt wurde, die abschlägig lautete.

Um neun Uhr schickt mir Bucher ein paar mit Bleistift geschriebene Zeilen herauf, nach welchen der Abdruck des Briefs an Kern auf den Befehl des Chefs morgen im „Moniteur" erfolgen, der des Schreibens an Favre aber bis auf Weiteres unterbleiben soll. Sende sofort darauf bezügliche Weisung an Bamberg, welcher die Briefe inzwischen durch das Bureau erhalten haben muß.

Beim Thee erzählte Wagner verschiedene Anekdoten aus dem Jahre 1848. Er hatte mit dem famosen Lindenmüller das Abkommen getroffen, wenn die conservative Partei die Oberhand behielte, wollte er, wenn die Müllersche siegte, sollte dieser dafür Sorge tragen, daß der gegnerische Theil nicht gehenkt würde. „Als nun unsere Leute Oberwasser bekamen", fuhr er fort, „ging ich zum Polizeipräsidenten und bat ihn, mir zu gestatten, daß ich Müllern die Haft etwas erleichtern könnte, und dann schickte ich ihm, an jenen Pact erinnernd, vorläufig ein Dutzend Flaschen Wein und sechs Spickgänse". Eine andere Geschichte war folgende: „Als Held, der damals in Berlin eine Hauptrolle spielte und bei den untern Klassen in großem Ansehen stand, einmal eine Volksversammlung gehalten hatte, ließen wir einen Zettel drucken und

an die Ecken anschlagen, auf dem es ungefähr hieß: Held, der Vater des Volkes, hat gestern bei der Versammlung da und da für das leidende Volk gesammelt, und es ist die erhebliche Summe von 1193 Thalern, so und so viel Silbergroschen und so und so viel Pfennigen eingegangen. Die Bedürftigen mögen sich deshalb bei ihm in seiner Wohnung, Straße so und so, Nummer so und so melden und ihren Antheil in Empfang nehmen. — Er hatte natürlich nichts eingenommen. Aber wir hatten das Vergnügen, ihm eine Menge Leute über den Hals zu bringen, die das nicht glauben wollten".

21. Januar, Sonnabend. Früh dicker Nebel. Es wird nicht geschossen. Um halb zehn Uhr kommt der „Moniteur" an und — enthält den Brief des Chefs an Favre! Schlimm, aber mein Schreiben an Bamberg wird erst nach Druck der Nummer eingetroffen sein. Um zehn Uhr wurde ich zum Minister geholt, der indeß nichts über das Unglück sagte, obwohl er das Blatt vor sich hatte. Er lag noch im Bette und wollte den Protest des Grafen Chambord gegen das Bombardement für den König ausgeschnitten haben. Ich machte dann einen Artikel für deutsche Zeitungen und ein Entrefilet für das hiesige Blatt.

Abends waren beim Diner Voigts-Rhetz, Fürst Putbus und der baierische Graf Berghem Gäste des Kanzlers. Der Baier hat die angenehme Kunde überbracht, daß die Versailler Verträge in der Münchner zweiten Kammer mit zwei Stimmen über die erforderliche Zweidrittel-Majorität durchgegangen sind. Das deutsche Reich ist also in aller Form fertig. Der Chef forderte mit Bezug auf diese Thatsache die Gesellschaft auf, die Gesundheit des Königs von Baiern zu trinken, „der die Sache doch eigentlich zu gutem Ende gebracht hat". — „Ich dachte immer", so setzte er hinzu, „daß wir damit durchkommen würden,

wenn auch nur mit einer Stimme; auf zwei hätte ich nicht gehofft. Die letzten guten Nachrichten vom Kriegsschauplatze werden auch dazu beigetragen haben".

Es wurde dann erwähnt, daß die Franzosen bei dem vorgestrigen großen Ausfalle weit mehr Leute gegen uns geführt haben, als man bisher dachte, wahrscheinlich über achtzigtausend Mann, und daß die Montretout-Schanze wirklich einige Stunden in ihren Händen gewesen ist, desgleichen ein Theil von Garches und Saint Cloud, daß sie aber auch bei ihrem Ansturm ganz gewaltige Verluste — man sprach von 1200 Todten und 4000 Verwundeten — erlitten haben. Der Chef bemerkte: „Die Capitulation muß nun bald erfolgen — ich denke, schon nächste Woche. Nach der Capitulation werden sie von uns mit Lebensmitteln versehen werden — versteht sich — aber bevor sie nicht siebenmalhunderttausend Gewehre und viertausend Kanonen ausgeliefert haben, kriegen sie kein Stück Brot, und dann wird niemand herausgelassen. Wir besetzen die Forts und die Enceinte und setzen sie so lange auf schmale Kost, bis sie sich zu einem Frieden bequemen, der uns paßt. Es sind in Paris doch noch sehr viele gescheidte und angesehene Leute, mit denen was zu machen ist".

Später kam man auf eine Madame Cordier zu sprechen, die sich seit einiger Zeit hier aufhalte und sich in diesen Tagen mehrere Stunden an der Brücke bei Sèvres hin und her bewegt habe, wie es geschienen, um nach Paris hineinzukommen oder etwas hineinzubringen. Sie soll eine hübsche, schon etwas ältliche Wittwe sein, und, wenn ich recht verstand, ist sie eine Tochter Lafittes und eine Schwester der am Hofe Napoleons unter den galanten Damen hervorragend gewesenen Frau des Reitergenerals Marquis de Galliffet, die das anmuthige Abenteuer

mit dem Prinzen von Wales hatte.*) Man scheint sie bei uns für eine vornehme Spionin zu halten, wunderte sich, daß man sie hier geduldet, und meinte, sie habe wohl Freunde und Gönner unter den höheren Militärs. — — — Der Chef äußerte: „Ich erinnere mich, wie sie vor fünfzehn oder sechzehn Jahren nach Frankfurt kam. Da setzte sie ohne Zweifel voraus, daß sie als schöne Frau und Pariserin eine Rolle spielen werde. Aber es kam anders. Sie hatte ordinäre Manieren und wenig Tact, sie war nicht so gut erzogen, wie die Frankfurter Finanzdamen, die das schnell weg bekamen. So weiß ich, eines Tages ging sie bei feuchtem schmutzigem Wetter in einem rosa Atlaskleide aus, das ganz mit Spitzen besetzt war. Sie hätte sich das Kleid gleich mit Metalliques benähen lassen können, sagten die Frankfurter Damen, da sähe man besser, was sie zeigen wollte".

Die Unterhaltung ging sodann in eine gelehrte Erörterung des Unterschieds zwischen den Titulaturen „deutscher Kaiser" und „Kaiser von Deutschland" über, und auch die Möglichkeit eines „Kaisers der Deutschen" wurde erwähnt. Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, fragte der Chef, der bisher zu der Debatte geschwiegen: „Weiß einer von den Herren, was auf Lateinisch Wurscht heißt?" — „Farcimentum", erwiderte Abeken. — „Farcimen", sagte ich. — Chef, lächelnd: „Farcimentum oder farcimen, einerlei. Nescio quid mihi magis farcimentum esset".

22. Januar, Sonntag. Wetter hell, aber nicht kalt. Wie gestern, so wird auch heute wenig geschossen. Es wird für mich Zeit, daß wir hier wegkommen; denn ich fühle mich wieder recht matt und abgespannt. Vormittags zwei Artikel

*) Ein Irrthum, aber ein verzeihlicher: es war eine Herzogin von Mouchy.

für deutsche Blätter und einen für den „Moniteur" gemacht und deshalb zweimal beim Chef gewesen. — — — Bei Tische der Sachse von Könneritz, ein hübscher Mann mit Adlernase und großem Bart, der General von Stosch und Löper zugegen. Von der Unterhaltung nichts aufzuzeichnen, als daß der Minister wieder davon sprach, daß es billig sein würde, den Verwundeten das eiserne Kreuz zu geben. Nach dem Diner Concepte und andere Acten gelesen, darunter Heffters überaus gründlichen Bericht über die Kaisertitel. Der gewissenhafte Gelehrte hat über den Gegenstand, der dem Chef am Wurschtesten ist, eine große Anzahl von Schriften studirt, aber unter den da aufgeführten Titulaturen kommt, wofern ich seine Abhandlung in der Eile recht begriffen habe, ein deutscher Kaiser, ein Kaiser von Deutschland, ein deutscher König und ein König von Deutschland nirgends vor.

Abends in zwei Artikeln auf eine den Krieg, den Gambetta angefacht, deutlich charakterisirende Grausamkeit der Franzosen aufmerksam gemacht, die, wie die folgenden Berichte zeigen, vollständig verbürgt ist.

„Auf Befehl des Bataillons meldet der Unterzeichnete, daß er auf seinem Marsche nach Vendome am 1. Januar den Bericht erhalten hat, daß sich in Villaria ein todter Kürassier befindet, dem beide Augen ausgestochen sind. Der Unterzeichnete hat diesen Kürassier auf einem von Kameraden escortirten Wagen liegen sehen. Er hatte mehrere Messer- und Bayonnetstiche im Unterleibe, einen Schuß in der Schulter, und die Augen waren ihm aus den Augenhöhlen geschnitten. Der Leichnam schien vor einem oder zwei Tagen in diesem Zustande aufgefunden worden zu sein.

von Lüderitz,
Premierlieutnant im 4. westfälischen Infanterieregiment, Nr. 17".

„Ich bescheinige, am 1. Januar zu Villaria die Leiche eines Kürassiers gesehen zu haben, dem beide Augen ausgestochen waren. Ich habe keine detaillirtere Besichtigung der Leiche vorgenommen, glaube aber, daß man genauere Nachrichten erhalten könnte. Die Leiche ist von Dragonern des 16. Regiments escortirt worden.

Les Tuileries, 9. Januar 1871.

D. Halle,

Arzt im 2. Bataillon des Regiments Nr. 17".

„Die Division (20. Infanterie-Division) legt dem commandirenden General in dem anliegenden Schriftstück den Bericht des Premierleutnants von Lüderitz vom 4. westfälischen Infanterieregiment Nr. 17 vor, betreffend die Verstümmelung eines Kürassiers vom ostpreußischen Kürassierregiment Nr. 3, der als Material für die zu entwerfende Liste von Handlungen gegen das Völkerrecht dienen kann, die von den Franzosen begangen worden sind. Die Division macht zugleich darauf aufmerksam, daß der Feind sich während des Kampfes am 11. d. M. zu seinen Gewehren der Explosivkugeln bedient hat, was von den Mannschaften wie von den Offizieren in dem Maße bemerkt worden ist, daß der Major Blume im Stande ist, es eidlich zu bekräftigen.

Chapelle, 16. Januar 1871. Mantz".

23. Januar, Montag. Mildes, trübes Wetter. Ich telegraphire, daß das Bombardement unserer nördlichen Batterien gut wirkt, das Fort bei Saint Denis schweigt, in der Stadt Saint Denis sowie in Paris hat man Feuersbrünste bemerkt. Dann einen Artikel wegen Vergiftung von vier Preußen in Rouen mit der entsprechenden Moral gemacht und die Sammlung von französischen Grausamkeiten und Rechtsverletzungen durch D. Rosenthals Bericht über seine Gefangenschaft bei den Rothhosen vervollständigt. — — — Die Post ist heute wieder

ausgeblieben, da Franctireurs eine Moselbrücke zwischen Nancy und Toul in die Luft gesprengt haben. Es wird aus allen unsern Batterien, obwohl man sie nicht hört, tüchtig geschossen. So berichtet der Husarenleutnant von Uslar, der von den Vorposten kommt, um dem Chef einen Brief von Favre zu überbringen. Was mag der wollen?

Bei Tische General von Kameke, der oberste Commandeur der bei der Belagerung thätigen Genietruppen, und der hellblaue Husar und Johanniter von Frankenberg zugegen. Von der Unterhaltung der Tafel nichts zu notiren.

Abends bald nach sieben Uhr traf Favre selbst bei uns ein, und der Kanzler hatte eine Unterredung mit ihm oben in der kleinen Stube neben der seinigen, die früher der älteste Sohn der Wittwe Jessé bewohnt hat. Diese Besprechung dauerte circa dritthalb Stunden. Unterdeß unterhielten Hatzfeld und Bismarck-Bohlen unten im Salon den Begleiter Favres, der dessen Schwiegersohn sein und del Rio heißen soll. Er wäre, heißt es, eigentlich Portraitmaler, aber comme secrétaire mit seinem Schwiegervater herausgekommen. Beide bekommen auch zu essen, was in der Eile zu haben ist, Cotelettes, Rührei, Schinken u. dgl., was den armen Märtyrern der Hartnäckigkeit wohlthun wird. Kurz vor ein Viertel auf elf Uhr gehen beide wieder, um in dem vor der Thür haltenden Wagen nach ihrer hiesigen Wohnung zu fahren. Dieselbe ist auf dem Boulevard du Roi ausgesucht, in einem Hause, wo zufällig auch Stieber und die Feldpolizei ihre Quartiere haben. Hatzfeld begleitet die Herren dahin. Favre sieht ziemlich niedergeschlagen und in der Kleidung etwas derangirt aus. Sein Schwiegersohn, ein kleiner Mensch mit südlichem Typus, desgleichen. Uslar hat sie von den Vorposten hierher begleitet.

Der Chef fährt nach halb elf Uhr zum König und kommt nach etwa drei Viertelstunden wieder. Als er zu uns in das

Theezimmer tritt, sieht er ungemein vergnügt aus, setzt sich, läßt sich von mir Thee einschenken und ißt ein paar Bissen trocknes Brot dazu. Nach einer Weile sagt er zu seinem Vetter: „Kennst Du das"? worauf er eine kurze Melodie pfeift, das Signal der Jäger, welches verkündigt, daß der Hirsch erlegt ist. Bohlen antwortet: „Ja — gute Jagd". — Chef: „Nein, das geht so", worauf er eine andere Weise pfeift. „Es war das Hallali", sagte er dann: „Ich denke, die Sache ist gemacht". Bohlen meinte dann, Favre habe „recht ruppig" ausgesehen. Der Chef erwiderte: „Ich finde, daß er viel grauer geworden ist als in Ferrières — auch dicker, vermuthlich vom Pferdefleisch. Sonst aber sieht er aus wie einer, der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung erlebt hat, und dem jetzt Alles Worscht ist. Uebrigens war er sehr aufrichtig und gestand zu, daß es schlecht gehe, drinnen. Auch erfuhr ich von ihm, daß Trochu beseitigt ist. Vinoy commandirt jetzt in der Stadt". — Bohlen erzählte dann, daß Martinez del Rio äußerst zurückhaltend gewesen sei. Sie hätten ihn auch nicht auszufragen versucht, aber einmal hätten sie sich doch erkundigt, wie es wohl mit Rothschild's Villa in Boulogne stehe, wo sich, wie Thiers gesagt, der Generalstab der Pariser Armee einquartiert. Da hätte er ganz kurz entgegnet, das wisse er nicht. Sonst hätten sie sich unartiger Weise mit ihm nur über gute Pariser Restaurants unterhalten. Hatzfeld berichtete, als er von der Begleitung der beiden Pariser zurückkehrte, Favre sei froh gewesen, daß er erst in der Dunkelheit angekommen, und wolle morgen bei Tage nicht ausgehen, um nicht Aufsehen zu erregen und von den Versaillern behelligt zu werden. Ehe der Kanzler sich in seine Stube hinaufbegab, fragte er noch, ob jemand im Bureau zurückgeblieben, der deutlich schreibe; der solle mit ihm hinaufkommen. Willisch war da und ging mit ihm hinauf.

Nachzutragen: am heutigen Nachmittag war ich im Salle de Jeu de Paume, dem berühmten „Ballhaus“ von 1789, das auf einer kleinen, schmalen nach ihm benannten Gasse nicht weit vom Place d'Armes und dem obern Ende der Avenue de Sceaux liegt. Ich hatte mir, wenn ich in deutschen Schriften über die Revolution gelesen, eine andere Vorstellung von ihm gemacht, es für ein stattliches Haus mit einem großen prächtigen Saale für Bälle und Concerte gehalten. Jetzt sah ich, daß Dieß ein Irrthum. Es ist ein ganz unansehnliches Gebäude, und der Saal, in dem man nicht tanzt, sondern Ball schlägt, ist weder elegant noch geräumig. Man steigt zu der Thür außen auf einigen schmalen Stufen hinauf. Die Frau des Portiers führte mich nach dem Saale, der sehr einfach und ohne irgendwelche Verzierungen ist. Er hat etwa vierzig Schritt Länge und zwanzig Schritt Breite. Die Höhe mag dreißig Fuß betragen. Unten besteht die Wand aus Mauerwerk, das schwarz angestrichen ist, oben aus Breterwerk. Auch die Decke ist von Holz. In der Breterbekleidung befinden sich große und kleine Fenster, die vor dem Anprall der Bälle mit Drahtgittern geschützt sind. Unten läuft um die der Gasse zugekehrte Langseite des Saales und die beiden schmalen Seiten ein bedeckter Holzgang, dessen Fenster ebenfalls mit Drahtgittern versehen sind. In die Wand der vierten Seite ist etwas über Mannshöhe eine viereckige kupferne Tafel eingelassen, die den Schwur vom 20. Juni 1789*) enthält und 1790 durch eine Gesell-

*) Derselbe erklärte indirect die Nationalversammlung, in die sich der von Bailly und Mirabeau geführte dritte Stand der Etats Généraux kurz vorher mit Hinzutritt von Mitgliedern der andern beiden Stände verwandelt hatte, für souverän und lautete: „Die Nationalversammlung, welche dem Reiche eine neue Verfassung zu geben hat, darf sich durch nichts an der Fortsetzung ihrer Berathungen hindern lassen; die Mitglieder derselben verpflichten sich daher durch einen Eid, nicht auseinander zu gehen, sondern so lange

schaft von „Patrioten" hier angebracht worden ist. Sonst erinnert nichts an das, was hier geschehen. Als ich mir die historische Stätte betrachtete, war in dem Bretergange im Saale Wäsche zum Trocknen aufgehangen, und auf dem Fußboden in der Mitte lagen Krautblätter umhergestreut — vielleicht trieb der Portier, wo Mirabeau gedonnert, eine gemüthliche Kaninchenzucht — doch erinnerten auch ein Lederball und ein Instrument zum Ballschlagen an die eigentliche Bestimmung des Raumes.

24. Januar, Dienstag. Der Tag trüb und nebelig. Der Chef ist schon vor neun Uhr aufgestanden und hat mit Abeken gearbeitet. Kurz vor zehn Uhr fährt er zum König — oder sagen wir jetzt, zum Kaiser. Erst gegen ein Uhr kommt er, während wir noch beim Frühstück sitzen, zurück. Er ißt ein Stück gebratnen Schinken, trinkt ein Glas Tivoli-Bier dazu, seufzt und sagt: „Bisher habe ich immer gedacht, die parla-

immer wieder an einem Orte zusammenzukommen, bis die Verfassung vollendet und fest begründet ist". Drei Tage nachher, am 23. Juni, begann die Revolution auf Grund dieses Schwures. Der König ließ die Versammlung der drei Stände eine Verfassung vorlegen, der fünfzehn Artikel vorangeschickt waren, welche eine durchgreifende Umgestaltung des Staatswesens, wie sie die Liberalen verlangten und beabsichtigten, geradezu verboten. Die Rede, welche die Minister den König halten ließen, schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich alsbald zu trennen, sich morgen in den für jeden einzelnen Stand bestimmten Saal zu begeben und dort ihre Sitzungen wieder zu beginnen". Es waren starke Worte, aber sie wurden von einem schwachen Fürsten gesprochen. Die bürgerlichen Abgeordneten blieben trotz des königlichen Befehls beisammen, und als der Großceremonienmeister Marquis de Dreux-Brézé sie zum Gehen aufforderte, antwortete ihm Mirabeau: „Sie, mein Herr, können das Organ des Königs bei der Nationalversammlung nicht sein; denn Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, noch auch das Recht, uns an das vom Könige gesprochene Wort zu erinnern. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier durch den Willen des Volkes versammelt sind, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bayonnette auseinander treiben wird". Der König that dieser Widersetzlichkeit gegenüber nichts; er gab, als man sie ihm meldete, zur Antwort: „Nun denn, wenn die Herren vom dritten Stande den Saal nicht verlassen wollen, so soll man sie drin lassen".

mentarische Behandlung von Staatsangelegenheiten wäre die langsamste. Jetzt denke ich nicht mehr so. Dort giebt's doch noch die Rettung mit dem Schlußantrage. Hier aber bringt Jeder vor, was er gerade denkt, und wenn man sich der Hoffnung überläßt, nun wäre es endlich abgemacht, kommt Einer mit einem Gedanken, den er schon vorher vorgebracht hat, und der widerlegt ist, und man ist wieder, wo man zu Anfang war, und was nicht geht". — — — Na, mir ist's recht, sogar lieber, wenn es noch nicht entschieden oder wenn es erst morgen entschieden wird". — — — Er bemerkte dann, daß er Favre jetzt wieder erwarte, und daß er ihm gerathen, schon um drei Uhr wegzufahren (er will nämlich nach Paris zurück), wegen der Soldaten, die ihn in der Dunkelheit anrufen werden, und denen er nicht antworten kann".

Halb zwei Uhr stellte sich Favre wieder beim Bundeskanzler ein, um mit ihm nahezu zwei Stunden zu verhandeln, worauf er, von Bismarck-Bohlen bis an die Sèvres-Brücke begleitet, wieder heimfuhr.

Bei Tische, wo wir u. A. Hummer mit Mayonnaise hatten, war von dieser Verhandlung nicht die Rede. Doch scheint sich von selbst zu verstehen, daß es sich bei ihr um die Einleitung der Kapitulation gehandelt haben wird. Der Chef sprach zunächst von Bernstorff und sagte: „Dahin hab' ich's doch noch nicht gebracht, mit behäbiger Breite Seiten und Bogen über die unbedeutendsten Dinge vollzuschreiben. Solch ein Haufen (zeigt es mit der Hand) ist heute wieder angekommen. — Und dabei immer die Rückbeziehungen: wie ich in meiner Depesche vom 3. Januar 1863, Nummer so und so viel zu berichten die Ehre hatte, oder: wie ich in meinem Telegramm Nummer 1666 gehorsamst meldete. Ich schicke es dann dem Könige, und der will wissen, was er meint, und schreibt mit Blei-

stift an den Rand: ‚Kenne ich nicht'". — — — Jemand wollte wissen, nur Goltz hätte ebenso viel geschrieben. — Chef: „Ja, und dazu manchmal noch sechs, acht Bogen lange, ganz eng geschriebne Privatbriefe an mich. Er muß erschrecklich viel Zeit gehabt haben. Zum Glück erzürnte ich mich mit ihm, und da hörte der Segen auf". — Einer von der Tafelrunde bemerkte, was der sagen würde, wenn er jetzt erführe, daß der Kaiser gefangen, die Kaiserin in London und Paris von uns belagert und bombardirt worden wäre. — „Na", erwiderte der Chef, „der Kaiser läge ihm wohl nicht so sehr am Herzen, aber — — — Jedoch trotz seiner Verliebtheit — so wie andre Leute wäre er doch nicht reingefallen".

Man gedachte des Ablebens einer niederländischen oder belgischen Prinzessin, und Abeken drückte pflichtbewußt seine Betrübniß über den Sterbefall der hochseligen Dame aus. Der Chef aber sagte: „Wie kann Ihnen das nur so zu Herzen gehen? Es ist doch kein Belgier hier am Tische und auch kein Vetter".

Er erzählte dann, daß Favre sich gegen ihn beklagt habe, daß wir auf die Kranken und Blinden — das Blindeninstitut — schößen. „Ich weiß nicht, was Sie sich darüber beschweren, sagte ich ihm. Sie machen es ja noch viel schlimmer, Sie schießen auf unsere rüstigen und gesunden Leute. Welch ein Barbar! wird er da gedacht haben". — Man erwähnte Hohenlohes und seiner Verdienste um den Erfolg der Beschießung. Chef: „Ich werde vorschlagen, ihm den Titel Poliorketes zu verleihen". — Die Unterhaltung lenkte sich auf Statuen und Gemälde der Restaurationszeit und deren Unnatur und Geschmacklosigkeit. „Da erinnere ich mich", sagte der Chef, „der Minister Schuckmann, den hatte seine Frau gemalt — ich glaube, man nannte es en coquille — in einer rosenrothen

Muschel, und dabei hatte er eine Art antikes Kostüm an, bis hierher (zeigt auf die Magengegend) nackt, wie ich ihn nie gesehen habe". — „Der gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Die gaben öfters, was man zu jener Zeit Assemblées nannte, und was jetzt Rout heißt — einen Abend ohne Abendbrot. Da gingen meine Eltern gewöhnlich hin". — Er beschrieb dann wieder den Anzug seiner Mutter, worauf er fortfuhr: „Später war da ein Gesandter in Berlin, der gab auch solche Bälle, wo bis um drei Uhr getanzt wurde, und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft hingingen. Zuletzt aber lehnten wir jungen Leute uns auf. Als es spät wurde, zogen wir Butterbröte aus der Tasche und verzehrten sie. Hernach, das nächste Mal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder eingeladen.





Achtzehntes Kapitel.

Während der Verhandlungen über die Kapitulation von Paris.



Mittwoch, den 25. Januar. Früh Briefe geschrieben, einen Artikel und ein Telegramm gemacht und Depeschen und Concepte gelesen. Unter letzteren nichts Bemerkenswerthes. Nachmittags D. Good im Kloster auf der Rue Saint Honoré besucht, wohin er sich seiner Krankheit halber hat bringen lassen. Er erklärt sie für unheilbar und spricht von seinem baldigen Tode. Schade um den höchst liebenswürdigen Mann!

Bei Tische ist Graf Lehndorff zugegen. Das Gespräch dreht sich zuerst um die bedeutenden Verluste, welche die Franzosen bei ihrem Ausfall am 19. erlitten haben, dann um unsere eignen während des ganzen Feldzugs. Hierauf giebt der Fisch, den wir heute essen — es sind Mullets, wie ich verstehe, aus dem Adriatischen Meere gebürtig und vom Bankier Bleichröder gespendet — Stoff zu weiterer Unterhaltung, an der sich der Chef als Kenner lebhaft betheiligt. Er ist, wie das schon oft hervortrat, ein großer Freund von Fischen und Wasserthieren überhaupt.

Von Fischen kommt man auf Austern und von deren Tugenden auf verdorbene Austern zu reden, welche Lehndorff mit Recht für das Gräßlichste erklärt, was zu denken sei. — — —

Letzterer erzählte dann weiter von den schönen Jagden und den vielen Förstern des Fürsten Pleß. Neulich hätte der König denselben gefragt: „Sagen Sie 'mal, die Einberufung Ihrer Forstleute zur Armee hat Sie wohl recht unbequem getroffen“? — „Ach nein, Majestät“, hätte der Fürst erwidert. — „Nun, wie viele sind Ihnen denn einberufen worden“? — „O, nur einige vierzig, Majestät“. — Mir ist, als hätte ich vor Jahren irgendwo eine ähnliche Anekdote angetroffen. Nur war, wenn mir recht ist, der Fürst ein Esterhazy, und die vielen Förster waren viele Schäfer. — — —

Der Minister gedachte darauf seiner ersten Reise nach Petersburg. Er sei im Wagen gefahren, weil es zuerst keinen Schnee gegeben. Später aber sei ein starkes Gestöber eingetreten und der Weg ganz verweht worden, sodaß sein Fuhrwerk nur ganz langsam weiter gekommen sei. Bei 15 Grad Kälte und ohne Schlaf in dem engen Wagen habe er bis zur ersten Eisenbahnstation volle fünf Tage und sechs Nächte gebraucht. Im Waggon aber sei er dann gleich so fest eingeschlafen, daß er, als sie nach zehnstündiger Fahrt in Petersburg eingetroffen seien, der Meinung gewesen sei, erst vor fünf Minuten in den Zug gestiegen zu sein.

„Es hatte aber auch sein Gutes, damals, als die Eisenbahn noch nicht fertig war“, fuhr er fort. „Man hatte da nicht so viel zu thun. Es war nur zweimal die Woche Posttag, und da wurde aus allen Leibeskräften gearbeitet. Wenn die Post aber fort war, da gings zu Pferde hinaus, und es war

gute Zeit bis zur nächsten Post". — Jemand äußerte, daß die Arbeit in den Gesandtschaften sowie im Auswärtigen Amte viel mehr durch den Telegraphen als durch die Eisenbahn vermehrt worden sei. Der Chef kam davon auf die Berichte der Gesandtschaften und der diplomatischen Agenten überhaupt zu reden, und bemerkte, daß viele derselben in gefälliger Form nichts enthielten. „Es ist Feuilletonarbeit, geschrieben, damit was geschrieben wird. So waren da z. B. die Berichte unseres Konsuls (Name gleichgültig). Man liest sie durch und denkt immer: nun solls kommen. Es kommt aber nicht. Es klingt ganz hübsch, und man liest weiter und weiter. Am Ende aber findet man, daß wirklich nichts darin steht — Alles taub und leer". — Man erwähnt ein anderes Beispiel, einen Militärbevollmächtigten, der auch als Schriftsteller aufgetreten, und der Chef urtheilt über ihn: „Man dachte, er würde was leisten, und an Quantität hat er viel geleistet — auch in der Form. Er schreibt gefällig und wie für ein Feuilleton, aber wenn ich seine eng und klein und zierlich geschriebnen Berichte durchgehe, da steht bei all ihrer Länge eigentlich nichts drin". — — —

Er kam dann wieder auf ermüdende Touren und von diesen auf lange Ritte zu sprechen und erzählte: „Da erinnere ich mich, nach der Schlacht bei Königsgrätz — ich war den ganzen Tag im Sattel gewesen, auf dem großen Pferde. Ich wollte es dort eigentlich nicht reiten, da es zu hoch war, und das Aufsteigen so viel Mühe machte. Zuletzt that ichs doch, und ich bereute es nicht. Es war ein vortreffliches Thier. Aber das lange Halten oben über dem Thale hatte mich doch sehr müde gemacht, und das Sitzfleisch und die Beine thaten sehr weh. Durchgeritten hatte ich mich nicht. Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht durchgeritten,

aber als ich dann später auf einer Holzbank saß und schrieb, da hatte ich das Gefühl, als ob ich auf etwas Anderem säße, auf einem fremden Gegenstande zwischen mir und der Bank. Es war aber nur die Geschwulst, die von dem langen Reiten entstanden war. — Nach Königsgrätz kamen wir dann spät Abends nach Horsitz auf den Marktplatz. Da hieß es, die Herren werden ersucht, sich selbst einzuquartieren. Das war aber leichter gesagt als gethan. Die Häuser waren verschlossen, und man hätte Pioniere zur Hand haben müssen, um die Thüren einzuschlagen. Aber die wären wohl erst früh um fünfe angekommen". — „Da wußten sich Excellenz bei Gravelotte zu helfen", bemerkte Delbrück. — „Na, ich ging denn in Horsitz", fuhr der Chef in seinem Bericht fort, „an mehrere Häuser, drei, vier, und zuletzt fand ich eine offene Thür. Wie ich aber ein paar Schritt auf der dunklen Hausflur gegangen war, fiel ich in eine Art Wolfsgrube. Zum Glücke war es nicht tief, und wie ich mich überzeugte, war Pferdedünger darin. Ich dachte zuerst: wie wär's, wenn man hier bliebe, — wurde aber doch gewahr, durch den Geruch, daß noch Anderes dabei war. Wie das sich doch mitunter seltsam trifft. Wenn die Grube zwanzig Fuß tief war und voll, da hätten sie am andern Morgen ihren Minister lange suchen sollen". — „Ich ging nun wieder hinaus und fand einen Platz unter den Arkaden am Marktplatze. Da legte ich mir ein paar Kutschkissen hin und machte mir ein Kopfkissen von einem dritten und streckte mich zum Schlafen hin. Als ich mich hingelegt hatte, kam ich mit der Hand neben mir in was Nasses, und als ich es untersuchte, war es etwas Ländliches — von einer Kuh". — „Später weckte mich Einer. Es war Perponcher, der sagte mir, der Großherzog von Mecklenburg

hätte noch ein Unterkommen für mich und ein Bett übrig. Das war richtig, nur war das Bett ein Kinderbett. Ich machte mir's zurecht, indem ich mir zu Füßen eine Stuhllehne hinstellte, und schlief ein. Aber früh konnte ich kaum aufstehen, da ich mit den Knieen auf der Lehne gelegen hatte". — „Wenn man nur einen Strohsack hat, kann man sichs recht bequem machen, auch wenn er sehr schmal ist, wie das oft vorkommt. Man schneidet ihn nämlich in der Mitte auf, schiebt das Stroh zurück und legt sich dann in die auf diese Weise entstandene Mulde. Ich habe das mitunter in Rußland so gemacht, auf der Jagd". — — — „Das war, wie die Depesche von Napoleon ankam", bemerkte Bohlen. — — — „Und Du thatest das Gelübde, Du wolltest es dem Gallier vergelten, wenn sich Gelegenheit fände". — — —

Zuletzt erzählte der Chef noch: „Vorgestern sagte mir Favre, die erste Granate, die in das Pantheon gefahren wäre, hätte der Statue Heinrichs des Vierten den Kopf abgerissen". — „Das sollte wohl was Rührendes sein"? fragte Bohlen. — „Ach nein", erwiderte der Chef, „ich glaube vielmehr, er sagte es als Demokrat, es war der Ausdruck seiner Freude, daß es einem Könige passirt war". — Bohlen: „Ja, dem ist's nun zweimal schlecht gegangen, die Franzosen haben ihn in Paris erstochen, und wir haben ihn da geköpft".

Das Diner dauerte diesen Abend ungewöhnlich lange, von halb sechs bis nach sieben Uhr, und jeden Augenblick wurde Favre aus Paris zurückerwartet. Er kam endlich nach halb sieben Uhr an, wieder mit dem Schwiegersohn spanischen Namens. Beide sollen sich nicht mehr wie das erste Mal gegen das Essen gesträubt haben, sondern wie vernünftige

Leute dem Guten, was man ihnen aufgetragen, gerecht geworden sein. Man darf daraus wohl schließen, daß sie auch in der Hauptsache, um die es sich handelt, der Vernunft Gehör gegeben haben und geben werden. Das wird sich jetzt zeigen, wo Favre wieder mit dem Kanzler in der Stube des jungen Jessé conferirt.

Nach Tische Concepte gelesen. — — — Nach Reims ist eine Weisung wegen des Verfahrens bei der Steuereintreibung ergangen. Für jeden Tag Rückstand sollen den Gemeinden fünf Procent des Betrags mehr abgefordert werden. Fliegende Colonnen mit Geschützen sollen vor die sich hartnäckig weigernden Ortschaften rücken, sich die Steuern herausbringen lassen und, falls dieß nicht ohne Verzug geschieht, mit Beschießung und Anzünden vorgehen. Drei Beispiele würden ein viertes unnöthig machen. Es sei nicht unsere Aufgabe, die Franzosen durch Milde zu gewinnen oder für sie zu sorgen. Bei dem Charakter derselben sei vielmehr geboten, ihnen vor uns mehr Furcht einzuflößen, als sie vor ihrer eignen Regierung hätten, die ja gleichfalls Zwangsmaßregeln gegen sie in Anwendung bringe. — In der Nacht von vorgestern auf gestern haben die Rothen in Paris einen Putsch gewagt, einige von ihren Rädelsführern aus dem Gefängnisse befreit und dann vor dem Stadthause einen Kampf provocirt. Die Nationalgarde hat auf die Mobilgarden geschossen, es hat Todte und Verwundete gegeben, zuletzt aber ist die Ruhe wieder hergestellt worden. Die Nachricht ist sicher. — — —

Um zehn Uhr, wo Favre noch da war, heftiges Schießen aus grobem Geschütz, welches wohl eine Stunde anhielt. Nach halb elf Uhr ging ich ins Theezimmer hinunter, wo ich Hatzfeld und Bismarck-Bohlen im Gespräche mit del

Rio antraf. Er ist ein Mann von Mittelgröße und hat einen dunklen Vollbart, etwas Mondschein auf dem Scheitel und ein Augenglas auf der Nase. Bald nach meiner Ankunft begab er sich, von Mantey begleitet, nach Hause, d. h. in sein Quartier bei Stieber, und eine Viertelstunde später folgte ihme Favre nach. Del Rio hat von Paris als dem „centre du monde“ geredet, das Bombardement ist also ein Scheibenschießen nach dem Centrum der Welt. Er hat ferner erzählt, daß Favre in Rueil eine Villa und in Paris einen großen Keller mit allen möglichen Weinen habe, und daß er selbst in Mexiko ein Gut besitze, welches sechs Quadratmeilen groß sei. — Nach Favres Weggange kam der Chef zu uns herunter, aß etwas kaltes Rebhuhn, ließ sich dann noch von dem Schinken bringen und trank eine Flasche Bier. Nach einer Weile seufzte er, richtete sich gerade und sagte: „Ja, wenn man allein beschließen und befehlen könnte!“ — — — Er schwieg eine Minute, dann fuhr er fort: „Was mich wundert, ist, daß sie keinen General herausschicken. Ihm sind doch militärische Dinge schwer begreiflich zu machen“. Er nannte ein paar französische Worte — „das ist die Erhöhung vor dem Graben draußen“ — er nannte ein paar andere — „und das ist die innere Seite. Das wußte er nicht“. — „Na, heute hat er doch hoffentlich gehörig gegessen“, sagte Bohlen. — Der Chef bejahte das, und Bohlen äußerte weiter, unten hätte sich das Gerücht verbreitet, er habe dießmal auch den Sect nicht verachtet, sondern ordentlich davon getrunken. Chef: „Ja, vorgestern wollte er nicht, heute aber hat er sich einschenken lassen. Neulich hatte er sogar Gewissensbedenken wegen des Essens, ich redete sie ihm aber aus, und der Hunger wird mir bei-

gestanden haben; denn er aß ganz wie jemand, der lange gefastet hat".

Hatzfeld berichtete, vor einer Stunde sei der Maire Rameau dagewesen, um nachzufragen, ob Herr Favre bei uns wäre. Er wolle mit ihm sprechen, sich ihm zur Verfügung stellen. Ob es wohl erlaubt wäre, ihn zu besuchen? Er, Hatzfeld, habe ihm gesagt, daß er das natürlich nicht wisse. Der Chef bemerkte darauf: „Wenn jemand in der Nacht zu Einem geht, der nach Paris zurück will, so ist das hinreichend, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Ein dreister Geselle"! — Bohlen: „Na, Mantey wird's schon Stiebern gesagt haben. Dieser Monsieur Rameau hat wahrscheinlich Sehnsucht nach seiner Zelle zurück". (Er hatte wegen Renitenz oder unverschämter Schreibweise bei Verhandlungen über die Beschaffung von Lebensmitteln für Versailles vor einiger Zeit — ich glaube, mit andern Magistratspersonen — sich einige Tage das Innere einer Stube im Gefängniß auf der Rue de Saint Pierre besehen müssen.)

Der Minister erzählte darauf Einiges aus seiner Besprechung mit Favre. „Er gefällt mir jetzt besser als in Ferrières.", sagte er. „Er sprach viel und in langen, wohlgesetzten Perioden. Oft brauchte man gar nicht aufzupassen und zu antworten. Es waren Anekdoten aus früherer Zeit. Er versteht übrigens recht hübsch zu erzählen". — „Meinen Brief von neulich hat er mir gar nicht übel genommen. Im Gegentheil, er sagte, daß er mir Dank schuldig sei, daß ich ihn aufmerksam gemacht auf das, was er sich selber schuldig sei". — „Er sprach auch davon, daß er bei Paris eine Villa besäße, die wäre aber verwüstet und ausgeplündert. Ich hatte auf der Zunge: Doch nicht von uns. Aber er setzte gleich selbst hinzu, es möchten wohl Mobilgarden gewesen sein". — „Dann klagte er, daß die

Stadt Saint Cloud seit drei Tagen brenne, und wollte mir einreden, daß wir das dortige Schloß angezündet hätten". — „Wegen der Franctireurs und ihrer Unthaten wollte er mich auf unsere Freischaaren von 1813 hinweisen; die hätten es doch viel schlimmer getrieben. Ich sagte ihm: das will ich nicht in Abrede stellen, aber Sie werden auch wissen, daß die Franzosen sie überall erschossen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Und sie schossen sie nicht etwa auf einmal todt, sagte ich, sondern fünf in dem Orte, wo die That geschehen war, dann auf der nächsten Etappe wieder fünf und so weiter — zur Abschreckung". — „Von dem letzten Gefechte, am 19., behauptete er, daß die Wohlhabenden von der Nationalgarde sich am Besten geschlagen hätten; die aus den niedern Klassen genommenen Bataillone hätten am Wenigsten getaugt".

Der Chef schwieg eine Weile und zeigte eine nachdenkliche Miene. Dann fuhr er fort: „Ich denke, wenn die Pariser erst Zufuhr an Lebensmitteln gekriegt haben und dann wieder auf halbe Rationen gesetzt werden und wieder hungern müssen, das wird wirken. Es ist, wie mit der Prügelbank. Wenn da etwas länger gehauen wird — hinter einander — so macht das nicht viel aus. Aber wenn ausgesetzt wird und nach einer Weile wieder angefangen, das ist unerwünscht. Ich weiß das von dem Kriminalgericht her, bei dem ich arbeitete. Da wurde noch gehauen".

Man sprach dann über die Prügelstrafe überhaupt, und Bohlen, der sie für nützlich hält*), bemerkte, die Engländer

---

*) Wobei er die Meinung von neun Zehntheilen des deutschen Volkes aussprach — ich meine, des wirklichen Volkes, nicht des Volkes der liberalen Presse und Tribüne.



hätten sie ja auch wieder eingeführt. „Ja“, sagte Bucher, „erst für persönliche Beleidigungen der Königin, bei einer Gelegenheit, wo jemand nach ihr geschlagen hatte, dann für die Garotters“. — Der Chef erzählte dann, daß er 1863, wo diese in London gespukt, oft noch nach zwölf Uhr des Nachts durch eine einsame Gasse, wo blos Ställe gewesen, und die voll Pferdedüngerhaufen gelegen, von Regentstreet nach seiner Wohnung in Parkstreet habe gehen müssen. Zu seinem Schrecken habe er dann in der Zeitung gelesen, daß gerade da mehrere solche Ueberfälle stattgefunden hätten.

Nach einer Weile sagte er: „Das ist doch ein unerhörtes Vorgehen der Engländer: sie wollen da (Odo Russell hat es angezeigt, der Kanzler es als unzulässig abgelehnt) ein Kanonenboot die Seine heraufschicken, wie sie sagen, um die dort wohnenden englischen Familien abzuholen, die wegwollten. Sie wollen aber blos sehen, ob wir Torpedos gelegt haben“. — — — „Die sind verstimmt, daß wir hier große Schlachten geschlagen haben — und allein gewonnen. Sie gönnen es dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das blos da ist, um für sie gegen Bezahlung Krieg zu führen“.

Er schwieg wieder eine Weile. Dann sagte er: „Ich weiß, 1867, wie ich in Paris war, da dachte ich, wie wär's wohl, wenn wir wegen Luxemburgs losgeschlagen hätten, ob ich da jetzt in Paris wäre oder die Franzosen in Berlin? Ich glaube, daß ich recht gethan habe, damals abzurathen. Wir hätten die Kräfte von heute bei Weitem nicht gehabt. Die Hannoveraner waren zu der Zeit nicht von der Art, daß sie so gute Soldaten gestellt hätten wie heute. Die Hessen — von denen will ich nichts sagen, da ging's. Die Schleswig-Holsteiner, die

sich jetzt wie die Löwen geschlagen haben, — da gab's damals gar keine Armee. Bei den Sachsen war das Heer aufgelöst und sollte erst wieder gebildet werden. Und von den Süddeutschen war wenig zu erwarten. Die Württemberger — was sind das jetzt für prächtige Leute, ganz ausgezeichnet! Aber damals, Sechsundsechzig, da mußte jeder Soldat lachen, als die einmarschirten in Frankfurt wie eine Bürgergarde. Auch mit den Badnern stand es nicht gut, da hat der Großherzog seitdem viel geschaffen". — „Freilich war die öffentliche Meinung damals in ganz Deutschland auf unsrer Seite, wenn wir Krieg um Luxemburg führen wollten. Aber die ersetzte doch diese Mängel nicht genug. Und dann war auch das Recht nicht auf unsrer Seite. Ich habe es öffentlich nie zugegeben, hier aber kann ich's sagen: nach der Auflösung des deutschen Bundes war der Großherzog souverän geworden und konnte machen, was er wollte. Daß er sein Land für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten konnte er's. Und mit unserm Besatzungsrechte stand es auch schlecht. Wir durften eigentlich nach Auflösung des Bundes auch Rastatt und Mainz nicht mehr besetzt halten. Das sagte ich auch im Conseil, und ich hatte dann noch einen andern Gedanken: ich wollte es Belgien geben. Da hätten wir es mit einem Lande verbunden, für dessen Neutralität England, wie man damals denken konnte, eingetreten sein würde. Und dann hätte man damit das deutsche Element dort gegen die Fransquillons gestärkt und zugleich eine gute Grenze gewonnen. Ich fand damit aber keinen Anklang". — Als der Minister fort war, bemerkte jemand hierzu, die andere Seite der Sache habe er freilich verschwiegen: die Franzosen wären damals nicht so gut für den Krieg vorbereitet gewesen als jetzt, ihre militärischen Vorräthe wären

durch den Krieg in Mexiko erschöpft, und die Armee wäre noch nicht mit Chassepots bewaffnet gewesen. Indeß die Gründe, die der Chef für seine Enthaltsamkeit anführte, schienen mir doch erheblich schwerer zu wiegen als diese.

Als ich mit dem Niederschreiben dieser Gespräche gegen zwei Uhr Nachts zu Stande gekommen war, donnerten die schweren Geschütze im Norden noch immer Schuß auf Schuß, und namentlich der Mont Valérien lärmte wie ein Vulkan.

26. Januar, Donnerstag. Es ist helles Wetter und wieder ziemlich kalt. Heftiges Schießen, als ich noch im Bette. Zu den Aufzeichnungen von gestern Abend ist eine interessante Aeußerung des Kanzlers nachzutragen. Als Bismarck-Bohlen beim Thee sagte: „Das ist doch ein hübscher Einfall, das Bild im Kladderadatsch: Napoleon, wie er auf die Eisenbahn wartet und sagt: er pfeift schon. Er hat den Hermelinmantel für die Tour nach Paris um und die Reisetasche in der Hand", erwiderte der Chef: „Ja, der denkt wohl so, und er kann Recht haben. Aber ich fürchte, er wird das Einsteigen versäumen. Es bleibt am Ende doch kein andrer Weg. Das kann sich leichter machen, als Favre zu überzeugen ist. Aber er braucht immer die Hälfte der Armee, um sich zu behaupten".

Dabei fällt mir auch die patriotische Wuth ein, welche vorgestern früh die Gärtnersfrau entwickelte, die mir die Stube auskehrt und das Bett macht. Sie heißt Marie Lodier und ist eine kleine Person, von etwas hektischem Aussehen, mit großen dunklen Augen, sehr lebhaft und ziemlich aufgeweckt, obwohl sie weder lesen noch schreiben kann. Als ich ihr sagte, nun werde Paris in wenigen Tagen in unsern Händen sein, wollte sie es durchaus nicht glauben. Paris, meinte sie, wäre uneinnehmbar, unüberwindlich, durch Kanonen nicht zu bezwingen,

vielleicht durch Hunger. Wenn sie aber drin zu befehlen hätte, fuhr sie mit blitzenden Augen und in größter Erregtheit fort, so würde sie sich nicht ergeben, und wenn sie verhungern müßte.

Der Chef fuhr um halb elf Uhr zum Könige. Wir ließen uns mittlerweile von einem Berliner in großer Gruppe vor der Gartenseite des Hauses photographiren, der Minister soll später im Vordergrunde des Bildes die Mitte einnehmen. Nach dem Frühstück erzählte mir B. eine Anzahl anmuthiger Historien vom englischen Hofe, namentlich vom Prinzen von Wales. — — — Ein angenehmer Charakter, der für die Zukunft Schönes hoffen läßt und dem widerwärtigen Volke wohlbekommen möge.

Gegen zwei Uhr, nicht lange nachdem der Chef vom Könige zurückgekehrt ist, kommt Favre wieder. Als er sich nach einiger Zeit entfernt, um wieder nach Paris zu fahren, hört man, daß ausgemacht worden, er solle morgen schon um acht Uhr früh wiederkommen und zwar in Begleitung eines Generals, mit dem über die militärischen Fragen zu verhandeln wäre. — Ueber die militärischen Fragen der Capitulation nämlich! Denn darum handelt es sich jetzt wirklich. Es geht mit Paris auf die Neige. Das Bombardement hat im Süden, noch mehr aber im Norden gut gewirkt, und der Brotkorb will leer werden.

Ich fahre mit L. nach Ville d'Avray, wo wir tüchtig herüber und hinüber schießen sehen. Kurze röthliche Blitze zucken aus einer in dunstiger Ferne gelegnen französischen Batterie auf. Rechts — wahrscheinlich von Meudon aus — wird von unsrer Seite geschossen. Wieder scheint es in der Stadt zu brennen. Wir fahren über Sèvres zurück, wo wir an vier Häusern Spuren von französischen Granatschüssen gewahren.

Als ich Hatzfeld von diesem Ausflug erzählte, äußerte er: „Ach, wenn ich das Schießen und den Brand doch auch gesehen hätte. Es ist vielleicht das letzte Mal Gelegenheit dazu. Bei Nacht unterscheidet sich das Feuer wohl besser, wenn ich nur einen Ort wüßte, wo". Ich erbot mich, wenn der Chef mir Urlaub gäbe, noch diesen Abend mit ihm hinauszufahren und ihm eine gute Aussicht zu zeigen. (Er fuhr später — ich glaube, mit Bohlen — hinaus, sie sahen aber nichts.)

Bei Tische waren Herr Hans von Rochow und Graf Lehndorff zugegen. Der Chef sprach von Favre und sagte u. A.: „Er erzählte mir, an Sonntagen, da sähe man die Boulevards noch voll von wohlgekleideten und geputzten Frauen mit hübschen Kindern. Ich erwiderte: Das wundert mich, die haben Sie noch nicht aufgegessen"? — Es wurde davon gesprochen, daß heute mit besondrer Heftigkeit bombardirt würde, und der Minister bemerkte dazu: „Ich erinnere mich, wir hatten da beim Gericht einmal einen Unterbeamten — ich glaube Stepki hieß er — der hatte das Prügeln zu besorgen. Der hatte die Gewohnheit, die drei Letzten allemal mit besondrer Kraft auszutheilen — zum heilsamen Gedächtniß". Die Rede kam auf Stroußberg und jemand machte die Bemerkung, daß der jetzt „Pleite gehen" wollte, worauf der Chef äußerte: „Er sagte einmal zu mir, ich weiß, ich sterbe einmal nicht in meinem Hause. Aber so schnell brauchte das doch nicht zu kommen. Vielleicht überhaupt nicht, wenn nicht der Krieg kam. Er deckte seine Auslagen immer mit neuen Actien, und das ging, obwohl andere Juden, die vor ihm reich geworden waren, ihm nach allen Kräften das Spiel zu verderben suchten. Nun aber kam der Krieg, und da gingen seine Rumänier herunter, immer weiter, sodaß man fragen konnte, was der Centner koste. — Na, aber ein gescheidter Mann und

ein rastlos thätiger bleibt er doch". — Von Stroußbergs Gescheidtheit und Rastlosigkeit brachte jemand die Rede auf Gambetta, von welchem er wissen wollte, daß er „durch den Krieg auch seine fünf Millionen verdient", was andere Tischgenossen, ich glaube, mit Grund, bezweifelten. An den Dictator von Bordeaux reihte sich Napoleon, von dem Bohlen sagte, es hieße, daß er sich in den neunzehn Jahren seiner Regierung mindestens fünfzig Millionen gespart habe. „Andere behaupten, achtzig", versetzte der Chef. „Ich halte es aber für zweifelhaft. Louis Philipp hatte das Geschäft verdorben. Der ließ Emeuten machen und dann an der Amsterdamer Börse kaufen, und das merkte die Geschäftswelt zuletzt". — Hatzfeld oder Keudell bemerkte, zu demselben Zwecke sei der betriebsame König auch von Zeit zu Zeit krank geworden.

Darauf sprach man davon, daß unter dem Kaiserreiche besonders Morny sich darauf verstanden habe, mit allen Mitteln Geld zu machen, und der Chef erzählte: „Wie der zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner, eleganter Wagen an, und alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenputz, wofür er als Botschafter keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eignen Wagen, jeder Attaché oder Sekretär mindestens zwei, und er selber hatte wohl fünf oder sechs, und wie er ein paar Tage da war, verauctionirte er das Alles, Wagen und Spitzen und Modesachen. Er soll achtmalhunderttausend Rubel dabei verdient haben. — Er war gewissenlos, aber liebenswürdig — er konnte wirklich sehr liebenswürdig sein", was er dann weiter ausführte und mit Beispielen belegte. Dann fuhr er fort: „In Petersburg verstanden sie sich übrigens auch darauf — die

Leute von Einfluß. Nicht, daß sie direct Geld genommen hätten. Aber wenn jemand was wollte, da ging er in einen französischen Laden und kaufte theure Spitzen, Handschuhe oder Schmucksachen für Tausende von Rubeln. Der Laden aber arbeitete für Rechnung des Beamten oder seiner Frau".

Er erzählte dann die Geschichte von dem Finnen, dem er Holz abkaufen gewollt, noch einmal, aber etwas anders als vorher. „Er war zuerst ganz geneigt, es mir zu lassen", sagte er. „Wahrscheinlich hielt er mich für einen Kaufmann oder so was Aehnliches aus den Ostseeländern. Als ich ihm aber sagte, es wäre (russische Worte) für die preußische Gesandtschaft, da stutzte er. Es hatte ihn offenbar bedenklich gemacht. Er fragte, ob das (russische Worte) für die Krone wäre. Preußen wäre wohl ein Gouvernement des russischen Reiches. Ich sagte ihm, das gerade nicht, aber die Gesandtschaft hätte mit der Krone zu thun. Das war unvorsichtig, undiplomatisch, es befriedigte ihn offenbar nicht, und es half auch nichts, daß ich ihm das Geld gleich geben wollte. Er fürchtete ohne Zweifel, daß ihm das von mir wieder abgedrückt werden würde, und daß man ihn obendrein einstecken würde und Prügel aufzählen". Er theilte davon ein Beispiel mit. Dann schloß er: „Am andern Morgen kam er nicht wieder".

Bohlen rief über den Tisch hinüber: „Ach, erzähle doch 'mal die hübsche Geschichte von dem Juden mit den zerrissenen Stiefeln, der fünfundzwanzig kriegte". Chef: „Ja, das war so. Eines Tages kam in unsere Kanzlei ein Jude, der nach Preußen zurückbefördert sein wollte. Er war aber sehr abgerissen und hatte besonders schlechte Stiefel an. Man sagte ihm, ja, er sollte befördert werden; aber er wollte vorher andere Stiefel haben, und beanspruchte das als ein Recht und trat so

dreist und unverschämt auf, schrie und schimpfte, daß die Herren sich vor ihm nicht zu helfen wußten. Auch die Diener getrauten sich nicht an den wüthenden Menschen. Da wurde endlich, als der Spektakel zu arg geworden war, ich zu körperlicher Hülfe herbeigerufen. Ich sagte ihm, er sollte ruhig sein, sonst würde ich ihn einsperren lassen. Er erwiderte trotzig: ‚Das können Sie nicht, dazu haben Sie in Rußland gar kein Recht'. — ‚Das wollen wir sehen', sagte ich. ‚Ich muß Sie allerdings nach Hause schaffen, aber Stiefel brauche ich Ihnen nicht zu geben, wenn ich's auch vielleicht gethan hätte, wenn Sie sich nicht so ungebührlich aufgeführt hätten'. Darauf machte ich das Fenster auf und winkte einem Gorodowoy, einem russischen Polizeimanne, der ein Stück davon seine Station hatte. Mein Jude fuhr fort, zu schreien und zu schelten, bis der Polizeimann, ein großer starker Mensch, hereinkam. Zu dem sagte ich: (Russische Worte, die unübersetzt bleiben.) Und der große Schutzmann nahm den kleinen Juden mit und steckte ihn ein. Den andern Vormittag aber kam der wieder an, ganz umgewandelt, und erklärte sich zur Abreise ohne neue Stiefel bereit. Ich fragte, wie es ihm gegangen wäre inzwischen. — Schlecht wäre es ihm gegangen, sehr schlecht. — Nun, was sie ihm denn gethan hätten? — Ja, sie hätten ihn — nun sie hätten ihn — körperlich gemißhandelt. — Ich sprach ihm mein Bedauern aus und fragte, ob er sich beschweren wolle. Er zog vor, schnell abzureisen und ich habe, nicht wieder von ihm gehört".

Abends Concepte studirt, während draußen in der Welt die Kanonen brüllten, was namentlich zwischen neun und zehn Uhr über das gewohnte Maß ging. Der Chef arbeitete in seiner Stube allein, vermuthlich an den Bedingungen von Capitulation

und Waffenstillstand, und ließ nichts von sich hören. Unten hieß es, daß ein Unterhändler Napoleons von Wilhelmshöhe zu uns auf dem Wege sei. — Die sich immer mehr häufenden Geschäfte haben die Entsendung eines vierten Sekretärs nach Versailles veranlaßt, der heute eingetroffen ist. Es ist ein Herr Zesulka, der als Copist und Chiffreur thätig sein wird, bis jetzt aber noch ohne Beschäftigung ist.

Im Theezimmer traf ich gegen halb elf Uhr den Chef im Gespräch mit den Abgeordneten von Köller und von Forckenbeck. Jener sprach eben davon, daß man bald wieder Geld brauchen werde. „Wir wollten nicht mehr vom Reichstage verlangen", sagte er, „da wir nicht dachten, daß der Krieg so lange dauern würde. Nun habe ich an Camphausen geschrieben, der aber verweist uns auf Requisitionen und Contributionen. Die sind jedoch schwer einzutreiben, da es uns bei dem weiten Raume, über den wir uns ausgebreitet haben, an Truppen zur Erzwingung fehlt. Um so ein Land von zwölftausend Quadratmeilen ganz in seine Hände zu bekommen, müßte man zwei Millionen Soldaten haben". — „Ach ist Alles durch den Krieg theurer geworden. Wenn wir requiriren, kriegen wir nichts. Wenn wir baar bezahlen, kommt immer noch genug auf den Markt und billiger als in Deutschland. Der Scheffel Hafer kostet hier vier, aus Deutschland bezogner sechs Franken". — „Nun dachte ich erst daran, mir die Matricularbeiträge eher bezahlen zu lassen. Das giebt aber nur zwanzig Millionen, da Baiern bis zweiundsiebzig noch eigne Rechnung hat. Da habe ich mir nun den Ausweg gedacht, daß man sich an unsern Landtag wenden könnte, daß er eine Summe als Vorschuß bewilligte. Man muß nur erst wissen, was wir den Parisern abdrücken können, d. h. der Stadt Paris; denn mit der allein

haben wir's jetzt zu thun." — Forckenbeck war der Ansicht, der Plan des Chefs würde im Landtage keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Zwar würden die Doctrinäre die Berechtigung bestreiten, und Andere würden sagen, da müsse Preußen immer wieder aushelfen und Opfer für die Uebrigen bringen, allein die Mehrheit würde man aller Wahrscheinlichkeit nach haben, wie Köller bestätigen werde, was dieser denn auch that.

Später kam ein Offizier von den dunkelblauen Husaren, ein ungewöhnlich hübscher junger Mann. Es war ein Graf Arnim, der eben von Le Mans eingetroffen war und allerlei Interessantes von dort zu berichten hatte. Die dortigen Einwohner schienen recht verständige Leute zu sein, die Gambettas Politik mißbilligten und allenthalben ihr Verlangen nach dem Frieden äußerten, meinte er. — „Ja", erwiderte der Chef, „das ist recht schön von den Leuten, aber was hilft es uns, wenn sie sich mit ihrer verständigen Gesinnung dazu hergeben, daß Gambetta immer wieder Armeen von hundertundfünfzigtausend Mann aus der Erde stampft". Und als Arnim weiter erzählte, daß man wieder sehr viele Gefangne gemacht habe, bemerkte er dazu: „Das ist nicht erfreulich. Wo sollen wir zuletzt hin damit? Warum machen sie so viele Gefangne"? — — —

27. Januar, Freitag. Das Bombardement schweigt, wie es heißt, seit zwölf Uhr in voriger Nacht. Es hat, wie man hört, um sechs Uhr diesen Morgen wieder aufgenommen werden sollen, falls die Pariser Regierung auf unsere Waffenstillstandsbedingungen nicht eingehen wollte. Da es still bleibt, werden die Herren nachgegeben haben. Aber Gambetta?

Früh über die glücklichen Operationen unsrer Armeen gegen Bourbaki ein Telegramm abgelassen. Um halb neun

Uhr kommt Moltke, der ungefähr drei Viertelstunden mit dem Chef conferirt. Kurz vor elf Uhr erscheinen die Franzosen: Favre, der sich seinen grauen Demagogenbart gestutzt hat, mit seiner prononcirten Unterlippe, seiner gelblichen Gesichtsfarbe und seinen hellen Augen, General Beaufort d'Hautpoule mit seinem Adjutanten Calvel und ein „Chef der Ingenieure der Ostbahn", Dürrbach. Beaufort soll am 19. den Angriff auf die Schanze bei Montretout geleitet haben. Die Verhandlungen der Herren mit dem Chef scheinen rasch zum Ziele geführt oder sich zerschlagen zu haben. Schon bald nach zwölf Uhr, als wir uns eben zum Frühstück gesetzt haben, steigen sie vor der Hinterfront des Hauses wieder in die Wagen, die sie hierhergebracht haben. Favre sieht niedergeschlagen aus, der General hat ein auffällig rothes Gesicht und — scheint nicht recht fest auf den Beinen zu sein! Auch den Andern ist das aufgefallen. Bald nachdem die Franzosen fort sind, tritt der Kanzler zu uns herein und sagt: „Ich will blos ein wenig Luft schöpfen. Lassen die Herren sich nicht stören"! Dann bemerkt er kopfschüttelnd zu Delbrück gewendet: „Nichts mit ihm anzufangen! Unzurechnungsfähig — ich glaube, angetrunken. Ich habe ihm gesagt, er möge sich bis halb zwei besinnen, vielleicht erholt er sich". — „Verbranntes Gehirn, schlechte Manieren! Wie heißt er denn eigentlich? So was wie Bouffre oder Bauffre"? — Keudell sagt: „Beaufort". — Chef: „So. Ein vornehmer Name, aber keine vornehmen Manieren". Der gute General scheint also in der That — vielleicht durch Hunger in seiner gewohnten Capacität geschwächt — sich mehr als er verträgt, zugemuthet und zu stark dejeunirt zu haben.

Beim Frühstück wurde dann noch erwähnt, daß Forckenbeck

auf der Herfahrt bei der durch aufständische Bauern zerstörten Eisenbahnbrücke das von unsern Truppen zur Strafe angezündete Fontenay habe lichterloh brennen sehen, und Delbrück freute sich mit uns, „daß doch endlich einmal wieder eine ordentliche Strafe stattgefunden habe".

Als ich unsrer Gärtnersfrau heute bemerkte, nun würde sie wohl nicht mehr zweifeln, daß der Fall von Paris ganz nahe wäre; sie hätte doch wohl den General gesehen, der zu Unterhandlungen herausgekommen wäre, antwortete sie wüthend wie eine böse Katze: „Dieser General ist ein Verräther (sie sprach das Wort traitre wie trait aus) wie Bazaine und wie Napoleon, das Schwein, das den Krieg mit den Preußen angefangen hat, als wir noch nicht bereit waren. Alle unsre Generale sind Verräther und Monsieur Favre ist auch einer. — Aber haben wir nur erst eine sichere Regierung, so machen wir Euch wieder den Krieg, und dann — tous les Prussiens capot, capot, capot"! — Ich bemerkte: „Vielleicht haben Sie in acht Wochen den Kaiser wieder". — Sie entgegnete giftig, die Arme in die Seiten gestemmt: „Mais non, Monsieur! Der muß in Deutschland bleiben. Wenn der nach Paris kommt, schicken wir ihn auf das Schaffot und Bazaine auch". Zuletzt äußerte sie, Frankreich wäre zu Grunde gerichtet und sie mit ihrer Familie auch; denn Madame Jessé wäre genau, sie habe von ihrem Vermögen verloren und würde sich nun keinen Gärtner mehr halten, sondern ihren Garten durch bloße Tagelöhner besorgen lassen. Die arme kleine Frau! Hoffen wir, daß es ihr besser ergeht.

Nachmittags hörte man, daß der Kanzler kurz vor ein Uhr zuerst zum Kaiser gefahren sei, und sich dann zu Moltke begeben habe, wo er nebst Podbielski wieder mit den Franzosen

zusammengetroffen sei. Die letzteren haben sich darauf gegen vier Uhr nach Paris zurückverfügt und wollen morgen gegen Mittag wiederkommen, um die Capitulation abzuschließen. Ich las einen Brief an den Chef mit Zeitungsausschnitten, den mir der letztere heute Morgen zu beliebiger Benutzung übergeben, und nach dessen Inhalt englische Hansnarren den Minister immer noch mit sentimentalen Zuschriften belästigen. Es hieß darin:

„Ich schicke Ihnen Ausschnitte aus dem ‚Standard' und der ‚Times', worin Sie etwas von dem grausamen und unmenschlichen Verfahren der Preußen in diesem Kriege bemerken werden. Wollte Gott, Sie könnten es widerlegen! Hier zu Lande blutet uns das Herz darüber, und wir wundern uns, wie Soldaten einer gesitteten Nation so entsetzlich handeln können, und wie ihre Offiziere ihnen das erlauben, ja sie dazu sogar ermuntern können. Sie, Herr Graf, werden eines Tags und zwar in nicht langer Zeit die schreckliche und teuflische Weise zu bereuen haben, in welcher dieser höchst grausame Krieg geführt wird". Unterschrieben war der Brief: „A Soldier — but no Murderer".

Dieser „Soldat" war offenbar nicht mit in Indien gegen die Sipoys zu Felde gezogen und hatte seine Landsleute im Krimkriege nicht harmlose Dörfer und Städtchen der russischen Ostseeküste niederbrennen sehen. Er hatte auch nicht davon gelesen oder gehört. Er hatte endlich seine Zeitungsausschnitte nicht genau angesehen, sonst würde er in dem einen Berichte über Repressalien, die man wegen der Ermordung von Landwehrleuten durch Garibaldianer (bei Chatillon) vorgenommen, die Bemerkung des Berichterstatters, eines unsrer Artilleristen nicht haben übersehen können: „Wir kämpfen nicht mehr gegen die französische Armee, sondern gegen Meuchelmörder".

Später fuhr ich mit L. nach Bougival, wo wir uns die vielbesprochene Barrikade am Ende des Ortes genauer besahen und in einigen Häusern neben dem Barrotschen die Verwüstung betrachteten, die der Krieg in ihnen angerichtet hatte. Hier sah es theilweise noch schlimmer aus als bei Barrot, und namentlich waren die Bibliothek und eine Sammlung alter Landkarten in dem einen Hause übel weggekommen. Die Soldaten erzählten, daß die über dem Orte aufgestellte deutsche Batterie, vom Eintritte des Waffenstillstandes nicht unterrichtet, diesen Morgen noch eine Anzahl von Schüssen abgegeben habe. Bei uns war davon nichts zu hören gewesen, und die Erzählung beruht wohl auf einem bloßen Gerüchte, das eine mißverstandene Aeußerung zum Grunde hat.

Bei Tische sagte der Chef von Beaufort: „Dieser Offizier betrug sich wie ein Mann ohne Erziehung. Poltern und Schreien und die höchsten Eide und ‚moi, Général de l'armée française', daß es kaum auszuhalten war. Spielte sich fortwährend auf den biedern Troupier und den guten Kameraden. Moltke wurde ein paar Mal ungeduldig, und es war von der Art, daß er fünfzig Mal hätte hinausgeworfen werden sollen". — „Favre, der doch auch keine first rate Erziehung hat, sagte zu mir: ‚J'en suis humilié!' — Er war übrigens zwar betrunken, es war auch seine ordinäre Manier". — — „Beim Generalstabe wollten sie daraus, daß man ihn dazu gewählt, schließen, daß man es zu nichts kommen lassen wolle. Im Gegentheil sagte ich, sie haben den genommen, weil es bei dem nichts ausmacht, wenn er in der öffentlichen Meinung fällt, indem er die Capitulation unterzeichnet".

Dann erzählte er: „Bei unsrer neulichen Besprechung sagte ich zu Favre: ‚Vous avez été trahi — par la fortune'. —

Er merkte den Stich recht gut, äußerte aber nur: ‚A qui le dites-vous! Dans'trois fois vingt quatre heures je serai aussi compté au nombre des traitres‘. Seine Lage in Paris sei bedenklich, setzte er hinzu. — Ich schlug ihm vor: ‚Provoquez donc une émeute pendant que vous avez encore une armée pour l'étouffer‘. — Er sah mich darauf ganz erschrocken an, als wollte er sagen: Was du blutdürstig bist"! — — — „Uebrigens hat der keine Idee, wie es bei uns zugeht. Er ließ mir mehrmals merken, daß Frankreich das Land der Freiheit wäre, während bei uns der Despotismus herrschte. Ich hatte ihm z. B. gesagt, wir brauchten Geld und Paris müßte welches schaffen. Er dagegen meinte, wir könnten ja eine Anleihe machen. Ich erwiderte, das ginge nicht ohne den Reichstag oder den Landtag. ‚Ach‘, sagte er, ‚fünfhundert Millionen Franken, die könnte man doch auch so kriegen ohne die Kammer‘. Ich entgegnete: ‚Nein, nicht fünf Franken‘. Er wollte es nicht glauben. Aber ich sagte ihm, daß ich vier Jahre lang mit der Volksvertretung im Kriegszustande gelebt hätte, aber eine Anleihe ohne den Landtag aufzunehmen, das wäre immer die Barrière gewesen, bis zu der ich gegangen, und es wäre mir nie eingefallen, die zu überschreiten. Das schien ihn doch in seiner Ansicht etwas irre zu machen. Er sagte nur, in Frankreich on ne se gênerait pas. Doch kam er immer wieder darauf zurück, daß Frankreich ungeheuere Freiheit besäße. — Es ist wirklich sehr komisch, einen Franzosen so sprechen zu hören, und besonders Favre, der immer zur Opposition gehört. Aber so sind sie. Man kann einen Franzosen fünfundzwanzig aufzählen — wenn man ihm dabei nur eine schöne Rede von der Freiheit und Menschenwürde hält, die sich darin ausdrücke, und die entsprechende Attitude dazu macht, so bildet er sich ein, er wird nicht geprügelt".

„Ach, Keudell", sagte er dann plötzlich, „da fällt mir ein: ich muß morgen eine Vollmacht haben, vom Könige — natürlich deutsch. Der deutsche Kaiser darf nur deutsch schreiben. Der Minister kann sich nach den Umständen richten". — „Der amtliche Verkehr muß in der Landessprache geführt werden, nicht in einer fremden. Bernstorff hat das zuerst durchsetzen wollen bei uns, er war aber damit zu weit gegangen. Er hatte an alle Diplomaten deutsch geschrieben, und alle antworteten ihm — nach einem Complott natürlich — in ihrer Muttersprache, russisch, spanisch, schwedisch und was weiß ich alles, sodaß er einen ganzen Schwarm von Uebersetzern im Ministerium sitzen hatte. — So fand ich die Sache, als ich ins Amt trat. Budberg schickte mir eine russische Note. Das ging doch nicht an. Wollten sie sich revanchiren, so mußte Gortschakoff an unsern Gesandten in Petersburg russisch schreiben. Das war das Richtige. Man kann vielleicht verlangen, daß die Vertreter des Auslandes die Sprache des Landes verstehen und gebrauchen, in dem sie accreditirt sind. Aber mir in Berlin auf ein deutsches Schreiben russisch antworten, das war unbillig. Ich bestimmte also: was nicht deutsch oder französisch, englisch oder italienisch eingeht, bleibt liegen und geht zu den Acten. — Budberg schrieb nun Excitatorien über Excitatorien, immer russisch. Keine Antwort, die Sachen waren in den Actenschrank gewandert. Endlich kam er selbst und fragte, warum wir ihm denn nicht antworteten. ‚Antworten?' sagte ich ihm verwundert, ‚auf was? Ich habe nichts gesehen von Ihnen'. — Nun, er hätte vor vier Wochen geschrieben und mehrere Male erinnert. — ‚Richtig, da besinne ich mich', sagte ich ihm, ‚unten liegt ein Stoß Actenstücke in russischer Schrift, da mag's wohl dabei sein. Unten aber versteht kein Mensch russisch, und was in einer unverständlichen Sprache ankommt,

geht zu den Acten". — Sie waren darauf, wenn ich recht verstand, übereingekommen, daß Budberg französisch schreiben solle und das Auswärtige Amt gelegentlich auch.

Der Chef kam dann auf die französischen Unterhändler zu sprechen und bemerkte: „Monsieur Dürrbach hat sich vorgestellt als ‚membre de l'administration du chemin de fer de l'Est; j'y suis beaucoup interessé' — wenn der wüßte, was wir vorhaben?" (Vermuthlich Abtretung der Ostbahn.) — Hatzfeld bemerkte: „Er hat die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, als man ihm im Generalstabe auf der Karte die Zerstörungen nachgewiesen hat, die sie selbst angerichtet haben, Brücken und Tunnel u. s. w. ‚Ich habe', sagte er, ‚stets dagegen gesprochen und sie darauf aufmerksam gemacht, daß eine Brücke sich in drei Stunden wieder herstellen läßt, aber sie wollten nicht hören". — „Ja", versetzte der Chef, „eine Brücke für uns gewiß, aber die Eisenbahnbrücken, auf denen die Züge gehen. Es wird ihnen jetzt schwer fallen, den Proviant herbeizuschaffen, besonders, wenn sie auch im Westen solche Dummheiten vorgenommen haben. — Ich denke, sie rechnen auf die Bretagne und die Normandie, wo viele Schafe sind, und auf die Hafenplätze. Da sind meines Wissens viele Brücken und Tunnel, wenn sie die nur nicht auch zerstört haben. Sonst würden sie in große Verlegenheit kommen". — „Ich hoffe übrigens, daß die in London ihnen blos Liebesschinken schicken werden und nicht etwa Getreide".

In dieser Weise drehte sich die Unterhaltung eine Weile um die Frage der Befriedigung des Magens von Paris. Zuletzt erzählte der Chef noch eine kleine Anekdote von seinem „guten Freunde Daumer, der nichts vom Tode wissen wollte. Wir waren da einmal auf der Jagd im Taunus und frühstückten gerade. Ich machte auf die schöne Aussicht aufmerksam, die man von der Stelle hatte. Wie hübsch dort drüben das Dörfchen

in der Baumgruppe läge mit der weißen Kirche! Und wie schön der Kirchhof sich ausnähme da unten! — ‚Was'? fragte er. — ‚Ich meine den Friedhof dort'. — ‚Ach, lasse Se mer doch in Ruhe mit de Friedhöfe. Se habbe mer damit de ganze Appetit verdorbe', sagte er. Ich fragte: ‚Wie viel sind denn noch Würste da'? — ‚So viel Se wolle, ich kann nicht mehr esse'. Er war ganz verdrießlich geworden bei der Erinnerung an den Tod".

28. Januar, Sonnabend. Es ist wie gestern ziemlich kalt, etwa 2 Grad unter Null, und wir haben bedeckten Himmel. Um elf Uhr treffen die französischen Unterhändler wieder ein: Favre, Dürrbach, zwei Andere, die ebenfalls höhere Eisenbahnbeamte sein sollen, und zwei Militärs, ein anderer General mit einem andern Adjutanten, beide stattliche Leute mit anständiger Haltung. Sie frühstücken bei uns. Dann lange Verhandlung in Moltkes Wohnung. Darauf dictirt der Chef den Sekretären Willisch und Saint Blanquart den Kapitulations- und Waffenstillstandsvertrag in zwei Exemplaren, der nachher um sieben Uhr zwanzig Minuten oben in der grünen Stube neben dem Arbeitszimmer des Ministers von Bismarck und Favre unterzeichnet und besiegelt wird.

Inzwischen hatte es für mich freie Zeit gegeben, die ich zu einer Fahrt nach Schloß Meudon und der dortigen Batterie benutzte, an der L. und ein andrer Sachse, Kohlschütter (von dem Gouvernement oder Civilcommissariat) theilnahmen. Der Steinweg durch den Wald hinauf war von unserm schweren Geschütz sehr zusammengefahren. Auf einer kleinen Lichtung im Gehölz, an der die Straßen sich kreuzen, kamen wir an einer prächtigen Tanne vorbei. Weiterhin war ein Platz für ein Repli hergerichtet. Baracken, durchbrochne Mauern mit Schießständen rechts, Haufen von Schanzkörben und Faschinen

links vom Wege. Durch ein Gitterthor nach dem Schlosse, an das die Bäume dicht herantreten, und das hinten ein gewaltiger Erdaufwurf umgiebt. Hier wurden einige von den umhergeflognen Granatsplittern aufgelesen, die vielfach Löcher in die Stämme gerissen und Zweige abgeschlagen hatten. Das Schloß, ein stattlicher, aber wenig verzierter Bau von zwei Stockwerken ohne hervortretende Gliederung, hatte äußerlich nur wenig gelitten, nur die Paris und Issy zugekehrte Front zeigte einige tüchtige Bombenspuren, und der Boden unmittelbar vor ihr war mit großen und kleinen Sprengstücken übersäet. Das Innere des Gebäudes, die Treppen, Säle und Zimmer waren arg verwüstet, voll Trümmer und Fetzen von Möbeln, Splitter und Glasstaub. An die Wände hatten Soldaten und anderer Besuch ihre Namen und Spott auf den Gallier in deutscher und welscher Zunge geschrieben. Die Terrasse vor dem Schlosse war mit Hacke und Schaufel aufgewühlt und in eine Art unterirdischen Lagers mit tiefen Gruben verwandelt. In einer der letzteren war ein Blockhausstübchen mit einem Ofen eingerichtet, welches der Feldtelegraphist bewohnte. Vorn auf der Terrasse, unmittelbar hinter der Steinbrüstung, die sie nach der Tiefe des Pariser Kessels hin umgiebt, befand sich die Batterie mit ihren hochbeinigen Geschützen. Wir unterhielten uns eine Weile mit dem hier kommandirenden preußischen Offizier, einem recht netten und mittheilsamen jungen Kriegsmann. Unter uns sahen wir, zum Theil auf dem Berghange, zum Theil am Fuße desselben, die Häuser und Gassen der Stadt Meudon, die noch von den Bewohnern geräumt waren. Zur Rechten blickten wir in die anmuthige Waldschlucht von Clamart hinüber, links in der Ferne schimmerte in der Nachmittagssonne der Bogen der Seine, und zwischen beiden, mehr nach rechts hin, erhob sich vor uns auf einer kahlen Bodenanschwellung das

Fort Issy, dessen Kasernen von unsern Granaten in Ruinen verwandelt waren.

Zurückgekehrt nach Versailles, war ich mit H. und F., die beide Leutnants geworden waren, eine halbe Stunde im Hotel de Chasse.

Abends dinirten die Franzosen bei uns. Da wir der zahlreicheren Tischgenossenschaft wegen weiter wie gewöhnlich auseinandersaßen, und die Pariser Gäste meist nicht laut sprachen, so lieferte die Unterhaltung wenig Stoff zum Aufzeichnen. Der General (er heißt Valden) aß wenig und sprach fast gar nicht. Auch Favre war kleinlaut und wortkarg. Der Adjutant, ein Herr d'Herisson, schien sich die Sache nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, und die Eisenbahnbeamten widmeten sich mit begreiflichem Eifer den lange entbehrten Tafelgenüssen. Nach dem, was ich von letzteren hören konnte, war es in der That in Paris seit einiger Zeit äußerst knapp zugegangen, und die Sterblichkeit hatte in der verflossenen Woche, wenn ich recht verstand, die Ziffer von circa fünftausend Todesfällen erreicht. Namentlich waren viele Kinder im Alter von einem bis zwei Jahren gestorben, und allenthalben war man Leuten mit Särgen für solche kleine Franzosen begegnet. „Favre und der General", so äußerte Delbrück später, „sahen wie arme Sünder aus, die morgen auf's Schaffot sollen. Sie dauerten mich".

Keudell hat gute Hoffnung auf baldigen Friedensschluß, er meinte, wahrscheinlich wären wir in vier Wochen schon wieder in Berlin. Kurz vor zehn Uhr traf ein Herr mit Vollbart, dem Anschein nach ein mittlerer Vierziger ein, der sich Duparc nannte und sofort zum Chef geführt wurde, bei dem er ungefähr zwei Stunden verweilte. — Er käme, heißt es,

mit Friedensanerbietungen von Wilhelmshöhe. Kapitulation und Waffenstillstand bedeuten eben noch nicht das Ende des Kriegs mit Frankreich.

29. Januar, Sonntag. Bedeckter Himmel. Unsre Truppen schreiten zur Besetzung der Forts. Früh Depeschen über die Londoner Conferenz und Anderes sowie die gestern unterzeichnete Waffenstillstand- und Kapitulationsconvention gelesen. Letztere nimmt in unserm Exemplar zehn Folioseiten ein und ist mit Faden in den französischen Farben zusammengeheftet, auf deren Ende Favre sein Siegel gedrückt hat. Der Inhalt ist in der Kürze folgender. Es wird ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen, der für ganz Frankreich gilt. Die kriegführenden Heere behalten ihre Stellungen, die durch eine Demarcationslinie bezeichnet werden, welche im Vertragsinstrumente angegeben ist. Der Zweck des Waffenstillstandes ist, der Regierung der nationalen Vertheidigung die Berufung einer freigewählten Versammlung von Vertretern des französischen Volkes zu ermöglichen, die über die Frage zu entscheiden hat, ob der Krieg fortgesetzt oder Frieden geschlossen werden soll und unter welchen Bedingungen. Die Wahlen sollen vollkommen frei und ungehindert vor sich gehen. Die Versammlung tritt in Bordeaux zusammen. Die Forts von Paris werden dem deutschen Heere übergeben, das auch andere Theile der äußeren Vertheidigungslinie von Paris bis zu einem bestimmten Striche besetzen darf. Während des Waffenstillstandes werden deutsche Truppen die Stadt nicht betreten. Die Enceinte verliert ihre Geschütze, deren Lafetten in die Forts gebracht werden. Die gesammte Besatzung von Paris und den Forts mit Ausnahme von zwölftausend Mann, welche der Behörde für den innern Dienst verbleiben, ist kriegsgefangen, hat, abgesehen von den Offizieren, die Waffen abzugeben und muß in der Stadt bleiben,

nach Ablauf des Waffenstillstandes aber, falls dann der Friede noch nicht abgeschlossen ist, sich dem deutschen Heere als Kriegsgefangene stellen. Die Franctireurcorps werden von der französischen Regierung aufgelöst. Die Nationalgarde von Paris behält ihre Waffen, zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt, und dasselbe gilt von der Gendarmerie, der republikanischen Garde, den Zollbeamten und Pompiers. Nach Uebergabe der Forts und Entwaffnung der Enceinte wird die Wiederverproviantirung von Paris von den Deutschen freigegeben; doch dürfen die zu diesem Zwecke ins Auge gefaßten Lebensmittel nicht aus den Gebietstheilen bezogen werden, welche von den deutschen Truppen besetzt sind. Wer Paris verlassen will, muß einen Erlaubnißschein der französischen Militärbehörde und ein Visum der deutschen Vorposten haben. Denen, die sich um ein Mandat in den Provinzen bewerben wollen, sowie den zur Nationalversammlung in Bordeaux gewählten Abgeordneten müssen diese Scheine und Visa ertheilt werden. Die Stadt Paris zahlt binnen vierzehn Tagen eine Kriegscontribution von zweihundert Millionen Franken. Während des Waffenstillstandes darf von öffentlichen Werthen, die zu deren Zahlung dienen könnten, nichts entfernt werden. Desgleichen ist während dieser Zeit die Einfuhr von Waffen und Munition nach Paris untersagt.

Beim Frühstück war Graf Henckel zugegen, der als Präfect in Metz angestellt ist. Derselbe behauptete, in seinem Departement würden die Wahlen nach Verlauf von etwa fünf Jahren gouvernemental ausfallen, ja er getraue sich, schon jetzt solche zu Stande zu bringen. Dagegen stünde es im Elsaß nicht so gut, da die Deutschen nicht so gefügig gegen jede Autorität wären wie die Franzosen. Er erzählte auch, daß sein Departe-

ment allerdings sehr gelitten habe: es möchte zu Anfang des Krieges zweiunddreißig- bis fünfunddreißigtausend Pferde gehabt haben, jetzt aber habe es, wie er glaube, nicht über fünftausend mehr. Ferner erfuhr man beim Frühstück, es gehe das Gerücht, Bourbaki habe sich in der Verzweifelung darüber, daß er mit seiner Armee gegen Werder nichts ausgerichtet und nun vor diesem und Manteuffel den Rückzug antreten gemußt, erschossen.

Nachmittags wurde ein Ausflug nach Petit-Chesnay unternommen, wo ich meine zur Rast dort eingerückten Sechsundvierziger wieder einmal besuchen wollte. Ich fand aber in dem betreffenden Hause einen mir unbekannten Offizier, der mir mittheilte, daß das Regiment heute früh beordert worden, den Mont Valèrien zu besetzen, und wahrscheinlich schon dort eingetroffen sei. Vor Tische wieder Concepte gelesen, darunter ein Schreiben, in welchem der Chef dem König die Unmöglichkeit auseinandergesetzt, von Favre nachträglich die Fahnen der in Paris internirten französischen Regimenter zu verlangen.

Beim Diner waren Graf Henckel und der französische Adjutant von gestern als Gäste zugegen. Letzterer heißt mit seinem vollen Namen d'Herisson de Saulnier und trug eine schwarze Husarenuniform mit gelben Achselschnuren und Stickereien auf den Vorderärmeln. Es hieß, daß er deutsch verstände und spräche, doch wurde die Unterhaltung, an der sich der Chef heiter betheiligte, meist französisch geführt. Der Franzose war heute, wo Favre und der General nicht zugegen waren — ersterer war noch im Hause, ließ sich aber, da er sehr beschäftigt, sein Essen in den kleinen Salon hinaufbringen — noch lebhafter, aufgeweckter, amusanter als gestern. Er bestritt längere Zeit allein die Kosten der Unterhaltung, indem er eine Schnurre und Anekdote nach der andern erzählte. Auch er berichtete, daß die Hungers-

noth in der Stadt zuletzt recht fühlbar gewesen, doch schien er mehr die heitere Seite derselben als die ernste zu kennen. Die interessanteste Periode dieser Fastenzeit war ihm, wie er behauptete, die gewesen, wo sie „den Jardin de Plantes aufgegessen hatten". Das Elephantenfleisch habe, so erzählte er weiter, zwanzig Franken das Kilo gekostet und wie grobes Rindfleisch geschmeckt. Es habe damals wirklich filet de chameau und cottelettes de tigre gegeben — was wir wie verschiedenes Andere in seinem Berichte dahingestellt sein lassen. Der Hundefleischmarkt habe sich an der Rue Saint Honoré befunden und das Kilo sei auf zwei Francs fünfzig Centimes zu stehen gekommen. Man sähe fast gar keine Hunde mehr in Paris, und wo einmal einer um die Ecke käme, wären gleich drei oder vier Leute hinter ihm her auf der Jagd. Aehnlich ginge es mit den Katzen. Wäre irgendwo eine Taube auf einem Dache zu sehen, so wäre im Nu die Straße voll Menschen, die hinaufwollten, um sie zu greifen. Nur die Brieftauben würden verschont. Die Depeschen säßen bei denen an der mittelsten von den Schwanzfedern, deren sie neun haben müßten. Hätte eine blos acht, so hieße es: „ce n'est pas qu'un civil", und sie müßte den Weg alles Fleisches gehen. Eine Dame soll gesagt haben: „Jamais je ne mangerai plus de pigeon, car j'y croirais toujours avoir mangé un facteur".

Der Chef erzählte ihm für diese und ander Historien verschiedene Dinge, die man in den Salons und Clubs von Paris noch nicht wissen und gern hören konnte, z. B. das ordinäre Betragen Rothschilds in Ferrières und die Metamorphose, bei welcher Großvater Amschel durch den Kurfürsten von Hessen aus einem kleinen Juden ein großer geworden. Er nannte diesen wiederholt „juif de la cour" und

kam dabei auf eine Charakteristik der Hausjuden des polnischen Adels. — — —

Nach Tische Concepte und Berichte gelesen, unter letzteren einen sehr interessanten, nach welchem uns von — gerathen worden ist, den Franzosen Metz und Deutsch-Lothringen zu lassen und uns dafür Luxemburg einzuverleiben. — — — Die Sache ist abgelehnt worden, weil wir Metz zur Sicherstellung Deutschlands gegen die Franzosen unumgänglich bedürften, und weil das deutsche Volk eine Aenderung des vor fünf Monaten aufgestellten Programms nicht dulden würde.

Favre ist mit dem andern Franzosen noch spät da. Er geht erst um ein Viertel auf elf Uhr und zwar nicht nach Paris zurück, sondern in sein hiesiges Quartier auf dem Boulevard du Roi. Er will morgen Mittag wieder kommen. — — —

Später stellte sich der Chef zum Thee ein. Man sprach von der Capitulation und dann vom Waffenstillstande. „Wie aber“, fragte Bohlen, „wenn nun die Andern nicht wollen — Gambetta und die Präfecten im Süden“? — „Nun, dann haben wir die Forts und damit Gewalt über die Stadt“, erwiderte der Chef. „Wenn die in Bordeaux die Uebereinkunft nicht gut heißen, dann bleiben wir in den Forts und halten die Pariser eingesperrt, und vielleicht verlängern wir dann den Waffenstillstand am 19. Februar nicht. Inzwischen haben sie die Waffen und die Lafetten der Kanonen abgeben und die Contribution zahlen müssen. — Es ist Einer immer schlimmer dran, wenn er bei einem Vertrage ein Faustpfand gegeben hat und ihn dann nicht halten kann“.

Bohlen brachte dann das Gespräch auf d'Hérisson, und wie der so munter und vergnügt von den Pariser Hundejagden

erzählt habe. Er ist mit in China gewesen, und man vermuthete, daß er sich im kaiserlichen Sommerpalaste wohl auch das eine und das andere Andenken mitgenommen habe. Er hat erwähnt, als man dort an die Rückkehr gegangen, habe Montauban, mit dem der Kaiser sehr zufrieden gewesen, und der vermuthet, derselbe werde ihn mit einem Titel begnadigen, ihn, d'Hérisson, vorausgeschickt, um zu verhüten, daß man ihn zum Grafen oder Herzog von Peking mache, da dieß wegen des Wortes pequin zu schlechten Witzen Anlaß geben könnte.*) Man habe ihn darauf Palikao genannt, was „die Brücke mit neun Bogen" bedeute und ein Ort sei, in dessen Nachbarschaft die französischen Expeditionstruppen die Soldaten des himmlischen Reichs in einer Schlacht auseinandergesprengt hätten. — Dann wurde erzählt, daß Bourbaki sich zwar erschießen gewollt, sich aber nicht tödtlich verletzt habe. — Weiterhin bemerkte der Chef, Favre habe ihm heute gestanden, daß er in Betreff der Wiederverproviantirung „un peu témerairement" verfahren sei. Er wisse wirklich nicht, ob es möglich sein werde, die vielen Hunderttausende in der Stadt zeitig genug mit Lebensmitteln zu versorgen. Jemand äußerte: „Stosch kann ja im Nothfall Ochsen und Mehl abgeben". — Der Chef erwiderte: „Ja, das soll er thun, nur so, daß wir dabei nicht Schaden leiden". — Bismarck-Bohlen meinte, wir brauchten ihnen nichts zu geben, möchten selber sehen, wo sie was herkriegten, u. s. w. — Chef: „Nun, Du willst sie wohl verhungern lassen"? Bohlen: „Ja wohl".

Chef: „Ja, aber wie kommen wir dann zu unsrer Contribution"?

---

*) Pequin heißt im französischen Soldatenjargon der Civilist mit einem Beigeschmack von Ofenhocker.



Im fernern Verlaufe des Gesprächs äußerte er: „Große Staatsgeschäfte, Unterhandlungen mit dem Feinde irritiren mich nicht. Wenn sie mir Einwürfe machen gegen meine Gedanken und Forderungen, auch wenn es unvernünftig ist, so bleibe ich kalt dabei. Aber die kleinen Quengeleien der Landsleute in politischen Fragen und ihre Unkenntniß von dem, was hier möglich ist und nicht möglich. Da kommt Einer und will Dieß, da hält ein Anderer Jenes für unerläßlich, und wenn man sie losgeworden ist, stellt sich ein Dritter ein, ein Adjutant oder Generaladjutant, der sagt: Aber, Excellenz, das geht doch unmöglich oder, das müssen wir doch noch haben, sonst — — —. Und gestern haben sie gar noch verlangt, daß in ein bereits unterzeichnetes Document eine Bedingung hineinkommen soll, über die gar nicht verhandelt worden ist". — — —

Bohlen oder Hatzfeld erinnerte dann an eine weitere Anekdote d'Hérissons. Nach dem 4. September erschienen die Pariser Stadtserganten in verwandelter Gestalt. Schnauz- und Knebelbart waren abrasirt, nur ein kleiner friedfertiger Backenbart war geblieben. Die Locke am linken Ohre war ebenfalls weggefallen, desgleichen die Waffe an der Seite und der militärische Anzug bis auf das Bonnet de Police. So hatte Kératrys demokratische Weisheit angeordnet. Ganz Paris lachte. Außerdem war den Wächtern der öffentlichen Ordnung anbefohlen, auf der Straße immer zu dreien zu erscheinen. Dieß geschah einige Wochen, dann aber gerieth der Befehl in Vergessenheit, sie waren immer nur paarweise zu finden, und da sagte der Volkswitz, als die Lebensmittel knapp wurden: „Voila deux sergeants! Eh, ils ont mangé le troisième"!

Hatzfeld erzählte, daß ein spanischer Gesandtschaftssekretär dagewesen, der von Bordeaux gekommen sei und nach Paris hineingewollt habe. Er habe seine Landsleute herausholen

wollen, auch einen Brief von Chaudordy an Favre bei sich gehabt und sehr eilig gethan. Was man ihm antworten solle? Der Chef bückte sich ein wenig, richtetete sich wieder auf und sagte: „Depesche von dem einen Mitglied einer feindlichen Regierung durch unser Hauptquartier an ein anderes Mitglied zu tragen versucht, das eignet sich ja ganz zu kriegsgerichtlicher Behandlung. Fassen Sie die Sache, wenn er wiederkommt, mit Ernst auf, seien Sie kühl, sehen Sie befremdet aus, und sagen Sie ihm das, und daß wir bei dem neuen Könige von Spanien wegen Verletzung der Neutralität Beschwerde führen und Genugthuung fordern würden. Ueber die Militärs wundere ich mich übrigens, daß sie den Menschen durchgelassen haben. Die nehmen immer ungebührliche Rücksicht, wenn es sich um einen von der fremden Diplomatie handelt. Und wenn's ein Botschafter gewesen wäre — — — er hätte ihn abweisen müssen, auch wenn er darüber erfroren oder verhungert wäre. Solche Postenträgerei grenzt doch dicht an Spionendienst".

Es wurde dann davon gesprochen, daß jetzt überhaupt ein großer Zulauf nach Paris und von da heraus drohe. Der Chef aber erwiderte: „O, die Franzosen werden nicht Viele herauslassen, und wir lassen nur die passiren, die von denen drinnen einen Erlaubnißschein haben — und vielleicht auch die nicht alle".

Man erwähnte, daß Rothschild schon, mit einem Saufconduit versehen, heraus sein sollte. Der Chef bemerkte dazu: „Da wäre es doch gut, ihn anzuhalten — als Franctireur, der zu den Kriegsgefangnen gehört". (Zu Keudell:) Erkundigen Sie sich doch einmal nach der Sache". — — — Bohlen rief: „Da kommt der Bleichröder angefahren und thut einen Fußfall im Namen der ganzen Familie Rothschild". — — — Es war darauf von dem befremdenden Umstand, daß im

„Daily Telegraph“ bereits ein genauer Auszug aus der gestern unterzeichneten Convention zu lesen sei, dann von Stieber die Rede. — — — „Wie man sich übrigens“, fuhr der Chef, hieran anknüpfend fort, „über die Leute täuschen kann! Ich eekenne sie ohnehin nicht leicht, ehe sie sprechen. Wie ich da in diesen Tagen zu Favre ging, sehe ich in der Dämmerung vor der Thür einen Menschen, der mich mit Mißtrauen erfüllt. Ich denke, es wird der Bediente vom Schwiegersohn Favres sein, der sich da herumtreibt; denn wie ein Spanier sah er aus. Da er auf mich zukam, lockerte ich den Degen, um ihn gleich bereit zu haben. Da grüßte er mich: ‚Guten Abend, Excellenz‘, und wie ich mir ihn genauer betrachte, ist es Stieber“.

30. Januar, Montag. Wetter früh nebelig, Kälte mäßig, etwa Gefrierpunkt. Favre soll nicht in Versailles geblieben, sondern noch spät nach Paris zurückgekehrt sein. Ich telegraphire Verschiedenes nach Berlin, Köln und London: die ohne Hinderniß von uns vollzogne Besetzung der Forts von Paris, die Möglichkeit, daß es dort zu einer Hungersnoth käme, die Schwierigkeit rascher Proviantzufuhr aus der Ferne und unsre Bereitwilligkeit, aus unsern Vorräthen mit dem augenblicklich Nothwendigen zur Abwendung der Gefahr beizutragen; auch soll in der Presse vor Zudrang nach dem Hauptquartier gewarnt werden.

Nachmittags mit L. hinaus bis zur Seinebrücke bei Sèvres und von dort nach Meudon zu bis Bellevue gefahren, wo man auf dem Wege, der zuletzt vom Flußufer sehr steil hinaufgeht, fast nur Soldaten sah. Ein Verhau, bei dem sich ein Jägerposten befand, versperrte die Weiterfahrt. Von den Soldaten hörten wir zu unserer Ueberraschung, daß Schloß Meudon in vollen Flammen stehe. Eine französische Granate sollte während der letzten Tage des Bombardements in eine Stubenwand ge-

fahren, dort stecken geblieben und später durch Zufall explodirt sein. Vielleicht ist der Zufall auch Unvorsichtigkeit gewesen. Es wird übrigens eine hübsche Ruine geben, so was wie das Heidelberger Schloß.

Favre und andere Franzosen, darunter der Präsident oder Präfect der Pariser Polizei, arbeiteten den Nachmittag wieder fleißig mit dem Chef und dinirten dann um halb sechs Uhr mit ihm und den Räthen. Ich und die Sekretäre sollten dießmal im Hotel des Reservoirs speisen, da es am Tische an Platz mangelte. Ich blieb indeß zu Hause, übersetzte Granvilles neueste Friedensanregung für den Kaiser und aß dann auf meiner Stube.

Abends kam Abeken zu mir herauf, um sich die Uebersetzung abzuholen. Er bedauerte, nicht gewußt zu haben, daß ich zu Hause geblieben, man hätte dann unten für mich noch Raum gemacht. Es wäre Schade, daß ich nicht dabei gewesen, da das Tischgespräch heute ein ganz besonderes Interesse gehabt habe. Der Chef habe da u. A. zu den Franzosen gesagt, consequent sein in der Politik werde häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man müsse sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurtheile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten, als grüner, junger Mensch, habe er sehr andere Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber geändert, sich's überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche theilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man müsse dem Vaterlande nicht seine Neigungen und Wünsche aufdringen, habe er weiter bemerkt und dann geschlossen: „La

patrie veut être servie et pas dominée“. Dieser Ausspruch habe den Pariser Herren sehr imponirt (natürlich durch die Form vorzüglich) und Favre habe gesagt: „C'est bien juste, Monsieur le Comte, c'est profond!“ Ein anderer Franzose habe ebenfalls enthusiastisch geäußert: „Oui, Messieurs, c'est un mot profond“. — Bucher erzählte mir dann unten noch, indem er dieses Referat bestätigte, daß Favre auf die Rede des Chefs — der sie natürlich zur Belehrung der Franzosen gehalten hat, wie manche frühere Tischrede für andere Gäste — und auf das Lob ihrer Wahrheit und Tiefe die Betise habe folgen lassen: „Néanmoins c'est un beau spectacle de voir un homme, qui n'a jamais changé ses principes“. Auch der Herr Eisenbahndirector, der ihm übrigens erheblich klüger vorgekommen als Favre, habe in Betreff des „servie et pas dominée“ hinzugefügt, freilich liefe das auf Unterordnung des genialen Individuums unter den Willen und die Meinung der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, wenig Sachkenntniß und wenig Charakter besessen. Der Chef aber habe darauf sehr schön erwidert, wobei er schließlich das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorgehoben und dem droit du génie gegenüber, welches jener habe hochhalten wollen, das devoir — womit er doch wohl das gemeint hat, was von Kant als kategorischer Imperativ bezeichnet wird — als das Vornehmere und Mächtigere betont habe.

Abends spät — es war elf Uhr vorüber — kam der Kanzler noch zu uns zum Thee herunter. Es waren dießmal außer Wagner und mir die Barone Holstein und Keudell und eine wahre Grafenbank: Hatzfeld, Henckel, Maltzahn und Bismarck-Bohlen, versammelt. Der Chef bemerkte: „Ich bin doch neugierig auf Gambetta, wie der's halten wird. Gambetta —

das Beinchen auf Italienisch.*) — Er scheint sich's noch überlegen zu wollen; denn er hat noch nicht geantwortet. Aber ich denke, zuletzt wird auch er klein beigeben. Uebrigens, wenn nicht, auch gut. Eine kleine Mainlinie in Frankreich wäre mir nicht gerade unangenehm". — — — Dann fuhr er fort: „Diese Franzosen sind doch eigentlich recht komische Menschen. Favre kommt zu mir mit einem Gesichte wie ein leidender Heiliger und macht dazu eine Miene, als hätte er mir die wichtigsten Dinge mitzutheilen. Ich sage ihm, als ich das sehe: ‚Wollen wir nicht hinaufgehen'? — ‚Ja', sagt er, ‚gehen wir hinauf'. Aber oben setzt er sich dann hin und schreibt Briefe über Briefe, und vergebens warte ich auf eine bedeutende Aeußerung oder Nachricht von ihm. Er hatte mir eben nichts zu sagen". — „Was er für uns leistet, geht auf zwei kleine Briefseiten". — „Und dieser Polizeipräfect! In meinem Leben habe ich keinen unpraktischeren Menschen gesehen. Bei Allem sollen wir rathen und helfen. Er hat mich in einer halben Stunde wohl um allerlei Dinge gebeten, und ich wäre zuletzt fast ungeduldig geworden. Ich sagte ihm endlich: ‚Aber lieber Herr, wollen Sie mir das nicht lieber schriftlich geben? Ich kann das doch unmöglich alles im Gedächtniß behalten, und nur so kann es ersprießlich erledigt werden. — Mir gehen viertausend Sachen durch den Kopf, und wenn ich ernsthaft an eine denke, verliere ich die andere aus dem Gesicht".

Man sprach von den Schwierigkeiten, auf welche die Versorgung der Pariser mit Lebensmitteln aller Wahrscheinlichkeit nach stoßen werde. Mehrere Bahnen seien wenigstens für den

*) Gambetta ist der Name eines kleinen, hochbeinigen storch- oder reiherartigen Sumpfvogels.



Augenblick nicht practicabel, der Bezug von Nahrungsstoffen aus den hinter den von uns aus besetzten Gegenden liegenden Theilen Frankreichs könne uns selbst in Noth und Verlegenheit bringen, und der Hafen von Dieppe, auf den man für die Zufuhr von auswärts rechne, sei nur wenige Schiffe aufzunehmen im Stande. Der Chef rechnete aus, wie viele Portionen täglich etwa gebraucht würden, und wie viele man ungefähr herbeischaffen könnte, wenn die Verhältnisse nicht zu anormal wären, und fand, daß die Versorgung nur eine kärgliche sein werde und leicht noch viele Menschen durch Hunger zu Grunde gehen könnten. Er setzte hinzu: „Favre selbst sagte mir, daß sie zu lange ausgehalten hätten. Es war aber, wie er eingestand, blos, weil sie wußten, daß wir in Lagny Vorräthe für sie bereit hielten. Sie waren ganz genau davon unterrichtet. Wir hatten einmal dort herum vierzehnhundert beladene Wagen für sie".

Man kam auf die Hindernisse zu sprechen, auf welche wir bei Eintreibung der Steuern und Contributionen stoßen, und der Chef setzte Maltzahn auseinander, was er deshalb angeordnet habe. Man müsse, so fügte er dann hinzu, die Zerstreuung der Truppen dabei nach Möglichkeit vermeiden, sie für gewöhnlich am Hauptorte des Departements oder Arrondissements zusammenhalten und von diesem Mittelpunkte aus mit fliegenden Colonnen gegen die Steuerverweigerer, die Freischaaren und die Hehler und Helfershelfer der letzteren operiren.

Jemand gedachte der zehn Millionen Franken, die dem Kreise um Fontenay wegen Zerstörung der Eisenbahnbrücke auferlegt worden sind, und Henckel erklärte als Sachverständiger, das sei ein unerfüllbares Verlangen, man werde den Leuten keine zwei Millionen abdrücken können. — „Nicht eine wahr-

scheinlich", sagte der Chef. „Aber so sind wir. Immer werden allerlei schreckliche Dinge angedroht, und hernach kann man sie nicht ausführen. Das merkt das Volk endlich und gewöhnt sich an die Drohungen".

Graf Maltzahn erzählte, daß er im Fort Issy gewesen. Es sähe da greulich aus, Löcher, Kohlen, Splitter und Trümmer, und überall Haufen von Unrath und ein abscheulicher Geruch. — „Haben sie denn keine Latrinen gehabt"? fragte jemand. — „Wie es den Anschein hat, nicht", erwiderte Maltzahn. — „Ove? — Dove volete, wie in Italien", bemerkte ein anderer Tischgenosse. „Ja, sie sind ein unreinliches Volk, die Franzosen", sagte der Chef, worauf er an die haarsträubenden Einrichtungen im Stadtschulhause zu Clermont und an ähnliche Zustände in Donchery erinnerte. — — —

Es folgte dann eine hochinteressante in die Einzelheiten eingehende Auseinandersetzung der verschiedenen Phasen, welche der Gedanke des Anschlusses der süddeutschen Staaten an den Nordbund durchlaufen. — — — „Zuletzt nach vielen Schwierigkeiten", so berichtete er weiter, „machte sich's auch mit Baiern, und es hieß: nun fehlt es blos noch an Einem — es war freilich das Wichtigste. Ich sah einen Weg und schrieb einen Brief — und dann hatte ein baierischer Hofbeamter das Verdienst. Er hat fast das Unmögliche geleistet. In sechs Tagen machte er die Reise hin und zurück, achtzehn Meilen ohne Eisenbahn und bis ins Gebirge hinauf nach dem Schlosse, wo der König sich aufhielt — und dabei war seine Frau noch krank. Ja, es war viel von ihm". — — —

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung wurde die Verhaftung Jacobys erwähnt, und der Chef bemerkte: „Falkenstein hat sich sonst ganz vernünftig benommen, aber er ist mit dieser Maßregel schuld daran, daß wir den Landtag nicht vier

Wochen früher einberufen konnten, weil er nicht darauf einging, Jacoby frei zu lassen, als ich ihn darum bat. Wenn er ihn als Rhinoceroscotelet gegessen hätte, meinethalben; aber ihn einsperren — da hatte er an ihm nichts als einen alten dürren Juden. — Auch andere Leute wollten erst nichts von meinen Vorstellungen wissen, und so mußten wir warten; denn der Landtag wäre in seinem Rechte gewesen, wenn er seine Freilassung verlangt hätte".

Geistesverwandtschaft gab Anlaß, daß die Rede von Jacoby sich Waldeck zuwendete, und der Chef charakterisirte letzteren: „Aehnliche Anlage wie Favre, immer consequent, prinzipientreu, fertig mit seiner Ansicht und seinem Entschluß von vornherein, dazu stattliche Gestalt, weißer, ehrwürdiger Bart, Phrase im Brustton der Ueberzeugung auch in Kleinigkeiten — das imponirte. Er hielt mit einer Stimme, die vor tiefster Ueberzeugungstreue bebte, eine Rede darüber, daß der Löffel hier im Glase stecke, und proclamirte, daß jeder ein Schuft wäre, der das nicht zugeben wollte, und Alle glaubten's ihm und priesen in allen Tonarten seine energische Gesinnung".

31. Januar, Dienstag. Früh verschiedene kleine Siege in den südöstlichen Departements telegraphirt, wo der Waffenstillstand vertragsmäßig vorläufig nicht gilt. Der König von Schweden hat eine kriegerisch klingende Thronrede gehalten. Warum, ihr Götter? — Ich mache zwei Aufsätze im Auftrage des Chefs, dann einen dritten, der auf die Leiden hinweist, die eine Anzahl unschuldiger deutscher Familien, welche nach der Austreibung aus verschiedenen Gründen in Paris zurückgeblieben, während der Belagerung erduldet haben, und der Verdienste rühmend gedenkt, welche sich Washburne, der Gesandte der Vereinigten Staaten, um die Milderung des Looses dieser Unglücklichen erworben. Derselbe hat in der That nach dieser

Richtung sehr Dankenswerthes gethan, und seine Unterbeamten haben ihm dabei getreulich Beistand geleistet.

Die Pariser Herren sind wieder im Hause, auch Favre, der Gambetta per Telegramm inständig bittet, nachzugeben. Es steht zu befürchten, daß der's nicht thun wird. Der Präfect von Marseille wenigstens hat sich auf das hohe Pferd gesetzt und dem armen Favre von da herunter das Patriotenwort zugeschnauzt: „Je n'obéis le capitulé de Bismarck. Je ne le connais plus". Stolz, gesinnungsvoll, aber weit davon ist gut für den Schuß. — Von Bourbaki noch nichts Gewisses, ob er sich erschossen oder blos verwundet; mit seiner Armee aber steht es offenbar nicht gut. Die wird wohl gewesen sein wie die andern Schöpfungen des Dictators von Tours.

Unsere Franzosen diniren wieder mit dem Chef. Ich esse mit Wollmann im Hotel des Reservoirs, wo wir unter andern Leuten auch die Marquise della Torre in Gesellschaft etlicher junger Leutnants tafeln sehen. Es ist die blonde, magere, stark verlebte Dame, die mir mit ihren Hunden schon mehrmals auf der Straße und im Park begegnete. Sie ist von London gekommen und dient unter dem Genfer Kreuz. — — —

Wir haben wieder mehrere Grád Kälte. Ich höre von Bucher beim Thee, daß der Chef sich über Tische wieder sehr stark über Garibaldi, den alten Phantasten, geäußert hat, als Favre ihn für einen Heros erklärt. Abends ist Duparc beim Minister. Nach zehn Uhr kommt letzterer herunter und setzt sich zu uns. Er spricht zunächst wieder von dem unpraktischen Wesen der Franzosen, die in diesen Tagen mit ihm gearbeitet. Zwei Minister — Favre und der dießmal mit herausgekommene Finanzminister Magnin — hätten sich heute wohl eine halbe Stunde mit einem Telegramm abgemüht. Davon nahm er

Anlaß, sich über die Franzosen überhaupt und die ganze lateinische Race zu äußern und sie mit den germanischen Völkern zu vergleichen. „Die deutsche, die germanische Race", sagte er, „ist, so zu sagen, das männliche Prinzip, das durch Europa geht — befruchtend. Die keltischen und slavischen Völker sind weiblichen Geschlechts. Jenes Prinzip geht vor bis an die Nordsee und durch bis nach England hinüber". — Ich erlaubte mir die Bemerkung: „Bis nach Amerika, bis in den Westen der Vereinigten Staaten, wo Leute von uns auch den besten Theil der Bevölkerung bilden und Einfluß auf die Sitten der Andern üben". — „Ja", erwiderte er, „das sind die Kinder, die Früchte davon". — „Man hat's ja gesehen in Frankreich, wie die Franken da noch Geltung hatten. Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elements durch das keltische, und was sehen wir seitdem? — Und in Spanien — so lange da das gothische Blut vorwog. Und ebenso in Italien, wo in den obern Gegenden die Germanen ebenfalls die Hauptrolle spielten. Wie das ausgelebt hatte, war's nichts Ordentliches mehr. Nicht viel anders ist's in Rußland, wo die germanischen Waräger, die Ruriks, sie erst zusammenfaßten. Wenn da die Nationalen siegen über die Deutschen, die eingewandert sind, und die aus den Ostseeprovinzen, so werden sie nicht fähig bleiben zu geordnetem Staatswesen". — „Freilich, ungemischt ist's mit den Deutschen auch nicht viel. So im Süden und Westen — da gab's, als sie sich selbst überlassen waren, nur Reichsritter, Reichsstädte und Reichsdörfer, jedes für sich, da ging Alles auseinander. Die Deutschen sind gut, wenn sie durch Zwang oder Zorn einig sind — vortrefflich, unwiderstehlich, nicht zu überwinden — sonst aber will jeder nach seinem Kopfe". — „Eigentlich ist doch der wohlwollend, gerecht und vernünftig

gehandhabte Absolutismus die beste Regierungsform. Wo nicht etwas davon ist, da fährt Alles auseinander, da will Der Das und Jener Dieß, und es ist ein ewiges Schwanken, ein ewiger Aufenthalt". — „Aber wir haben keine rechten Absolutisten mehr — — Die gehen ab, die Sorte ist ausgestorben". — — — Ich gestattete mir zu erzählen, daß ich mir als kleines Kind den König wie den König auf der deutschen Karte vorgestellt, mit Krone, Hermelin, Reichsapfel und Scepter, steif und bunt und immer sich gleich, und daß ich dann sehr enttäuscht gewesen, als meine Wärterin mich einmal auf den Gang zwischen dem Dresdener Schlosse und der katholischen Kirche geführt und mir den König Anton, diesen kleinen, krummen, gebrechlichen Greis gezeigt habe. — Der Chef sagte: „Ja, die Bauern bei uns machten sich auch sehr wunderliche Vorstellungen. Da hieß es, wir wären Etliche zusammen gewesen — junge Leute — in einem öffentlichen Lokale und hätten da etwas gegen den König gesagt, der dabei gesessen hätte, aber unerkannt. Da wäre er plötzlich aufgestanden, hätte den Mantel auseinandergeschlagen und den Stern auf der Brust gezeigt. Die Andern wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und ihn grob behandelt. Da hätte ich zehn Jahre Gefängniß gekriegt und dürfte mich nicht rasiren. Nun trug ich damals einen Vollbart, was ich mir in Frankreich angewöhnt hatte, 1842, wo das eben aufkam, und so hieß es, alle Jahre in der Sylvesternacht käme der Scharfrichter, der schnitte mir ihn ab. — Es waren reiche und sonst gar nicht dumme Bauern, die das erzählten, und sie sagten es nicht, weil sie was gegen mich hatten, sondern ganz gutmüthig und voll Mitleid mit dem jungen Menschen". — — —

An diese Mythe anknüpfend sprach man davon, daß sich auch heute noch Sagen bilden, die wenig oder gar keine Be-

gründung in wirklich Geschehenem haben, und in diesem Zusammenhange fragte ich: „Darf man wohl wissen, Excellenz, ob die Geschichte von dem Bierseidel irgendwie wahr ist, welches Sie in einer Berliner Wirthschaft Einem auf dem Kopfe entzwei geschlagen haben sollen, weil er die Königin gelästert oder nicht auf sie mit angestoßen hätte". — „Ja", erwiderte er, „aber ganz anders war sie und ohne alle politische Beimischung. Ich ging eines Abends spät nach Hause, es muß im Jahre 1847 gewesen sein, da begegnete ich Einem, der zuviel hatte und mit mir anbinden wollte. Als ich ihn aber wegen anzüglicher Reden stellte, fand ich, daß es ein alter Bekannter war. Es war (ich glaube, er sagte) auf der Jägerstraße. Wir hatten uns lange nicht gesehen, und wie er mir den Vorschlag machte: komm, wollen da zu (er nannte einen Namen) gehen, ging ich mit, obwohl er eigentlich genug hatte. Wie wir aber unser Bier hatten, schlief er ein. Nun war da neben uns ein Kreis von Leuten, unter denen war einer, der ebenfalls mehr, als er vertrug, zu sich genommen hatte und das durch lärmendes Benehmen merken ließ. Ich trank ruhig mein Bier. Den aber verdroß es, daß ich so ruhig war, und er fing an zu sticheln. Ich blieb stille, und das machte ihn nur noch ärgerlicher und giftiger. Er stichelte immer lauter. Ich wollte keine Händel, aber auch nicht gehen, weil sie sonst gedacht hätten, ich fürchtete mich. Zuletzt aber mußte es ihm keine Ruhe gelassen haben, er kam an meinen Tisch und drohte, mir das Seidel ins Gesicht zu gießen, und das wurde mir zu viel. Ich sagte ihm, er solle gehen, und als er darauf Miene machte, zu gießen, gab ich ihm eins unter's Kinn, daß er der Länge nach hinschlug, den Stuhl und das Seidel zerbrach und über die ganze Stube bis an die Wand hinfuhr. Da kam die Wirthin, der sagte ich, sie möge sich beruhigen, den Stuhl und

das Seidel würde ich bezahlen. Und zu den Andern sagte ich: ‚Sie sehen, meine Herren, daß ich keine Händel gesucht habe, und Sie sind Zeugen, daß ich mich so lange als möglich zurückgehalten habe; aber das kann man doch nicht verlangen, daß ich mir ein Glas Bier über den Kopf gießen lassen soll, blos weil ich ruhig mein Bier getrunken habe. Wenn der Herr einen Zahn dabei verloren haben sollte, so soll es mir leid thun. Ich mußte mich aber meiner Haut wehren. Will übrigens noch jemand was wissen, hier ist meine Karte‘. — Da ergab sich's, daß es ganz vernünftige Leute waren, die ungefähr meine Ansichten hatten. Sie waren ärgerlich über ihren Kameraden und gaben mir Recht. Später traf ich zwei davon am Brandenburger Thor. Da sagte ich: ‚Sie waren ja wohl dabei, meine Herren, als ich die Geschichte in dem Bierhause auf der Jägerstraße hatte. Wie ist es denn dem ergangen? Es sollte mir leid thun, wenn er Schaden davon behalten hätte‘. Man hatte ihn nämlich hinaustragen müssen. — ‚Ach‘, sagten sie, ‚der ist ganz wohl und munter, und auch die Zähne sind wieder fest geworden. Er ist übrigens ganz still geblieben und hat es sehr bedauert. Er war eben eingetreten, um als Arzt sein Jahr abzudienen, und da wäre es ihm sehr unlieb gewesen, wenn die Sache unter die Leute und vor seine Vorgesetzten gekommen wäre‘."

Der Chef erzählte dann, daß er als Göttinger Student in drei Semestern achtundzwanzig Mensuren gehabt habe und immer gut davon gekommen sei. — Ich sagte: „Aber einmal haben Excellenz doch was abgekriegt. Wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — Biedenfeld". — Er erwiderte: „Biedenweg, und klein war er auch nicht, fast so groß als ich. Das kam aber blos davon, daß seine Klinge absprang, die wahrscheinlich schlecht eingeschraubt war. Die fuhr mir ins Gesicht und blieb

stecken. Sonst habe ich niemals was bekommen. — Doch einmal, in Greifswald, war's nahe daran. Da hatten sie eine solche wunderliche Kopfbedeckung eingeführt — wie ein Kaffeebeutel von Filz — auch hatten sie Glockenschläger, an die ich nicht gewöhnt war. Ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ich wollte ihm die Spitze von seinem Kaffeebeutel abhauen, und da gab ich mich bloß, und sein Hieb pfiff mir ganz nahe am Gesicht, doch bog ich mich noch zu rechter Zeit zurück".

1. Februar, Mittwoch. Früh ziemlich heller Himmel, leichter Regen und Glatteis. Beim Frühstück wird erzählt, daß Gambetta in den Waffenstillstand gewilligt, sich aber gewundert habe, daß die Franzosen im Südosten von uns noch angegriffen worden sind. Favre hat nämlich in seiner Geschäftsunkunde unterlassen, ihm zu telegraphiren, daß der Krieg dort — beiläufig auf seinen eignen Wunsch — fortgesetzt wird. Wir haben beim Frühstück Gäste, indem der Geheime Regierungsrath Scheidtmann aus dem Finanzministerium, ein etwas eigenthümlicher Herr, Graf Dönhoff (der blaue und hübsche, nicht der rothe und corpulente) und „mein Neffe, Graf York" uns mit ihrem Besuche beehren. Es heißt, daß heute kein Franzose herauskommen werde.

Das Letztere war unrichtig. Um ein Uhr erschien Favre, um dann einige Stunden oben beim Chef zu arbeiten. Ich fuhr unterdeß mit L. über Ville d'Avray und den Park von Saint Cloud nach der Stadt gleichen Namens oder, eigentlicher gesprochen, nach dem Trümmerhaufen, den der seit mehrern Tagen in ihr wüthende Brand von ihr übrig gelassen hat. Dabei nahm ich die angenehme Nachricht mit auf den Weg, daß Belfort capitulirt hat, daß der Rest von Bourbakis Armee, achtzigtausend Mann stark und unter Clichants Befehl, vor unsern Truppen auf das Gebiet der Schweiz zurückgewichen

ist, und daß somit der Krieg auch hier sein Ende gefunden hat, was Bismarck-Bohlen mir auf der Treppe noch mittheilte.

Im Park von Saint Cloud sahen wir gleich hinter dem Gitterthor der Einfahrt unter den Bäumen zur linken Seite einen improvisirten kleinen Friedhof mit zehn oder zwölf Grabhügeln von deutschen Soldaten, die hier gefallen waren. Weiterhin passirten wir noch einige Gräber dieser Art sowie eine Schanze und einen Verhau, die sich über die Straße gelegt. Unter einer Brücke, die tunnelartig den Weg überwölbte, hatten die Truppen sich wie in einer Kasematte Wohnungen eingerichtet gehabt. Vor dem Eingange in die Stadt, am Saume des Waldes hatte man rechts und links Blockhäuser an eine Mauer gebaut und hinter derselben auf eine lange Strecke Tritte für Schützen errichtet, um über sie wegschießen zu können. Die Stadt besteht hier zunächst aus breiten Straßen von Villen, die durch Zwischenräume von einander getrennt und von Gärten umgeben sind, weiter hinaus aus engeren Gassen und dicht neben einander stehenden mehrstöckigen Häusern, die zuletzt am Hügelhang nach dem Seineufer hinablaufen. Die Gebäude der Villenstadt waren fast ohne Ausnahme aus- und zum Theil niedergebrannt. Von den leichter gebauten war nur ein flacher Haufen Mauerziegel, Schiefersplitter, Kalkbrocken und Kohlen übrig geblieben. Von den dichteren Gassen der innern Stadt standen beinahe nur noch die äußeren Wände aufrecht, und auch diese waren hier und da theilweise zusammengefallen und mit ihnen die Fußböden der verschiedenen Stockwerke. Man sah auf den Restern der letzteren noch Sekretäre, Kommoden, Bücher- und Schüsselbretter, Waschtische u. dergl. stehen und an den tapezirten Wänden Bilder und Spiegel hängen. Ganze Häuserfronten, drei Etagen hoch gewesen, lagen in den Haupt- und Seitengassen, andere drohten, nach vorn oder zurückgeneigt,

den Einsturz. Allenthalben noch rauchender Schutt und Brandgeruch, an drei oder vier Gebäuden noch züngelnde Flämmchen am Rohr der Decken und am Balkenwerk der Wände und Simse. Die Kirche, neu und in gefälligem gothischen Styl erbaut, war bis auf ein paar Löcher im Dache unverletzt, Alles ringsum Ruine — ein furchtbares Bild vom Ernste des Krieges! Von der Höhe der zerstörten Stadt hatte man eine hübsche Aussicht auf das Thal der Seine, auf die Brücke, von welcher ein Bogen gesprengt war und auf den südlichen Theil von Paris mit dem Gehölz von Boulogne. Wir hielten uns damit nicht auf, sondern begaben uns rasch nach dem Schlosse, das, vor dem Kriege der Sommeraufenthalt Napoleons, jetzt ebenfalls ein stiller Trümmerhaufen war. Französische Granaten hatten es in einen solchen verwandelt. — — — Nur die Umfassungsmauern und einige von den Zwischenwänden standen von ihm noch aufrecht. Wir durchkletterten seine Schutthaufen, stiegen über die gefallnen Dach- und Deckenreste von Zimmer zu Zimmer, soweit nicht weitere Einstürze drohten, und nahmen uns von den herabgestürzten Marmorkapitälern und den verstümmelten Statuen Andenken mit.

Auf dem Heimwege nach Saint Cloud wie auf der Rückfahrt begegneten wir mehrmals kleinen Gesellschaften von Leuten, die mit Betten und Hausrath aus Paris nach ihren heimathlichen Dörfern zurückkehrten, und bei Ville d'Avray kam uns eine Compagnie preußischer Artillerie entgegen, die nach dem Mont Valérien marschirte.

Als ich halb sechs Uhr wieder auf der Rue de Provence eintraf, fand ich den Chef schon mit den Andern bei Tische. Gäste waren nicht zugegen. Der Minister sprach, als ich eintrat, gerade von Favre und sagte: „Ich glaube, er ist heute nur deshalb herausgekommen. Ich meine, infolge unseres

gestrigen Gesprächs, wo ich nicht zugeben wollte, daß Garibaldi ein Heros wäre. Er hatte offenbar Angst um ihn, weil ich ihn nicht in den Waffenstillstand einschließen wollte. Wie ein echter Advocat zeigte er auf den ersten Artikel. Ich aber sagte ihm, ja, das wäre die Regel, hernach aber kämen die Ausnahmen, und zu denen gehörte der. Wenn ein Franzose gegen uns die Waffen trüge, so begriffe ich das, er vertheidigte sein Land, und hätte ein Recht dazu. Aber dieser fremde Abenteurer mit seiner kosmopolitischen Republik und seiner Bande von Revolutionären aus allen Winkeln der Welt, dessen Recht könnte ich nicht anerkennen. Er fragte dann, was wir mit ihm machen wollten, wenn wir ihn gefangen nähmen. ‚O‘, sagte ich, ‚wir werden ihn für Geld sehen lassen, mit einer Tafel um den Hals, worauf Undank steht‘“.

Er fragte dann: „Wo ist denn Scheidtmann“? — Man gab Auskunft. — „Den hatte ich mir bei der Sache (dem Geschäft mit der von Paris zu zahlenden Contribution von zweihundert Millionen) als juristischen Beistand gedacht. Er ist doch Jurist“? — Bucher erwiderte, nein, er habe überhaupt nicht studirt, sei ursprünglich Kaufmann gewesen u. dgl. — Chef: „Na, in erster Linie soll Bleichröder ins Gefecht gehen. Der muß gleich nach Paris hinein, sich mit seinen Collegen beriechen und mit den Bankiers reden, wie das zu machen ist. Er will doch kommen“? — Keudell: „Ja in einigen Tagen“. — Chef: „Bitte, telegraphiren Sie ihm doch, wir brauchten ihn gleich. — Dann kommt Scheidtmann. Er kann doch französisch“? — Man wußte es nicht. — „Als Triarier denke ich mir dann Henckel. Der ist in Paris zu Hause und bekannt unter den Geldleuten. ‚Wir pflegen an der Börse auf glückliche Spieler zu pointiren‘, sagte mir 'mal einer von der

hohen Finanz, und wenn hier nach einem solchen pointirt wird, so ist's Graf Henckel".

Später wendete sich das Gespräch der Entwickelungsgeschichte der deutschen Frage zu, und da bemerkte der Minister u. A.: „Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren, in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um fünfundzwanzig Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte über's Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er todt. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hülfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte".

Zuletzt äußerte der Chef seinen Glauben an den Einfluß des Mondes auf das Wachsthum von Haaren und Pflanzen, indem er davon ausging, daß er Abeken scherzhaft zu seiner Frisur gratulirte. „Sie sehen noch einmal so jung aus, Herr Geheimrath", sagte er. „Wenn ich Ihre Frau wäre! — Sie haben sie sich eben noch zu rechter Zeit schneiden lassen, bei zunehmendem Monde. 's ist wie mit den Bäumen; wenn die wieder wachsen sollen, fällt man sie auch im ersten Viertel, wenn man sie aber roden will, schlägt man sie bei abnehmendem Monde, da vermodert der Stumpf eher. Es giebt Leute, die nicht daran glauben, Gelehrte, aber selbst der Staat verfährt darnach, obwohl er's nicht offen eingestehen will. Es wird

keinem Förster einfallen, eine Birke, die wieder Schößlinge treiben soll, bei abnehmendem Monde zu fällen".

Abends eine Anzahl Actenstücke, die sich auf den Waffenstillstand und die Verproviantirung beziehen, gelesen, darunter mehrere eigenhändige Briefe Favres, der eine zierliche und gut zu lesende Hand schreibt. In einem der Briefe heißt es, daß Paris nur bis zum 4. Februar noch Mehl und dann nur noch Pferdefleisch habe. Moltke ist brieflich gebeten, man möge Garibaldi nicht auf gleichem Fuße mit den Franzosen behandeln und jedenfalls vollständige Waffenstreckung von ihm und seinen Leuten fordern — der Minister wünsche das aus politischen Gründen. Nach dem Elsaß ist die Weisung ergangen, die Wahlen zu der Versammlung in Bordeaux, welche über Fortsetzung des Krieges oder Frieden sowie eventuell über die Bedingungen des letzteren Beschluß fassen soll, nicht zu hindern, sie sollen ignorirt werden. In den von uns occupirten Gegenden werden die Maires, nicht die Präfecten die Wahlen leiten. In den dieserhalb von den Parisern erlassenen Anweisungen heißt es: „Die Maires der Hauptorte im Departement werden sich mit denen der Hauptorte in jedem Arrondissement und diese wieder sich mit den Maires der Hauptorte der Cantone und der Gemeinden in Verbindung setzen. Sie werden ihnen den Tag bekannt geben, an welchem die Abgeordneten zur Nationalversammlung zu ernennen sind. Der Maire jeder Gemeinde wird jedem eingeschriebenen Wähler die Karte zustellen, mittelst deren er zu wählen hat. In Ermangelung einer Karte werden die eingeschriebenen Wähler zur Abstimmung zugelassen werden, nachdem ihre Identität festgestellt ist. Der Maire des Departementshauptortes wird die Zahl und die Abgrenzung der Wahlkreise festsetzen. Die Wahl wird durch Listenabstimmung nach relativer Majorität stattfinden. Wegen Schwierigkeiten, die der

Krieg mit sich gebracht hat, wird diese Abstimmung gültig sein, gleichviel wie groß die Zahl der Votirenden ist". Die Pariser Mitglieder der französischen Regierung haben ferner am 29. Januar folgende Verfügung erlassen:

„In Anbetracht, daß es unter den gegenwärtigen Umständen von Wichtigkeit ist, den Wählern die volle Freiheit der Wahl zu lassen, so weit Dieß mit dem richtigen Ausdruck des Volkswillens im Einklange steht, verfügt die Regierung der nationalen Vertheidigung Folgendes: die Artikel 81 bis 90 des Gesetzes vom 15. März 1849 mit Ausnahme der Bestimmungen des Paragraphen 4 des 82. Artikels und des Paragraphen 5 des 85. Artikels finden auf die Wahlen zur Nationalversammlung keine Anwendung. Infolge dessen sind die Präfecten und Unterpräfecten in den Departements, wo sie ihre Functionen ausüben, nicht wählbar."

2. Februar, Donnerstag. Es ist helles, laues Wetter, als ob der Frühling schon anbrechen wollte. Früh bei Zeiten schon werde ich zum Chef gerufen. Ich soll telegraphiren, daß achtzigtausend Franzosen von der Armee Bourbakis bei Pontarlier nach der Schweiz übergetreten und nur achttausend nach dem Süden entkommen sind. Bald nachher werde ich noch einmal geholt, um in der hiesigen wie in der deutschen Presse auf ein uns soeben telegraphisch zugekommnes Circular Lauriers (hinter dem Gambetta steht) aufmerksam zu machen und unsere Meinung darüber abzugeben. Ich mache darauf zunächst folgenden Artikel:

„Am 31. Januar ist in Bordeaux, nachdem der Abschluß des Vertrags vom 28. Januar dort bekannt geworden, ein Rundschreiben an die Präfecten ergangen, das mit C. Laurier unterzeichnet ist. Es heißt da: ‚Die von den Ministern des Innern und des Krieges aufrecht erhaltene und geübte Politik bleibt

nach wie vor dieselbe: Krieg bis zum Aeußersten, Widerstand bis zu völliger Erschöpfung. Deshalb bieten Sie alle Ihre Thatkraft zur Erhaltung des guten Geistes unter der Bevölkerung auf. Der Zeitraum des Waffenstillstandes muß zur Verstärkung unsrer drei Armeen mit Mannschaften, Munition und Lebensmitteln ausgebeutet werden. Es gilt, um jeden Preis den Waffenstillstand für uns nutzbar zu machen, und wir sind in der Lage, es so einzurichten. Kurzum, es giebt bis zu den Wahlen nichts, was nicht zu unserm Vortheil gewendet werden könnte. Was Frankreich bedarf, das ist eine Vertretung, die den Krieg will und entschlossen ist, ihn auf alle Fälle zu führen'.

So lautet das mit Laurier unterzeichnete Rundschreiben. Für verständige Leute spricht es sich selbst sein Urtheil, wir könnten uns also enthalten, einen Commentar dazu zu schreiben. Es ist indeß von Wichtigkeit, zu bemerken, daß die deutschen Behörden dem Vertrage vom 28. Januar in Betreff seiner Ausführung eine sehr weitherzige und milde Deutung und Handhabung gewährt haben. Sie haben den Vorstellungen der Pariser Regierung weit über das durch die Convention vom 28. festgesetzte Maß hinaus Folge gegeben. Sie haben den Wahlen zu der Versammlung, die in Bordeaux selbst über die Frage: ob Krieg, ob Frieden entscheiden soll, volle Freiheit zugestanden. Trotzdem fährt zu Bordeaux die öffentliche Behörde fort, den Krieg bis zum Aeußersten zu predigen und wirkt offen für Wahlen solcher Leute, von denen sie hofft, daß sie für den Krieg und die vollständige Erschöpfung Frankreichs stimmen werden. Sollte dieses Verfahren nicht der Art sein, daß es den deutschen Behörden die Frage vorlegte, ob ihre großmüthige Auffassung der von Frankreich eingegangenen Verpflichtungen am rechten Orte sei, und ob sie nicht im eignen

Interesse Frankreichs einer strengeren Interpretation des Uebereinkommens vom 28. Januar Platz machen müsse?

Was übrigens die drei Armeen anbelangt, von denen Herr Laurier spricht, so machen wir darauf aufmerksam, daß, nachdem die Truppen Bourbakis theils in Gefangenschaft gerathen sind, theils sich auf das Gebiet der Schweiz geflüchtet haben, für Frankreich nur noch die Reste von zwei Armeen übrig sind. Schließlich aber wolle man mit den Kundgebungen des Herrn Laurier den folgenden Auszug des ‚Daily Telegraph' über die Ansichten des Herrn Gambetta von der Lage der Dinge und von dem, was Frankreich zu thun habe, vergleichen. Der Berichterstatter des englischen Blattes sagt:

‚Die Unterhaltung wendet sich nun dem Kriege im Allgemeinen zu, und auf meine Frage, ob der Krieg mit der Uebergabe von Paris zu Ende sei, antwortete Gambetta, daß die Uebergabe von Paris von gar keiner Bedeutung für den Fortgang des Krieges sein würde, wenn Preußen bei seinen gegenwärtigen Forderungen beharrte. Ich spreche hier, so fuhr er fort, nicht blos in meinem Namen oder in dem der hiesigen Regierungsdelegation, ich wiederhole im Gegentheil nur den festen Entschluß meiner Amtsgenossen in und außerhalb Paris, nach welchem der Krieg fortgesetzt werden muß, gleichviel, was die Kosten und Folgen sein mögen, die sich daraus ergeben. Wenn Paris morgen fällt, so wird es auf edelmüthige Weise seine Pflicht gegen Frankreich erfüllt haben, aber ich kann nicht glauben, daß Paris jemals sich ergeben wird. Ich glaube, daß die Bevölkerung selbst lieber die Stadt verbrennen und ein zweites Moskau daraus machen würde, als daß sie gestattete, daß der Feind davon Besitz nimmt. — Aber nehmen wir einmal an, erwiderte ich, daß trotzdem die Kapitulation stattfände. — In diesem Fall, entgegnete Gambetta, muß man den Kampf in

den Provinzen fortsetzen. Ohne die Armee von Paris einzurechnen, haben wir zur Stunde thatsächlich eine halbe Million Truppen und überdieß noch zweihundertfünfzigtausend Menschen mehr, bereit, zur Armee zu stoßen oder ihre Depots zu verlassen. Wir haben noch nicht einmal das Contingent von 1871 berührt, und wir haben die verheiratheten Männer noch nicht in die Regimenter eingereiht. Jenes wird uns dreimalhunderttausend Rekruten liefern, und die letzteren werden zwei Millionen kräftiger Leute stellen. Waffen kommen uns von allen Seiten zu, an Geld fehlt es auch nicht. Die Nation mit Inbegriff aller politischen Schattirungen ist auf unsrer Seite, und es wird sich einfach darum handeln, wer von beiden am Stärksten und Ausdauerndsten ist, unser Volk oder das deutsche Volk. Nein, so fuhr er fort, indem er mit der Faust heftig auf seinen Schreibtisch schlug, ich betrachte es als eine mathematische Unmöglichkeit, daß wir, wenn wir Ausdauer haben und den Krieg fortsetzen, nicht am Ende dahin gelangen, den eingedrungnen Feind aus Frankreich hinauszutreiben. Jede vierundzwanzig Stunden sind für uns nur ein Tag, aber bei unsern Feinden vermehrt jede Stunde Verzögerung die Schwierigkeiten. England hat einen großen Irrthum begangen, daß es sich nicht eher eingemischt, und daß es Preußen nicht gesagt hat, bei Ueberschreitung einer gewissen Grenze würde es in den Augen Englands den Kriegsfall herbeiführen'".

Bald nach ein Uhr kamen die Franzosen wieder, aber der Chef war mit dem Kriegsminister ausgeritten, wie man vermuthete, nach einem der Forts oder einem Punkte mit weiter Aussicht; denn sie hatten Ferngläser mitgenommen. Gerstäcker und Duboc besuchten mich, und ich ging mit letzterem, der sich als Correspondent im Lager der Sachsen aufhält, auf eine Stunde in den Schloßpark. Bei der Rückkehr erfuhr ich, daß der Chef

in Saint Cloud gewesen und daß die Franzosen inzwischen in unserm Park auf ihn gewartet.

Bei Tische hatten wir Odo Russell und einen großen starken jungen Herrn in dunkelblauer Uniform zu Gästen, welcher letztere mir als Graf Bray, Sohn des Ministers und früher bei der baierischen Gesandtschaft in Berlin gewesen, bezeichnet wurde. Der Chef äußerte zu Russell: „Die englischen Zeitungen und auch einige deutsche haben meinen Brief an Favre getadelt und zu stark gefunden. Er selbst aber scheint dieser Meinung nicht zu sein. Er sagte mir von freien Stücken: ‚Sie haben Recht gehabt, mich an meine Pflicht zu erinnern. Ich durfte nicht weggehen, bevor das zu Ende ist'". Der Minister lobte hierauf diese Selbstverläugnung. Er wiederholte dann, daß unsere Pariser unpraktische Leute seien, und daß wir ihnen fortwährend Rathgeber und Gehülfen sein sollten. Er setzte hinzu, daß sie jetzt auch Miene machten, Aenderungen an der Convention vom 28. Januar zu verlangen. Außerhalb der Stadt Paris zeige man wenig guten Willen, bei der Verproviantirung derselben behülflich zu sein, z. B. sage die Direction der Eisenbahn Rouen-Dieppe, auf die man gerechnet, es fehle an Betriebsmaterial, da die Locomotiven auseinander genommen und nach England geschafft worden seien. Gambetta verhalte sich noch zweifelhaft, scheine aber an Fortsetzung des Krieges zu denken. Es sei nothwendig, daß Frankreich bald eine ordentliche Regierung bekomme. „Wenn sie nicht bald eine zu Stande bringen", fuhr er fort, „so werden wir ihnen einen Souverän geben. Es ist schon Alles bereit dazu. Amadeo kam mit einer Reisetasche in der Hand als König von Spanien in Madrid an, und es scheint zu gehen. Der Unsrige kommt gleich mit Gefolge, Ministern, Köchen, Kammerherrn und mit einer Armee".

Das Gespräch lenkte sich hiervon auf das Vermögen

Napoleons, welches sehr verschieden, bald als groß, bald als unbedeutend angegeben werde, und Russell wollte bezweifeln, daß er viel habe. Er meinte, die Kaiserin wenigstens könne nicht viel haben, da sie nicht mehr als sechstausend Pfund in der englischen Bank deponirt habe. — Man erwähnte dann, daß Graf Maltzahn schon nach Paris hinein sei, und der Chef äußerte, als man hinzusetzte, er sei noch nicht wieder gesehen worden: „Wenn dem dicken Herrn nur nichts zugestoßen ist". — Er erzählte darnach, daß er heute auf dem Wege nach Saint Cloud vielen Leuten mit Hausrath und Betten begegnet sei, wahrscheinlich seien es Bewohner der Dörfer hier in der Nachbarschaft gewesen, die aber nicht aus Paris gekommen sein könnten. „Die Frauen sahen ganz freundlich aus", bemerkte er dazu, „die Männer aber nahmen sofort, nachdem sie der Uniformen ansichtig geworden waren, eine finstere Miene und eine heroische Haltung an. — Das erinnert mich, bei der früheren neapolitanischen Armee, da gab es ein Commandowort — wenn bei uns commandirt wird: ‚Gewehr zur Attacke rechts'! so hieß es da: ‚Faccia feroce'! d. h. macht ein grimmiges Gesicht. — Alles ist bei den Franzosen großartige Stellung, pompöse Redensart, imponirende Miene wie auf dem Theater. Wenn's nur recht klingt und nach etwas aussieht — der Inhalt ist einerlei. 's ist wie mit dem Potsdamer Bürger und Hausbesitzer, der mir einmal sagte, daß eine Rede von Radowitz ihn tief gerührt und ergriffen hätte. Ich fragte ihn, ob er mir eine Stelle sagen könnte, die ihm besonders zu Herzen gegangen wäre — oder besonders schön vorgekommen. Er wußte keine anzugeben. Ich nahm darauf die Rede her und erkundigte mich bei ihm, welches die rührende Stelle wäre, indem ich das Ganze vorlas, und da ergab sich's, daß gar nichts der Art darin stand, weder was Rührendes, noch was Erhabnes. Es war eigentlich immer nur die Miene, die Stellung des Redners,

die aussah, als spräche er das Tiefste, Bedeutendste und Ergreifendste — der Denkerblick, das andächtige Auge und die Stimme voll Klang und Gewicht. — Mit Waldeck war's ähnlich, obwohl der kein so gescheidter Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem war's mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit". — „Die Gabe der Beredsamkeit hat im parlamentarischen Leben Manches verdorben. Man braucht viel Zeit, weil Alle, die da was zu können glauben, das Wort haben müssen, auch wenn sie nichts Neues vorzubringen wissen. Es wird zu viel in die Luft gesprochen und zu wenig zur Sache. Alles ist schon abgemacht in den Fractionen, und so redet man im Plenum blos für das Publicum, dem man zeigen will, was man kann, und noch mehr für die Zeitungen, die loben sollen". — „Es wird noch dahin kommen, daß man die Beredsamkeit für eine gemeinschädliche Eigenschaft ansieht und bestraft, wenn sie sich eine lange Rede zu Schulden kommen läßt". — „Da haben wir Einen", fuhr er fort, „der gar keine Beredsamkeit treibt, und der trotzdem mehr für die deutsche Sache geleistet hat als irgend jemand sonst — das ist der Bundesrath. Ich erinnere mich zwar, zuerst wurden einige Versuche in der Richtung gemacht. Ich aber schnitt das ab, — — —. Enfin, ich sagte ihnen ungefähr: Meine Herren, mit Beredsamkeit, mit Reden, welche überzeugen sollen, da ist hier nichts zu machen, weil Jeder seine Ueberzeugung in der Tasche mitbringt — seine Instruction nämlich. Es giebt blos Zeitverlust. Ich denke, wir beschränken uns hier auf die Darstellung von Thatsachen. Und so wurde es. Niemand hielt eine große Rede mehr. Dafür ging es mit den Materien um so rascher, und der Bundesrath hat wirklich viel geleistet".

Abends Depeschen gelesen, desgleichen einige Concepte. — — —

Dann drei Telegramme gemacht und abgelassen: eins über Belfort und die drei südöstlichen Departements, eins über die Hindernisse der Verproviantirung von Paris und eins über die Schwierigkeiten, die Faidherbe und d'Argent erheben.

3. Februar, Freitag. Naßkaltes Wetter. Am Vormittag, da der Chef beschäftigt ist, mit Wollmann wieder nach Saint Cloud, dessen Trümmer noch immer rauchen und nach Brand riechen, und dann weiter bis an die ersten Häuser von Suresnes am Fuße des Mont Valérien gefahren. Noch stehen am Seineufer unsere Schildwachen, sonst aber hat Alles das friedlichste Aussehen, und nur die tiefe Stille fällt auf, die jenseits des Stromes herrscht, während doch eine große Stadt ganz dicht dabei liegt. Man gewahrt drüben keinen Menschen, und nur auf dem Wasser ist einiges Leben, indem hier zwei Boote, anscheinend Fischernachen, hingleiten.

Beim Frühstück erzählte Bucher allerlei Charakteristisches aus dem Leben Gladstones. — — — Um ein Uhr besucht mich Wachenhusen, der sich nach Paris hineinschleichen will.

Um ein Viertel auf vier Uhr wurde ich zum Chef geholt. Nach Laurier hat sich auch Gambetta selbst vernehmen lassen, und zwar durchaus kriegerisch und despotisch. Am 31. Januar ist eine von ihm unterzeichnete Proclamation an die Franzosen ergangen, in der es heißt:

„Die Fremden haben Frankreich die grausamste Beleidigung zugefügt, welche unserm Volke in diesem unglücklichen Kriege zu ertragen beschieden war. Das uneinnehmbare Paris hat, durch Hunger gezwungeu, die deutschen Horden nicht länger von sich fern halten können. Am 28. Januar ist es erlegen". — „Es sieht aus, als ob ein trübes Geschick uns noch größeres Unheil und noch mehr Schmerz bereiten wollte. Ohne uns zu Rathe zu ziehen, hat man einen Waffenstillstand unterzeichnet,

dessen strafwürdig Leichtfertigkeit wir nur zu spät erfahren haben, einen Waffenstillstand, der den Preußen die Departements ausliefert, welche noch von unsern Truppen besetzt sind, und uns verpflichtet, uns drei Wochen ruhig zu verhalten, damit unter den unglücklichen Verhältnissen, in denen sich das Land befindet, eine Nationalversammlung zusammentrete. Wir haben nun Aufklärung über die Lage von Paris verlangt und bis zum Eintreffen derselben geschwiegen. Wir wollten die uns in Aussicht gestellte Auskunft eines Mitglieds der Regierung aus Paris abwarten, in dessen Hände wir unsere Vollmachten niederzulegen gedachten". — „Es ist jedoch niemand von Paris gekommen, und so müssen wir denn um jeden Preis zum Handeln schreiten, um die schändlichen Pläne der Feinde Frankreichs zu vereiteln. Preußen rechnet darauf, daß der Waffenstillstand unsere Heere entnerven und auflösen werde. Es lebt der Hoffnung, daß eine nach einer langen Reihe von Mißgeschicken und unter dem schrecklichen Eindruck des Falles von Paris zusammentretende Versammlung entmuthigt und bereit sein werde, in einen schmachvollen Frieden zu willigen. Es liegt in unsrer Hand, diese Berechnungen zu vereiteln und zu bewirken, daß die zur Ertödtung des Geistes des Widerstandes bestimmten Mittel denselben vielmehr neu beleben und stärken. Bedienen wir uns des Waffenstillstandes dazu, unsere jungen Soldaten einzuüben und die Organisation der Vertheidigung und des Kriegs thatkräftiger wie jemals zu fördern. Thun wir unser Möglichstes, daß statt der von den Fremden gehofften reactionären und feigherzigen Vertretung eine wahrhaft national und republikanisch gesinnte Versammlung zusammenkommt, die den Frieden will, wenn er die Ehre und Unverletzlichkeit unseres Vaterlands sicher stellt, die aber gleich fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen, um zu verhindern, daß an Frankreich ein Meuchel-

mord begangen wird. Franzosen, laßt uns eingedenk sein unsrer Väter, die uns Frankreich als einen festgefügten und untheilbaren Staat hinterlassen haben. Hüten wir uns vor Verrath an unsrer Geschichte und davor, daß unser ererbter Besitz in die Hände der Barbaren übergeht". — Das fanatische Actenstück endigt mit dem Aufrufe: „Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und untheilbare Republik"!

Daneben hat Gambetta eine Verfügung erlassen, welche eine Anzahl von Personen für nicht wählbar erklärt. In derselben bemerkt er:

„Die Gerechtigkeit verlangt, daß alle Mitschuldigen der Regierung, welche mit dem Attentate vom 2. December begann und mit der Kapitulation von Sedan endigte, nunmehr in dieselbe politische Machtlosigkeit versetzt werden, in der sich die Dynastie befindet, deren Helfershelfer und Werkzeuge sie waren. Es ist dieß die nothwendige Folge der Verantwortlichkeit, die sie übernommen haben, als sie dem Kaiser bei der Ausführung gewisser Regierungshandlungen an die Hand gingen. Dahin gehören alle die Personen, welche vom 2. December 1851 bis zum 4. September 1870 die Stellung eines Ministers, Senators, Staatsraths oder Präfecten innegehabt haben. Ferner sind von der Wählbarkeit zu der Nationalversammlung alle die Individuen ausgeschlossen, die bei den Wahlen zum Gesetzgebenden Körper während der Zeit vom 2. December 1851 bis zum 4. September 1870 in irgend einer Weise als Regierungscandidaten aufgestellt worden sind, sowie die Mitglieder derjenigen Familien, die in Frankreich seit dem Jahre 1789 regiert haben".

In Bezug auf die letztere Verfügung telegraphirte ich auf Befehl des Chefs nach London und Cöln, die Regierung in Bordeaux habe durch ein Wahlausschreiben ganze Klassen der Bevölkerung, Minister, Senatoren, Staatsräthe, alle, welche

früher offizielle Candidaten gewesen, für nicht wählbar erklärt. Die bei der Verhandlung über die Convention vom 28. Januar vom Grafen von Bismarck ausgesprochene Befürchtung, daß es keine freien Wahlen geben werde, habe hierdurch ihre Bestätigung erhalten. Der Reichskanzler habe damals in dieser Befürchtung die Einberufung des Corps Legislatif vorgeschlagen, Favre aber sei darauf nicht eingegangen. Jetzt habe der Kanzler gegen den Ausschluß jener Männer in einer Note Protest erhoben, und deutscherseits werde man nur eine aus freien Wählen hervorgegangene Versammlung, wie die Convention sie wolle, als die Vertretung Frankreichs anerkennen.

Der Chef fuhr mit dem Gambettaschen Wahlausschreiben zum Könige, während im Salon der Pariser Polizeipräfect war und mit ihm reden wollte, und kam dann nicht zum Essen, blieb vielmehr in der Präfectur zur Tafel. Infolge dessen präsidirte Abeken bei unserm Diner, an dem Scheidtmann und Graf Henckel als Gäste theilnahmen.

Um acht Uhr zum Chef gerufen, erhielt ich den Auftrag, Abschrift eines Reuterschen Telegramms, datirt Bordeaux, 2. Februar, zur Aufnahme in den „Moniteur“ abzuschicken. Dasselbe lautete:

„Die Journale la Liberté, la Patrie, le Français, le Constitutionnel, l'Universel, le Courier de la Gironde et Province veröffentlichen einen Protest gegen die Verfügung der Delegation von Bordeaux vom 31. Januar, nach welcher die Wahlfreiheit beschränkt sein soll. Sie sagen, daß sie vor Veröffentlichung ihres Protestes es für ihre Pflicht gehalten hätten, an Herrn Jules Simon drei Abgeordnete zu schicken, um anzufragen, ob nicht eine die Wahlen betreffende Verfügung bestehe, die von der Pariser Regierung ergangen und im Journal Officiel veröffentlicht worden sei. Herr Jules Simon hat zur Antwort ge-

gegeben, daß diese Verfügung existire, daß sie vom 31. Januar datire und von den Mitgliedern der Regierung einstimmig angenommen worden sei, und daß in ihr alle Beschränkungen der Wählbarkeit weggeblieben seien. Nur die Nichtwählbarkeit der Präfecten in den von ihnen verwalteten Provinzen sei beibehalten worden.*) Die Wahlen für Paris sind für den 5., die der Departements für den 8. Februar festgesetzt worden. Am 12. sollen die Abgeordneten zusammentreten. Das Journal Officiel, das die erwähnten Verfügungen enthält, ist auf Befehl der Pariser Regierung in alle Departements versandt worden. Jules Simon ist, nachdem er am 31. Januar einen Passirschein erhalten, denselben Morgen abgereist. Nach seinem Eintreffen in Bordeaux hat Jules Simon eine Versammlung der Mitglieder der Delegation zusammenberufen, um ihnen die Lage der Dinge auseinander zu setzen, und Abends vier Uhr hat eine lange Erörterung stattgefunden. Jules Simon erklärte den Vertretern der Presse, daß er auf der Ausführung der Verfügung der Pariser Regierung zu bestehen gewillt sei, und ermächtigte sie, diese Erklärungen zu veröffentlichen. Die unterzeichneten Vertreter der Presse haben nun nur die Ausführung der Pariser Verfügung zu erwarten". Folgen die Unterschriften. Gambettas Dictatur hat also wohl am Längsten bestanden. Sein starrer Sinn verliert den Boden unter den Füßen.

Nochmals zum Chef gerufen, telegraphirte ich den Erfolg der Kämpfe der von Manteuffel geführten Südarmee bei Pontarlier. Wir haben dabei fünfzehntausend Franzosen zu Gefangnen gemacht, darunter zwei Generale, und neunzehn Geschütze sowie zwei Adler erbeutet.

Graf Herbert ist heute aus Deutschland wieder bei seinem Vater eingetroffen. Er war um neun Uhr bei ihm.

*) Die Verfügung ist in ihren Hauptzügen oben mitgetheilt worden.



4. Februar, Sonnabend. Das Wetter ist wärmer als gestern. Früh Eingänge und Concepte gelesen. Ich sehe, daß der Chef gegen Gambettas Wahlausschreiben in doppelter Weise protestirt hat: in einem an diesen selbst gerichteten Telegramm und in einer Note an Favre. Jenes lautet: „Im Namen der durch die Waffenstillstands-Convention verbürgten Freiheit der Wahlen protestire ich gegen die in Ihrem Namen ergangnen Verfügungen, welche zahlreiche Klassen französischer Bürger des Rechtes berauben, in die Versammlung gewählt zu werden. Durch Wahlen, welche unter der Herrschaft der Unterdrückung und Willkür vollzogen werden, können die Rechte nicht erworben werden, welche die Waffenstillstands-Convention freigewählten Abgeordneten zuspricht". In der Depesche an Favre aber heißt es, nachdem der Inhalt des Wahldekrets Gambettas kurz angegeben ist: „Ich beehre mich, Ew. Excellenz die Frage vorzulegen, ob Sie Dieß als im Einklang mit der Bestimmung der Convention stehend betrachten, daß die Versammlung aus freien Wahlen hervorgehen soll. Gestatten Ew. Excellenz mir, Ihnen die Verhandlungen ins Gedächtniß zurückzurufen, welche der Uebereinkunft vom 28. Januar vorausgingen. Ich äußerte bereits damals die Befürchtung, daß es unter den dermaligen Verhältnissen schwer halten werde, die volle Freiheit der Wahlen sicher zu stellen und jeden gegen dieselbe gerichteten Versuch zu verhindern. In dieser Befürchtung, welcher das Rundschreiben des Herrn Gambetta heute Recht zu geben scheint, warf ich die Frage auf, ob es nicht richtiger sein würde, den Gesetzgebenden Körper einzuberufen, der eine gesetzliche, durch allgemeines Stimmrecht gewählte Autorität bilde. Ew. Excellenz lehnten Dieß ab und ertheilten mir das ausdrückliche Versprechen, es solle kein Druck auf die Wähler geübt und den Wahlen die vollste Freiheit gesichert werden.

Ich wende mich an die Rechtlichkeit Ew. Excellenz mit der Bitte, Sie wollen Ihre Meinung äußern, ob die durch das in Rede stehende Decret grundsätzlich ausgesprochene Ausschließung ganzer Kategorien von Candidaten mit der Freiheit der Wahlen, wie sie in der Convention vom 28. Januar verbürgt ist, sich verträgt. Ich glaube die bestimmte Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß jenes Dekret, dessen Anwendung mir den Bestimmungen der Convention zu widersprechen scheint, unverzüglich zurückgenommen werden und daß die Regierung der nationalen Vertheidigung die erforderlichen Vorkehrungen treffen wird, welche die Ausführung des zweiten Artikels der Convention hinsichtlich der Freiheit der Wahlen verbürgen. Wir würden Personen, die nach den Bestimmungen des Rundschreibens von Bordeaux gewählt worden wären, die Rechte nicht zugestehen können, welche durch die Waffenstillstands-Convention den Abgeordneten zur Versammlung gewährt worden sind".

Schon um neun Uhr waren zwei Pariser Nationalgardenoffiziere, ein alter und ein junger, da, die einen Brief für den Chef überbrachten — vielleicht Favres Antwort.

Nach zehn Uhr ließ der Chef mich rufen, um zu fragen: „Von Berlin beklagt man sich, daß die englischen Blätter viel besser unterrichtet sind als die unsrigen, und daß wir unsern Zeitungen so wenig über die Waffenstillstandsverhandlungen mitgetheilt haben. Wie kommt das"? — „Ja, Excellenz", erwiderte ich, „das kommt daher, daß die Engländer mehr Geld haben, um überall zu sein und sich unterrichten zu lassen. Dann aber sind sie gut empfohlen bei hohen Herren, die von Allem erfahren — und endlich sind wohl auch manche Militärs nicht immer recht dicht bei Dingen, die noch verschwiegen bleiben sollen. Ich aber konnte von den Verhandlungen über die Convention nur das in die Oeffentlichkeit

bringen, was hinein sollte". — „Na", sagte er, „schreiben Sie doch einmal über diese Sache und sagen Sie, daß die Verhältnisse daran schuld sind, wir aber nicht". —

Ich erlaubte mir dann, ihm zu dem Ehrenbürgerbriefe zu gratuliren, den er in diesen Tagen bekommen haben sollte, und daran die Bemerkung zu knüpfen, daß Leipzig eine gute Stadt, die beste in Sachsen und mir immer werth gewesen sei. — „Ja", erwiderte er, „Ehrenbürger — ich bin nun auch Sachse — und Hamburger; denn von da habe ich auch einen. Das hätte man 1866 nicht gehofft".

Ich wollte gehen, als er sagte: „Dabei fällt mir ein — es gehört auch zu den Wundern dieser Zeit — schreiben Sie doch auch, bitte, etwas Ausführliches über die seltsame Thatsache, daß Gambetta, der sich so lange die Miene gegeben hat, die Freiheit zu vertreten und gegen die Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung zu kämpfen — daß der jetzt, wo er selber zur Macht gelangt ist, die grausamste Beeinträchtigung der Wahlfreiheit verfügt, und alle die, von welchen er glaubt, daß sie nicht seiner Meinung sind, von dem Rechte, gewählt zu werden, ausschließt. Es ist das ganze amtliche Frankreich mit Ausnahme von dreizehn Republikanern. Und daß ich den Franzosen die Wahlfreiheit zurückverschaffen muß gegenüber diesem Gambetta und seinem Gehülfen und Bundesgenossen Garibaldi, ist doch auch ein wunderliches Verhältniß". — Ich sagte: „Ich weiß nicht, ob das beabsichtigt war, aber in Ihrem Protest gegen Gambetta nahm es sich sehr eigen aus, der Gegensatz, wo Sie au nom de la liberté des élections sich verwahrten gegen les dispositions en votre nom pour priver des catégories nombreuses du droit d'être élues. Das könnte wohl auch erwähnt werden"? — „Ja", sagte er, „machen Sie das nur". — „Sie können", fügte er lächelnd hinzu, „auch daran

erinnern: Thiers hat mich nach seinen Verhandlungen mit mir einen liebenswürdigen Barbaren genannt — barbare aimable. Jetzt nennen sie mich in Paris un barbare astutieux, einen verschlagnen Barbaren, und nun werde ich vielleicht der barbare constitutionnel sein".

Ich schalte zum Vergleich hiermit ein Kapitel über andere Bezeichnungen des Fürsten ein, die man in französischen Zeitungen und Büchern der Jahre 1870 bis 1874 fand. Das Verzeichniß stand in einem deutschen Blatte, dessen Namen ich nicht kennen kann, da der an den Ausschnitt geklebte Zettel, der ihn enthielt, abgefallen ist. Es heißt da ungefähr:

* * *

Der Reichskanzler hat dieses Frühjahr (1874) im Reichstage von sich bemerkt, daß er von den Ufern der Garonne bis zur Newa der bestgehaßte Mann Europas sei. Folgendes wird geeignet sein, die Gefühle der Hauptfeinde Bismarcks, der Franzosen, gegen ihn zu kennzeichnen und jene schnell berühmt gewordene Aeußerung zu illustriren. Im Gedankenkreise der Franzosen nimmt der deutsche Reichskanzler etwa dieselbe Stelle ein, wie Hannibal in dem der Römer. War der große Punier die Incarnation alles dessen, was dem Volke der Quiriten widerwärtig und hinderlich sein konnte, der Ausdruck aller Tücken und Ränke, so waltet zwischen den heutigen Franzosen und Bismarck ganz dasselbe Verhältniß ob. Sein Name ist zum Popanz Frankreichs geworden, gerade so wie das Hannibal ante portas der Schrecken Roms war. Wo immer in der Welt sich etwas ereignet, das den Franzosen wider den Strich geht, da ist Bismarck der Anstifter; unbewußt dichtet man dem so aufrichtig gehaßten Manne auf diese Weise Eigenschaften an, die keinem menschlichen Wesen zukommen: Allgegenwart, Allwissenheit, Allmacht. Den Aus-

brüchen des Hasses ist indessen stets ein gutes Theil unwillkürlicher Bewunderung beigemischt; wie Bileam müssen die Franzosen mitunter segnen, während sie fluchen wollen. In der französischen Presse läßt sich diese Erscheinung mit ziemlicher Genauigkeit verfolgen. Gewöhnlich sprechen die französischen Blätter von dem Reichskanzler, wenn sie keinen Spahn mit ihm haben, schlechtweg als von Monsieur de Bismarck. Doch ignoriren sie die Standeserhöhung, die ihm zu Theil geworden, nicht immer; bisweilen, doch nicht sehr häufig, haben sie es auch mit dem Prince de Bismarck zu thun. Der Titel Fürst erinnert sie schon an die Verdienste, durch die er erworben wurde, und die mit der Zurückweisung des französischen Uebermuthes und der Schwächung der Angriffskraft Frankreichs zusammenfielen. Seiner amtlichen Stellung nach ist er seinen Freunden westlich von den Vogesen Chancelier, welcher Bezeichnung in der Regel irgend ein Beiwort wie Prince Chancelier, illustre Chancelier, Archi-Chancelier oder Grand-Chancelier hinzugefügt wird. In Betreff seiner politischen Richtung sind die Franzosen nicht einer und derselben Meinung, sie huldigen vielmehr in dieser Beziehung sehr verschiedenen Ansichten. Bald nennen ihn die Blätter le défenseur des idées aristocratiques, bald le champion du Liberalisme moderne et de la raison humaine oder auch l'apôtre du Liberalisme. In den französischen Zeitungen, die eine freisinnige Richtung verfolgen, gehen diese Bezeichnungen, die in Bismarck zwei Seelen voraussetzen, einträchtig neben einander her. Die legitimistischen und klerikalen drücken sich folgerichtiger aus, bei ihnen ist und bleibt er ce revolutionnaire. Die hohen staatsmännischen Eigenschaften des Reichskanzlers werden auch von den Franzosen in ihrem vollen Umfange anerkannt. In diplomatischer Hinsicht ist er l'illustre diplomat, l'homme de Biarritz, was einen großartigen Erfolg bezeichnen soll wie l'homme de

Sedan eine ungeheure Niederlage. Er ist habile, le Passe partout, la Main partout. Il voit dans les plus petites causes les moyens d'arriver à son but. Gedenkt man der Politik, mit welcher der Reichskanzler Frankreich besiegte, so wird von ihm gesagt: Il profite de nos embarras avec une science admirable; toujours il se fait adroitement valoir. Dem armen harmlosen Frankreich gegenüber, das niemand das Wasser getrübt hat, das den Frieden liebt, gar keinen andern Anspruch erhebt, als in Ruhe leben und gedeihen zu können, ist er l'implacable chancelier Allemand. Für die innere und äußere Politik Bismarcks gilt das Wort, das man der Fortschrittspartei nachbetet: l'homme de la force primant le droit. Wie die deutschen demokratischen Zeitungen, so reden auch die französischen Blätter von ihr als von einer Politik des Blutes und Eisens. Er ist l'auteur célèbre de cette politique de fer et de sang. Dann ist er wieder le macchiavèllique chancelier. Daneben wird er als l'homme des nobles moeurs et de la crainte de Dieu bezeichnet, was eine Ironie sein soll. Wie bekannt, wird dieser Ausdruck eigentlich nur vom Lande Preußen gebraucht, aber in der Anschauung der Franzosen ist in Bismarck das Land zum Menschen geworden, der Kanzler ist die Zusammenfassung der Eigenschaften Preußens, dessen Typus und Quinteſſenz, le grand homme Prussien, le Grand-Prussien. Der letztere Ausdruck ist eine Erfindung des Journals „l'Union" und offenbar dem Großtürken nach gebildet. Denn Bismarck ist den französischen Ultramontanen noch mehr oder weniger als der Türke, er ist ihnen die Verkörperung des bösen Prinzips selbst, der Antichrist, er ist Beelzebuth, was die klerikale „Revue de la Presse" endeckt zu haben sich rühmen kann. Mit schlecht verfehlter Mißgunst und Eifersucht nennt ihn ferner der „Constitutionnel" le pivot de la société, die Angel, um die sich die ganze heutige Gesellschaft dreht. Wollen die Franzosen

die großartigen Erfolge Bismarcks in ein Wort zusammenfassen, so heißt er ihnen bezeichnender Weise nicht etwa le vainqueur de Sedan oder ähnlich, sondern le vainqueur de Sadowa. Seine Siege über Frankreich werden ignorirt, existiren als solche gar nicht, waren näher betrachtet nur Verrätherereien des Kaisers Napoleon und seiner Generale. Dafür müssen die guten Oesterreicher herhalten, die nicht unüberwindlich waren wie die Franzosen. Um die Großthaten Bismarcks zu erklären, giebt man ihm den Ehrentitel le Richelieu de la Prusse, was in französischem Munde den Inbegriff aller staatsmännischen und diplomatischen Fähigkeiten bedeutet. Andere wieder können ihn nicht so hoch stellen; er wird um Einen heruntergesetzt und heißt blos noch Polignac en politique, aber freilich Polignac réussi, l'audacieux et puissant ministre. Die Schöpfung Bismarcks, das neue deutsche Reich endlich ist der klericalen Presse Frankreichs l'empire athée de Monsieur de Bismarck — natürlich; denn was konnte man Anderes von Beelzebuth erwarten? Ihren Zweifel an der Dauer dieser Schöpfung drücken die Franzosen mit den Worten aus: il est un terrible joueur, und daß die Gründung des deutschen Reiches in ihren Augen eigentlich nichts Besonderes ist, bekunden sie mit dem Ausdruck: Bismarck n'est qu'un copiste.

* * *

Ich kehre zu dem zurück, was das Tagebuch von den Vorkommnissen des 4. Februar 1871 in Versailles verzeichnet.

Der Chef hatte diesen Morgen mehr Zeit und Interesse für die Presse als in den letzten Tagen. Ich wurde vor der Mittagsstunde sechsmal zu ihm geholt. Das eine Mal gab er mir eine französische Lügenbroschüre: „La guerre comme la font les Prussiens", und bemerkte dazu: „Ich möcht' Sie bitten,

nach Berlin zu schreiben, sie sollen etwas Aehnliches in unserm Sinne zusammenstellen lassen, mit Anführung aller Grausamkeiten, Barbareien und Conventionsbrüche der Franzosen. Aber nicht zu dick, sonst liest sie niemand, und es muß rasch geschehen". Das andere Mal handelte sichs um mehrere Zeitungsausschnitte „zur Sammlung". Wieder ein andres Mal zeigte er mir ein kleines Blatt, herausgegeben von einem gewissen Armand le Chevalier, 61. Rue Richelieu und vorn mit einem Porträt des Reichskanzlers in Holzschnitt bedruckt, und sagte: „Sehen Sie mal, da empfiehlt Einer mit Beziehung auf das Blindsche Attentat, mich zu ermorden, und giebt gleich mein Porträt dazu — wie die Photographie der Franctireurs. Sie wissen, in den Wäldern der Ardennen hat man in den Taschen der Franctireurs Photographien unsrer Holzläufer gefunden, die sie erschießen sollten. Zum Glück wird man hier nicht behaupten können, mein Bild wäre besonders getroffen — auch die Lebensbeschreibung nicht. Diese Stelle (er las sie vor und gab mir dann das Blatt mit) soll mit Nutzanwendung in die Presse gebracht werden und dann in die Broschüre kommen".

Schließlich gab er mir noch einige französische Zeitungen, indem er sagte: „Da, sehen Sie nach, ob was drin ist für mich oder den König. Ich will machen, daß ich fortkomme; denn sonst überfallen mich die aus Paris wieder".

In dem Blatte des Monsieur Chevalier wird in der That von einem gewissen Ferragus mit ziemlich dürren Worten gesagt, daß Frankreich eine Ermordung des Chefs beifällig begrüßen werde, obwohl er eigentlich ein Wohlthäter der Franzosen sei. Der Verfasser, dessen Stil nach der Schule Victor Hugos schmeckt, sagt u. A.:

„Bismarck hat Frankreich vielleicht mehr Dienste geleistet als Deutschland. Er hat an einer falschen Einheit seines Landes

gearbeitet, aber er hat sehr wirksam an der Wiedergeburt des unsrigen gearbeitet. Er hat uns vom Kaiserthume befreit. Er hat uns die Thatkraft, den Haß des Fremden, die Liebe zum heimischen Boden, die Geringachtung des Lebens, die Opferwilligkeit, kurz, alle die Tugenden wiedergegeben, die Bonaparte in uns vergiftet hatte. Ehre daher diesem grimmigen Feinde, der uns rettet, indem er uns verderben will! Er beabsichtigt uns zu tödten, und er ruft uns zur Unsterblichkeit, und zu gleicher Zeit verleiht er unserm irdischen Leben Schwung. Das Blut, das er vergießt, befruchtet das Vaterland, die Zweige, die er abhaut, lassen den Baum sich mit mehr Saft füllen. Ihr werdet sehen, wie wir größer werden, wenn wir aus dieser furchtbaren aber heilsamen Umstrickung herauskommen. Wir haben zwanzig Jahre des Vergessens unserer Pflicht, der Schwelgerei, des Knechtsinnes zu büßen. Die Heimsuchung ist grausam, aber das Ergebniß wird glorreich sein, ich weise zum Zeugniß dessen auf die mannhafte Haltung von Paris und auf den Hunger nach Gerechtigkeit und Ehre hin, welcher unsere Brust schwellt. Wenn man heutzutage vor dem Opernhause vorbeigeht, fühlt man sich von Scham ergriffen. Diese Nacktheiten, welche die kaiserliche Sonne so hell erleuchtete, verletzen die Schamhaftigkeit der Republik, man wendet sich ab von diesem symbolischen Denkmal eines andern Zeitalters, einer andern Stufe der Gesittung. Bismarck hat uns diesen Puritanerstolz gegeben. Danken wir ihm dafür nicht, und zahlen wir ihm mit männlichem Hasse diese unfreiwillige Wohlthat eines Menschen heim, der mächtiger im Zerstören als im Gründen, leichter verwünscht als mit Beifall begrüßt ist. Preußen hat aus ihm seinen großen Mann gemacht, aber am 8. Mai 1866 bedauerte das ganze Land gerührt das Loos eines jugendlichen Fanatikers, eines Studenten, der, in Bismarck einen Feind

der Freiheit ahnend, fünf Revolverschüsse auf ihn abgefeuert hatte.

Bind (der Verfasser nennt den Stiefsohn Blinds auch weiterhin so) gehört zu jener Klasse begeisterter Leute, zu der Karl Sand, der Mörder Kotzebues, Stapß, der Napoleon in Schönbrunn erdolchen wollte, und Oskar Becker, der Urheber des Attentats auf den König von Preußen, zählten. Bind täuschte sich nicht, wenn er sich eine römische Seele zutraute; denn er verhielt sich nach seiner Verhaftung stoisch, und er öffnete sich die Schlagader des Halses, um dem Scharfrichter ein Opfer zu rauben.

Wenn wir nun heute hörten, daß ein glücklicheres Attentat auf Bismarck unternommen worden wäre, würde dann Frankreich den Edelmuth haben, nicht Beifall zu klatschen? So viel ist sicher, daß diese furchtbare Frage des Mordes aus politischen Gründen bis zu dem Augenblicke, wo sie mit der Todesstrafe und dem Kriege aus dem Gewissen der Völker ausgerottet ist, immer eine Frage der relativen Moral sein wird.

Man würde heutigen Tags, im October 1870, einen Mann, den man noch vor einigen Monaten als gemeinen Meuchelmörder gebrandmarkt hätte, als Heiland begrüßen — gewiß ein schönes Zeichen der Wiedergeburt, die sich nach den Anfangsworten des Artikels mit Frankreich vollzogen haben soll, und des Hungers nach Gerechtigkeit und Ehre, von dem der Verfasser die Brust seiner Landsleute schwellen sieht.

Der Chef ritt schon um ein Uhr weg, wurde aber von Favre, der inzwischen angekommen war, doch noch „überfallen“ und arbeitete dann mit ihm oben im kleinen Salon.

Bei Tische waren Fürst Putbus und Graf Lehndorff zugegen. Der Chef erzählte zunächst, wie er auch Favre auf den wunderlichen Fall aufmerksam gemacht habe, daß er, der für despotisch und tyrannisch verschriene Graf von Bismarck, im

Namen der Freiheit gegen die Proclamation Gambettas, des Advocaten der Freiheit, der viele Hunderte seiner Landsleute der Wählbarkeit und alle der Wahlfreiheit berauben gewollt, habe protestiren müssen, und setzt dann hinzu, Favre habe das mit einem „oui, c'est bien drôle“ anerkannt. Uebrigens sei die Beschränkung der Wahlfreiheit, die jener verfügt, von dem Pariser Theile der französischen Regierung nunmehr zurückgewiesen und aufgehoben. „Er hat mir das heute morgen schriftlich (durch den Brief, den die Nationalgarde-Offiziere brachten) angekündigt und vorhin mündlich versichert“, sagte er.

Man erwähnte dann, daß mehrere deutsche Blätter mit der Kapitulation unzufrieden seien, indem sie sofortigen Einmarsch unserer Truppen in Paris erwartet hätten. Der Chef bemerkte dazu: „Das beruht auf vollständiger Unkenntniß der Lage hier vor und in Paris. Bei Favre hätte ich's durchsetzen können, aber die Bevölkerung. Sie hatten gewaltige Barrikaden und dreimalhunderttausend Mann, von denen gewiß hunderttausend gekämpft hätten. Es ist Blut genug geflossen — deutsches — in diesem Kriege. Hätten wir Gewalt brauchen wollen, so wäre noch viel mehr vergossen worden bei der Erhitzung der Bevölkerung drin. Und blos um ihnen noch eine Demüthigung zuzufügen, das wäre zu theuer gekauft“. — Nach einigem Nachsinnen fuhr er fort: „Und wer sagt ihnen denn, daß wir nicht noch einziehen und einen Theil von Paris selbst besetzen? Oder wenigstens Durchzug, wenn sie sich abgekühlt und Vernunft angenommen haben. Der Waffenstillstand wird vermuthlich verlängert werden müssen, und dann können wir für unsere Bereitwilligkeit dazu Besetzung von Paris auf dem rechten Ufer verlangen. Ich denke mir, daß wir in etwa drei Wochen drin sein werden“. — „Den Vierundzwanzigsten“ — er sann nach — „ja, ein Vierund-

zwanzigster war's, wo die Verfassung des Norddeutschen Bundes veröffentlicht wurde. Es war für den 24. Februar 1859, wo wir in Frankfurt eine besonders niederträchtige Geschichte erlebt hatten. Ich sagte ihnen damals, das wird euch vergolten werden. Ihr werdet schon sehen. Exoriare aliquis — Es thut mir nur leid, daß der württembergische (Bundestagsgesandte), der alte Reinhart, das nicht erlebt hat. Aber Prokesch hat's erlebt, und das freut mich, das war der Schlimmste. Der ist jetzt ganz einverstanden mit uns, lobt die energische und geistreiche Politik Preußens und hat (hier lächelte der Minister spöttisch) das Zusammengehen mit uns immer empfohlen oder schon lange".

Der Chef erwähnte dann, daß er heute auf dem Mont Valérien gewesen. „Ich war früher nie dort", sagte er, „und wenn man die starken Werke und die vielen Vorrichtungen zur Vertheidigung sieht, — da hätten wir bei einem Sturme doch eine Menge Leute liegen lassen sollen; man darf gar nicht daran denken".

Er theilte uns darauf mit, daß Favre heute auch deshalb herausgekommen sei, um ihn zu bitten, die Massen von Landleuten aus Paris herauszulassen, die sich im September in die Stadt geflüchtet. Es wären meist Leute aus der Banlieue, und es müßten gegen dreimalhunderttausend sein. „Ich schlug es ihm ab", fuhr er fort, „indem ich ihm erwiderte: unsere Soldaten haben ihre Häuser inne, und wenn die Besitzer nun herauskommen und sehen, wie ihr Eigenthum mitgenommen und verwüstet ist, so werden sie wüthend werden, was ich ihnen gar nicht verdenken kann, und es unsern Leuten zur Last legen, und das könnte dann bedenkliche Schlägereien zur Folge haben und vielleicht noch Schlimmeres". Er kam dann wieder auf seinen Ausflug nach Saint Cloud und Suresnes zurück und

erzählte u. A.: „Wie ich mir die Brandstelle des Schlosses besah und mich in Gedanken erging über den Zustand des Zimmers, wo ich mit dem Kaiser gespeist hatte, da war ein wohlgekleideter Herr dort, der sich von einem Blousenmanne herumführen ließ — vielleicht aus Paris herausgekommen. Ich konnte deutlich verstehen, was sie redeten; denn sie sprachen laut, und ich habe ein gutes Gehör. ‚C'est l'oeuvre de Bismarck', sagte der in der Blouse. Der Andere aber erwiderte blos: ‚C'est la guerre'. Wenn die gewußt hätten, daß ichs gehört hatte".

Graf Bismarck-Bohlen berichtete dann, daß die Landwehr irgendwo hier herum einen Franzosen, der sich widersetzt und mit dem Federmesser nach einem Offizier gestochen, fünfundsiebzig Hiebe mit der flachen Klinge aufgezählt habe. — „Fünfundsiebzig", sagte der Chef, „hm, das ist denn doch zu viel". Jemand erzählte Aehnliches aus der Gegend von Meaux, wo die Soldaten, als Graf Herbert neulich da vorbeigekommen, einen Müller, der auf den Grafen Bismarck geschimpft und den Wunsch geäußert, ihn zwischen zwei Mühlsteinen zu haben, hingelegt und so fürchterlich zerprügelt hätten, daß er sich ein paar Stunden lang nicht hätte rühren können.

Man erwähnte dann die Wahlprogramme, mit denen die Candidaten für die Nationalversammlung sich an den Ecken den lieben Mitbürgern empfehlen. Es wurde Einiges daraus angeführt und im Allgemeinen bemerkt, daß sie noch sehr auf dem hohen Pferde säßen und in Bordeaux großartige Dinge zu leisten versprächen. „Ja", sagte der Chef, „das glaube ich wohl. Auch Favre versuchte es noch ein paar Mal mit dem hohen Kothurne. Aber es dauerte nicht lange. Ich brachte ihn immer mit einem leichten Scherze herunter".

Jemand gedachte der Rede, die Klaczko am 30. Januar

in der Reichsraths-Delegation gegen ein Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen gehalten, und der Enthüllung Giskras, die in der Morgenausgabe der „Nationalzeitung" vom 2. Februar steht. Letzterer hat gesagt, Bismarck habe ihn von Brünn mit Friedensvorschlägen nach Wien geschickt, die auf Folgendes hinausgelaufen seien: Abgesehen von Venetien Statusquo vor dem Kriege, Maingrenze der preußischen Hegemonie, keine Kriegskosten, aber Fernhaltung der Vermittelung Frankreichs beim Friedensschluß. Giskra habe den Baron Herring damit nach Wien gesandt, der sei aber von Moritz Esterhazy kühl empfangen und nach sechzehnstündigem Warten ausweichend beschieden worden. Nach Nicolsburg gereist, habe er dort schon Benedetti getroffen und die Antwort erhalten: „Sie kommen zu spät". Oesterreich kostete somit, wie Giskra hervorhebt, die französische Vermittelung dreißig Millionen Kriegsentschädigung. — Man bemerkte, Preußen hätte den Oesterreichern damals wohl mehr abnehmen können, auch Land, z. B. Oesterreichisch Schlesien, vielleicht Böhmen. Der Chef erwiderte: „Das ist möglich. Geld — was konnten die denn mehr geben! Böhmen wäre schon etwas gewesen, und es gab Leute, die daran dachten. Aber wir hätten uns damit Verlegenheiten aufgeladen, und Oesterreichisch Schlesien war für uns nicht viel werth. Gerade dort sind die Sympathien für das Kaiserhaus und die Zugehörigkeit zu Oesterreich größer wie anderswo. — Man muß sich bei solchen Sachen fragen, was man braucht, nicht, was man kriegen kann.

Hieran anknüpfend fuhr er fort, in Nicolsburg wäre er einmal in Civil ausgegangen, und da hätte er zwei Gendarmen getroffen, die einen Mann arretirt. „Ich fragte, was er verbrochen hätte, bekam aber als Civilist natürlich gar keine Antwort", sagte er. „Da erkundigte ich mich bei ihm selber,

und er sagte mir, es wäre, weil er sich über den Grafen Bismarck unehrerbietig geäußert hätte. Beinahe hätten sie mich auch mit fortgenommen, weil ich sagte, das hätten wohl Viele gethan". — „Das erinnert mich daran, daß ich mir einmal selbst ein Hoch habe ausbringen müssen. Es war Sechsundsechzig, nach dem Einzuge der Truppen, Abends. Ich war gerade krank, und meine Frau wollte mich nicht ausgehen lassen. Ich ging aber doch — heimlich — und wie ich beim Palais des Prinzen Karl wieder über die Straße will, ist da ein großer Haufen Menschen beisammen, der mir eine Ovation bringen will. Ich war in Civil und muß ihnen mit meinem breiten Hute, den ich in die Stirn gedrückt hatte, ich weiß nicht wessen, verdächtig vorgekommen sein, und welche machten eine feindliche Miene, sodaß ich's für das Beste hielt, in ihr Hurrah einzustimmen".

Von acht Uhr an Concepte und Eingänge gelesen, darunter Favres Antwort auf die Anfrage des Chefs in Sachen des Gambettaschen Wahlmanövers. Es heißt darin:

„Sie haben recht, an meine Rechtlichkeit zu appelliren, Sie werden mich nie gegen sie fehlen sehen. Es ist vollkommen richtig, daß Ew. Excellenz lebhaft in mich drangen, als einzig mögliches Auskunftsmittel die Vereinigung des ehemaligen Gesetzgebenden Körpers anzunehmen. Ich habe dieselbe aus mehreren Gründen, an die zu erinnern nutzlos ist, die Sie aber gewiß nicht vergessen haben, zurückgewiesen. Auf die Einwendungen Ew. Excellenz habe ich geantwortet, daß ich meines Landes genügend sicher zu sein glaube, um behaupten zu können, daß es nur freie Wahlen will, und daß das Princip der Volkssouveränetät seine einzige Zuflucht ist. Das wird genügen, Ihnen zu sagen, daß ich die Einschränkung, die dem Stimmrechte der Wähler auferlegt worden ist, nicht zugeben kann.

Ich habe das System der offiziellen Kandidaturen nicht bekämpft, um es zum Vortheil der gegenwärtigen Regierung wieder einzuführen. Ew. Excellenz können also sicher sein, daß, wenn das Decret, von dem Sie mir sprechen, von der Delegation zu Bordeaux erlassen worden ist, es von der Regierung der nationalen Vertheidigung widerrufen werden wird. Ich verlange zu dem Zwecke nur die Möglichkeit, mir den amtlichen Beweis für die Existenz dieses Decrets zu verschaffen, was durch ein Telegramm geschehen kann, das noch heute abgehen soll. Es giebt also zwischen uns keine Meinungsverschiedenheit, und wir müssen der Eine wie der Andere zur festen Ausführung der von uns unterzeichneten Convention zusammenwirken".

Um neun Uhr zum Chef gerufen, der einen Artikel über das Thema will, daß der Einzug unsrer Truppen jetzt unpraktisch, aber späterhin möglich. Es war eine Beurtheilung des Waffenstillstandes in der „Nationalzeitung", die dazu aufforderte. Es hieß da zu Anfang: „Wie ein Krieg jederzeit an Ueberraschungen reich und unergründlich ist, so sehen wir denn jetzt auch den Fall von Paris, dieses große Ereigniß, bei seinem endlichen Eintreten von unvermutheten Umständen begleitet. Nicht nur in Deutschland hatten die Meisten angenommen, daß eines Tages unsere Heere mit Glanz ihren Einzug halten würden durch die geöffneten Thore der feindlichen Hauptstadt; auch diese tapfern Heere selbst hatten auf diese verdiente und kriegsmäßige Genugthuung gerechnet. Sie begnügen sich jetzt statt dessen mit der Besetzung der Außenwerke und blicken von da hinunter auf die bezwungene Stadt, in welcher alle Soldaten der Linie und der Mobilgarde bis auf zwölftausend Mann die Waffen strecken und als Gefangne bleiben". — „Diese Uebereinkunft von Versailles scheint äußerlich nicht nur weniger glänzend, es scheint auch unsere Errungenschaft

weniger vollständig zu sein, als wenn wir sofort mit dem Einzuge in die Stadt Verfügung über alle ihre Kriegsmittel erlangt hätten". — Weiterhin wurde behauptet: „Im November dachte Favre an Krieg, im Januar an Frieden". Dagegen ist zu sagen: „Einzug mit Glanz" — es würde ein Einzug über Barrikaden gewesen sein. Der Wunsch danach verkennt die Lage der Dinge vollständig, er weiß nichts von dem, was unter den obwaltenden Umständen möglich, ja wahrscheinlich ist. Die französische Regierung würde vermuthlich auf eine Besetzung von Paris durch unsre Truppen eingegangen sein, wenn wir darauf gedrungen hätten; ein sehr großer Theil der Bevölkerung aber würde sich uns in ihrer gegenwärtigen Erhitzung mit den Waffen entgegengestellt haben, und so hätte uns der Einzug wieder Blut gekostet, während dessen in diesem Kriege wahrlich bereits genug geflossen ist. Warten wir eine Weile, bis die Umstände sich geändert haben, bis man in Paris kühler geworden ist. Der Einzug mit Glanz, die Besetzung eines Theils von Paris ist durch die Convention vom 28. Januar keineswegs ausgeschlossen, sie ist in ihr sogar angedeutet. Artikel 4 sagt nur: „Während des Waffenstillstands wird das deutsche Heer Paris nicht betreten". Der Waffenstillstand wird aller Wahrscheinlichkeit nach verlängert werden müssen, und dabei läßt sich als Gegenleistung für unsere Einwilligung die Bedingung stellen, daß wir in Paris einrücken, und Dieß wird dann, in etwa drei Wochen, ohne Kampf und Verlust auf unsrer Seite ausgeführt werden können. Die Nationalgarde wird ebenfalls aufgelöst und reorganisirt werden, aber allmählich, durch die französische Regierung. Wir können dazu nichts thun, haben nicht regieren zu helfen. Ueber den Frieden zu verhandeln hat Favre mit dem Bemerken abgelehnt, daß die Volksvertretung dazu allein competent sei.

Später nochmals zum Chef gerufen. — Ein Artikel der „Volkszeitung“ aus Köln zeigt, daß die Ultramontanen den Führern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins Geldunterstützung angeboten haben, wenn sie für die Wahl klerikaler Kandidaten wirken wollten. Wir werden uns das merken und gelegentlich in der Presse von einer Partei Savigny-Bebel oder von der Fraction Liebknecht-Savigny sprechen.

5. Februar, Sonnabend. Lauer Tag, der Frühling scheint schon im Anzuge zu sein. Früh fleißig gearbeitet. Bei Tische sind Favre, d'Hérisson und der Director der Westbahn, ein behaglich lächelndes breites Gesicht, dem Anschein nach etwa sechsunddreißig Jahre alt, Gäste des Chefs. Favre, der obenan sitzt, sieht sorgenvoll, mitgenommen und niedergeschlagen aus, läßt den Kopf auf die Seite oder zur Abwechslung auf die Brust hängen, desgleichen die Unterlippe, und hat, wenn er nicht ißt, die Hände auf dem Tischtuch übereinandergelegt, Zeichen der Ergebung in den Willen des Schicksals, oder die Arme à la Napoléon premier gekreuzt, Zeichen, daß er bei näherer Betrachtung der Sachlage sich doch noch fühlt. Der Chef spricht während des Essens nur französisch und meist mit gedämpfter Stimme, und ich bin zu abgespannt, um ihm dabei gehörig folgen zu können.

Abends mehrmals zum Chef geholt und Verschiedenes in die Presse gebracht. Die vier Mitglieder der Delegation in Bordeaux haben, wie telegraphisch gemeldet wird, eine Bekanntmachung erlassen, in der sie die Gambettasche Verfügung in Betreff der Wahlen aufrecht erhalten. Es heißt darin, das Mitglied der Pariser Regierung Jules Simon habe in Bordeaux die Anzeige eines Wahldecrets überbracht, welches mit dem von Seiten der Regierung in Bordeaux erlassenen nicht übereinstimme. Die Regierung in Paris sei seit vier Monaten eingeschlossen

und von jeder Verbindung mit der öffentlichen Meinung abgeschnitten, und noch mehr, sie befinde sich gegenwärtig im Zustande der Kriegsgefangenschaft. Nichts spreche gegen die Annahme, daß sie, besser unterrichtet, in Uebereinstimmung mit der Regierung in Bordeaux gehandelt haben würde, ebenso wenig aber sei erwiesen, daß sie, als sie Jules Simon im Allgemeinen den Auftrag zur Vornahme der Wahlen ertheilt, in unbedingter und verletzender Weise sich gegen die Nichtwählbarkeit gewisser Personen habe entscheiden wollen. So aber halte die Regierung zu Bordeaux sich für verpflichtet, bei ihrem Wahldecrete zu bleiben, trotz der Einmischung des Grafen Bismarck in die innern Angelegenheiten des Landes, sie halte es aufrecht im Namen der Ehre und der Interessen Frankreichs.

Damit ist der helle Zwiespalt ins feindliche Lager geworfen worden, und Gambettas Rücktritt kann jede Stunde erwartet werden. Die Pariser Regierung hat in einer Proclamation an die Franzosen vom 4., die im „Journal Officiel“ steht, und die wir im „Moniteur“ abdrucken werden, Gambetta mit dürren Worten als „ungerecht und tollkühn“ (si injuste et si téméraire) bezeichnet und dann erklärt: „Wir haben Frankreich zur freien Wahl einer Versammlung aufgerufen, die in dieser äußersten Krisis ihre Willensmeinung zu erkennen geben wird. Wir erkennen niemand das Recht zu, ihm eine solche aufzunöthigen, sei es für den Frieden, sei es für den Krieg. Eine Nation, die von einem mächtigen Feinde angegriffen wird, kämpft bis zum Aeußersten, sie bleibt aber immer Richterin über die Stunde, wo der Widerstand möglich zu sein aufhört. Das wird also das Land sagen, wenn es über sein Schicksal befragt wird. Damit sein Wille sich Allen als geachtetes Gesetz auflege, bedarf es des souveränen Ausdrucks der freien Abstimmung Aller. Nun aber geben wir nicht zu, daß man dieser Abstimmung willkürliche Schranken

setzen kann. Wir haben das Kaiserthum und seine Praktiken bekämpft, wir beabsichtigen nicht, wieder damit anzufangen, indem wir auf dem Wege von Ausschließungen offizielle Kandidaturen einführen. Nichts ist wahrer, als daß große Fehler begangen worden sind, und daß daraus schwere Verantwortlichkeiten sich ergeben, aber das Unglück des Vaterlandes läßt alles das unter sein Niveau verschwinden, und übrigens würden wir, wenn wir uns zu der Rolle von Parteimännern erniedrigten, um unsere früheren Gegner in die Acht zu erklären, uns den Schmerz und die Schande zuziehen, diejenigen zu schlagen, die an unsrer Seite kämpfen ,und ihr Blut vergießen. Sich in dem Augenblicke, wo der Feind in Massen auf unserem mit Blut getränkten Boden steht, der vergangnen Zwistigkeiten erinnern, heißt das große Werk der Befreiung des Vaterlands durch seine Nachträglichkeit verkleinern. Wir stellen die Grundsätze über diese Mittel. Wir wollen nicht, daß die erste Verfügung zur Einberufung der republikanischen Versammlung im Jahre 1871 eine Handlung der Geringschätzung der Wähler sei. Ihnen gebührt die höchste Entscheidung, mögen sie dieselben ohne Schwäche abgeben, und das Vaterland wird gerettet werden können. Die Regierung der nationalen Vertheidigung verwirft also das ungesetzlich erlassene Decret der Delegation von Bordeaux und erklärt es, wo nöthig für null und nichtig, und sie ruft die Franzosen ohne Unterschiede auf, für Repräsentanten ihre Stimme abzugeben, welche ihnen am Würdigsten erscheinen, Frankreich zu vertheidigen".

Zu gleicher Zeit bringt das „Journal Officiel" von heute folgende Verfügung: „Die Regierung der nationalen Vertheidigung verfügt in Anbetracht eines vom 31. Januar datirten, von der Delegation in Bordeaux ausgegangenen Decrets, durch welches verschiedene Kategorien von Bürgern, die nach dem

Wortlaute der Regierungserlasse vom 29. Januar 1871 wählbar sind, für nicht wählbar erklärt werden, Folgendes: Das oben erwähnte, von der Regierungsdelegation erlassene Decret ist annullirt. Die Decrete vom 29. Januar 1871 bleiben ihrem ganzen Inhalte nach in Kraft".

Die „Kölnische Zeitung" hat sich, allerdings mit einigen Verwahrungen, zum Organ von Klagen über die angebliche Verwüstung der französischen Wälder durch unsere Beamten gemacht. Sie könnte, sollte man meinen, etwas Besseres thun, als sich sorgen, ob wir die Staatsforsten Frankreichs nach richtigem System ausbeuten. Wir verfahren nach forstwissenschaftlichen Grundsätzen, wenn auch nicht nach dem französischen Hausystem. Uebrigens aber wäre die rücksichtsloseste Ausnutzung dieser Hülfsquelle des Feindes erlaubt, weil er dadurch eher geneigt werden würde, mit uns Frieden zu schließen.

Sehr anerkennenswerth ist das Verhalten des Herzogs von Meiningen. Er ist, statt in Versailles sitzen zu bleiben, der Ruhe zu pflegen, und zuweilen aus sicherer Ferne das Schauspiel eines Treffens zu genießen, seinem Regimente in dem von Prinz Albrecht geführten Truppencorps gefolgt, hat an allen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren desselben theilgenommen und sich vielfach um das Loos seiner Unterthanen verdient gemacht, die in den Reihen des deutschen Heeres für das Vaterland kämpfen.

6. Februar, Montag. Wetter lau. Der Chef will früh einen Artikel gegen Gambetta, der in den „Moniteur" soll, und ich machte folgenden:

„Die Convention vom 28. Januar, abgeschlossen zwischen dem Grafen von Bismarck und Herrn Jules Favre, hat die Hoffnung aller aufrichtigen Freunde des Friedens neu belebt. Seit den Ereignissen des 4. September war der militärischen

Ehre Deutschlands genügend Befriedigung zu Theil geworden, so daß es dem Wunsche Raum geben konnte, mit einer die französische Nation in Wirklichkeit repräsentirenden Regierung in Verhandlungen über einen Frieden einzutreten, der die Früchte des Sieges verbürgte und unsere Zukunft sicher stellte. Als die in Versailles und Paris vertretenen Regierungen sich endlich über einen Vertrag verständigen konnten, der nach der zwingenden Gewalt der Thatsachen bestimmt war, Frankreich sich selbst wiederzugeben, waren sie zu der Erwartung berechtigt, daß diese erste Staffel einer neuen Aera der Beziehungen der beiden Länder untereinander allgemein geachtet werden würde. Die Verfügung des Herrn Gambetta, welche die früheren hohen Beamten und Würdenträger, die Senatoren und offiziellen Kandidaten für nicht wählbar zur Nationalversammlung erklärt, war vielleicht nothwendig, um Frankreich die ganze Tiefe des Abgrundes zu zeigen, der sich vor ihm geöffnet, seit die Dictatur, das kostbarste Blut Frankreichs opfernd, sich geweigert hatte, die Vertretung der Nation in regelmäßiger Weise zusammen zu berufen.

Der Artikel 2 der Convention vom 28. Januar besagt im Wortlaute: ‚Der so vereinbarte Waffenstillstand hat den Zweck, der Regierung der nationalen Vertheidigung die Zusammenberufung einer freigewählten Versammlung zu erlauben, die sich über die Frage aussprechen wird, ob der Krieg fortgesetzt oder ob und unter welchen Bedingungen der Friede abgeschlossen werden soll. Die Versammlung wird in der Stadt Bordeaux zusammentreten. Die Befehlshaber der deutschen Armeen werden für die Wahl und den Zusammentritt der Abgeordneten, aus denen sie bestehen wird, alle Erleichterungen gewähren'.

Aus dieser Bestimmung ergiebt sich klar und deutlich, daß die Freiheit der Wahlen eine der Bedingungen der Convention

selbst ist, und es würde ganz und gar unzulässig sein, wenn man sich der andern Vortheile, die sie einschließt, bemächtigen und zu gleicher Zeit den Kreis der Bedingungen verengern wollte, deren Gesammtheit allein die Elemente der Versöhnung enthält. Indem Deutschland die Hand zu den Wahlen bot, hat es nur die in Frankreich vorhandenen Gesetze, nicht aber die Laune und das Belieben dieses oder jenes Volkstribuns im Auge gehabt. Auf diese Art wäre es ganz ebenso leicht, in Bordeaux ein Rumpfparlament zusammenzuberufen und sich daraus ein Werkzeug zu machen, mit dem sich die andere Hälfte Frankreichs schlagen ließe. Wir sind von vorn herein überzeugt, daß alle ehrlichen und aufrichtigen Vaterlandsfreunde in Frankreich gegen den alles gesunden Menschenverstandes baaren Willküract Einspruch thun werden, welchen die Delegation von Bordeaux begangen hat. Wenn dieser Act irgendwelche Aussicht hätte, die anarchischen Parteien um sich zu schaaren, welche die Dictatur dulden, soweit sie ihre Lieblingsideen vertritt, so würden unfehlbar die schwersten Verwickelungen die Folge davon sein.

Deutschland hat nicht die Absicht, sich irgendwie in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen; es hat aber durch die Vereinbarung vom 28. Januar das Recht erworben, eine öffentliche Gewalt ernennen zu sehen, welche die Eigenschaften besitzt, die nothwendig sind, wenn im Namen Frankreichs über den Frieden verhandelt werden soll. Wenn man das Recht Deutschlands, mit der gesammten Nation über den Frieden zu unterhandeln, bestreiten, wenn man die Vertretung einer Partei an die Stelle der Vertretung der Nation setzen wollte, so würde man die Vereinbarung über den Waffenstillstand selbst null und nichtig machen. Bereitwillig geben wir zu, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung in Paris die Berechtigung der Beschwerden, welche der Graf von Bis-

marck in seiner Depesche vom 3. Februar erhoben, ohne Verzug anerkannt hat. In edler, vornehmer Sprache hat diese Regierung sich an die französische Nation gewendet, um ihr Rechenschaft über die Schwierigkeit der Lage und über die Anstrengungen abzulegen, die sie gemacht hat, um die letzten Folgen eines unglücklichen Feldzugs zu beschwören. Sie hat zu gleicher Zeit die Verfügung der Delegation von Bordeaux für null und nichtig erklärt. Hoffen wir denn, daß der Versuch des Herrn Gambetta im Lande ohne Widerhall bleiben werde, und daß die Wahlen in vollkommnem Einklang mit dem Geiste und dem Buchstaben der Convention vom 28. Januar stattfinden können".

Später einen zweiten Artikel mit folgendem Gedankengange gemacht: Die Noth kann in Paris noch nicht sehr groß sein, sie kann wenigstens nicht die Gefährlichkeit haben, die man nach Favres Aeußerungen annehmen mußte. Die seit acht Tagen den Parisern aus unsern Vorräthen zur Verfügung gestellten Lebensmittel sind von ihnen noch gar nicht benutzt worden. Wie General von Stosch berichtet, ist noch kein Pfund Mehl oder Fleisch von ihnen abgeholt worden. Dann aber haben sie beträchtliche Vorräthe von Zwieback und Pökelfleisch in den Forts zurückgelassen, als sie dieselben räumten, und Leute von uns, die in Paris gewesen sind, haben dort in dem einen Magazine noch viel Mehl gesehen — auch im Vergleiche mit der Einwohnerzahl war es viel. „Man muß das hervorheben", bemerkte der Chef, „weil die Verproviantirung nur langsam vor sich geht, die betreffenden Befehle einen weiten Weg zu durchlaufen haben vom General bis zur Schildwache".

Um elf Uhr nochmals zu ihm citirt, soll ich Favre gegen gewisse Anklagen der gestrengen Gesinnung vertheidigen, welche einige französische Blätter redigirt. „Die Pariser Journale

machen Favre zum Vorwurf, daß er bei mir gegessen hat", sagte der Chef. „Ich hatte Mühe, ihn dazu zu bringen. Aber es ist doch ganz unbillig, zu verlangen, daß er, nachdem er acht bis zehn Stunden bei mir gearbeitet hat, entweder als gesinnungsvoller Republikaner hungern oder in ein Hotel gehen soll, wo ihm die Leute nachlaufen, als einer bekannten Persönlichkeit, und die Straßenjungen ihn angaffen".

Von zwei bis vier Uhr sind die Franzosen wieder da, sechs oder sieben, darunter Favre und, wenn ich recht hörte, der General Leflô. Bei Tische waren der ältere Sohn des Chefs und Graf Dönhoff als Gäste zugegen.

Abends noch ein Dementi über das aus Berlin stammende Telegramm der „Times" gemacht, nach welchem wir beim Friedensschlusse den Franzosen 20 Panzerschiffe, die Colonie Pondichery und zehn Milliarden Franken an Kriegskosten abverlangen wollen. Ich bezeichnete dasselbe als eine plumpe Erfindung, von der man kaum begriffe, daß sie in England geglaubt worden sei und Besorgniß erregt habe, und deutete auf die Quelle hin, aus der es aller Wahrscheinlichkeit nach geflossen sei — das Gehirn eines unbeholfnen Menschen in der diplomatischen Welt, der uns nicht wohl wolle und gegen uns Ränke spinne. — — —

7. Februar, Dienstag. Laues Wetter, früh Nebel, der sich erst um Mittag verzieht. — — — In Bukarest scheint es mit der Regierung des Fürsten Carol nun wirklich bald ein Ende nehmen zu wollen. In Darmstadt sitzt mit dem Verbleiben Dalwigks die alte reichsfeindliche Gesellschaft noch fest, und die bekannte Kabale spinnt ihre Ränke unbehindert weiter. Aus Bordeaux wird das Erwartete telegraphirt: Gambetta hat gestern den Präfecten durch Rundschreiben angezeigt, daß er infolge der Annullirung seines Wahldecrets durch die Pariser Collegen denselben seinen Rücktritt von der Regierung erklärt

habe — ein gutes Zeichen: er muß keine starke Partei hinter sich wissen, sonst wäre er schwerlich gegangen. In Paris ist die mobilisirte Nationalgarde, die Regimenter von Paris, von der Regierung aufgelöst worden.

Bei Tische sind der General von Alvensleben, Graf Herbert und der Bankier Bleichröder Gäste. Von der Unterhaltung nichts aufzuzeichnen, als daß der Chef mit Alvensleben meist leise spricht. Ich fühle mich abgespannt, wohl wegen nächtlichen Aufbleibens in Angelegenheiten des Tagebuchs. Muß aufhören damit oder kürzer werden. Heute nur noch ein hübscher Nachtrag zur Charakterisirung der Wirksamkeit Gambettas zu notiren. Der „Soir“ meldet, daß einige Tage nach dem letzten Ausfall der Pariser in allen von uns nicht occupirten Gemeinden des Landes auf Befehl des Dictators folgende Depesche öffentlich angeschlagen worden sei:

Dreitägige Schlacht, am 17., 18. und 19., Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Freitag, am letzten Tage, großartiger Ausfall. 200,000 Mann durch Saint Cloud und über die Höhen von Garches, die Truppen von Trochu befehligt. Die Preußen sind aus dem Park von Saint Cloud, wo ein entsetzliches Gemetzel stattgefunden hat, hinausgeworfen worden. Die Franzosen sind bis an die Accisethore von Versailles vorgedrungen. Ergebniß: 20,000 von den Preußen kampfunfähig, alle ihre Werke zerstört, die Kanonen erobert, vernagelt oder in die Seine geworfen. Die Nationalgarde focht in erster Linie“. Wenn Gambetta so von Paris spricht, wo seine Berichte leicht zu controliren sind, was mag er den Leuten erst aus den Provinzen aufgebunden haben!

8. Februar, Mittwoch. Die Luft lau, wie gestern, der Himmel rein und sonnig. Ich werde immer abgespannter, Kopf eingenommen, Schwindel zum Umfallen. Es kann auch

die gewöhnliche Frühjahrsmattigkeit sein. Wollen sie uns möglichst verbeißen. Der Chef ist ungewöhnlich zeitig auf und fährt schon drei Viertel auf zehn Uhr zum Könige. Kurz vor ein Uhr kommt Favre mit einem ganzen Schwarm von Franzosen an, es müssen zehn oder zwölf sein. Er conferirt mit dem Minister, der vorher mit uns frühstückte. Sonst waren noch Dönhoff und der Schwager Hatzfelds, ein Mr. Moulton, dabei, letzterer ein etwas dreister, aber amusanter junger Herr.

Abends ißt der Chef mit seinem Sohne beim Kronprinzen, vorher aber noch eine Weile bei uns. Er bemerkt wieder mit Anerkennung, daß Favre seinen „malitiösen Brief" nicht übel genommen, sondern ihm dafür gedankt, und fügt hinzu, daß er, der Chef, ihm mündlich wiederholt, daß es Pflicht für ihn gewesen, das, was er einrühren geholfen, nun auch mit auszuessen. — Er erwähnte dann, daß heute die Beschaffung der Contribution von Paris besprochen worden, daß sie den größten Theil davon in Banknoten zahlen wollten, und daß wir dabei Verluste haben könnten. „Wie viel das, was sie anbieten, werth ist, weiß ich nicht", sagte er. „Aber jedenfalls wollen sie dabei verdienen. Sie müssen aber alles zahlen, was ausgemacht ist, da lasse ich keinen Franken ab". — Wie er aufstand, um zu gehen, gab er Abeken ein Telegramm auf rosenrothem Papier und sagte: „Dieses ist mir Worscht; ich kann mich ohne Orleans behelfen — und zur Noth auch ohne Louis".

9. Februar, Donnerstag. Heute waren die Pariser einmal nicht da. Früh den Wortlaut der Ansprache gelesen, mit der Gambetta am 6. Nachmittags sich bei den Franzosen verabschiedet hat. Sie lautet:

„Mein Gewissen macht mir's zur Pflicht, auf meine Thätigkeit als Mitglied einer Regierung zu verzichten, mit der

ich mich weder in den Anschauungen noch in den Hoffnungen in Verbindung weiß. Ich habe die Ehre, Euch zu benachrichtigen, daß ich noch heute meine Demission eingereicht habe. Ich danke Euch für den patriotischen und hingebungsvollen Beistand den ich bei Euch immer gefunden habe, als es das Werk, das ich unternommen, zu einem guten Ende zu führen galt, und ich bitte Euch, mich Euch sagen zu lassen, daß meine tief überlegte Ueberzeugung ist, daß wegen der Kürze der Fristen und wegen der ernsten Interessen, die auf dem Spiele stehen, Ihr der Republik einen großen Dienst leisten werdet, wenn Ihr am 8. Februar die Wahlen vornehmen lasset und Euch vorbehaltet, nach dieser Frist solche Beschlüsse zu fassen, wie sie sich für Euch schicken. Ich bitte Euch, den Ausdruck meiner brüderlichen Gefühle zu genehmigen".

Der Chef ritt heute mit Graf Herbert und einem jungen Leutnant von den Garde du Corps, dem Sohne seines Vetters Bismarck-Bohlen (der Generalgouverneur im Elsaß ist), schon vor zwei Uhr weg und kam erst nach fünf Uhr wieder. Aus der Unterhaltung bei Tische, wo jene Beiden zugegen waren, ist Folgendes zu notiren. Der Kanzler bemerkte, indem er wieder von der Pariser Contribution sprach: „Stosch sagte mir, daß er für fünfzig Millionen Banknoten Verwendung habe, in Zahlungen innerhalb Frankreichs für Proviant und dergleichen Dinge. Aber die andern hundertundfünfzig, da müssen wir ordentlich gedeckt sein". — Zuletzt äußerte er mit Beziehung auf die Fabel, wir trachteten nach dem Besitz von Pondichery, nachdem er andere Gründe für die Ungeschicktheit der Erfindung angeführt hatte: „Ich will auch gar keine Colonien. Die sind blos zu Versorgungsposten gut. — — — Für uns in Deutschland — diese Coloniegeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen

Adelsfamilien, die keine Hemden haben" — was er dann weiter ausführte.

Abends schickte mir der Chef einen sehr krausen und querköpfigen, von Schmähungen und Verdrehungen wimmelnden Brief Jacobys in der „France" zum Vortrag.*) Später drei Artikel gemacht, darunter folgenden für unsern „Moniteur".

„Die Demarcationslinie, die von der Convention vom 28. Januar gezogen worden ist, durchschneidet die Stadt Saint Denis in der Weise, daß sie die größere Hälfte derselben in die neutrale Zone fallen läßt. Da die Bewohner dieser Hälfte ohne Certificat keine Lebensmittel in der deutschen Zone erlangen und nicht mehr nach Paris hineinkommen können, so ist die Folge eine beträchtliche Theuerung gewesen, während welcher diese hartgeprüfte Bevölkerung nicht aufgehört hat, den Posten der mit der Prüfung der Certificate beauftragten deutschen Offiziere zu umlagern. Von diesem Stande der Dinge benachrichtigt, hat der Graf Bismarck an Jules Favre einen Brief gerichtet, dessen Wortlaut wir hier veröffentlichen. Zu gleicher Zeit hat der Kanzler sich an die deutschen Militärbehörden gewendet und sie veranlaßt, der Bevölkerung von Saint Denis vorläufig und in Gestalt eines Geschenks Lebensmittel zukommen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser hat infolge dessen Befehl ertheilt, und es sind fünfzehntausend Portionen aus den Magazinen der deutschen Armee vertheilt worden. Der Brief des Grafen von Bismarck aber lautet: ‚Die Gemeinde von Saint Denis sieht sich durch die Demarcationslinie in der Weise in zwei Theile zerschnitten, daß die größere Hälfte in die neutrale Zone fällt. Bis zu der Zeit

*) Ich ersehe während des Drucks der zweiten Auflage aus einer Mittheilung der „Wage", daß Jacoby erklärt hat, dieser Brief sei „in jeder Zeile erfunden".

der Convention wurden die Lebensmittel von der Stadt Paris geliefert und durch Vermittelung der Mairie von Saint Denis vertheilt. Jetzt sehen die Einwohner, welche zur neutralen Zone gehören, sich von Paris ausgeschlossen, welches ihnen nichts mehr liefert, und es ist ihnen untersagt, sich außerhalb der Demarcationslinie mit Lebensmitteln zu versehen. Daraus ist für diese unglückliche, bereits schwer vom Kriege heimgesuchte Bevölkerung ein Zustand hervorgegangen, dem man im Interesse der Menschlichkeit abhelfen muß. Ich habe die Ehre, die Aufmerksamkeit Ew. Excellenz auf diesen Punkt zu lenken und Sie zu bitten, die Maßregeln zu ergreifen, die nöthig sind, um dem Theile der Bevölkerung von Saint Denis, der in der neutralen Zone wohnt, die Mittel zum Leben zu sichern. Indem ich die Wirkung dieser Maßregeln abwarte, habe ich die deutschen Militärbehörden ersucht, bei der Versorgung dieser Bevölkerung dadurch mitzuwirken, daß sie derselben in Gestalt eines Geschenks einige Lebensmittel von unsern Vorräthen abtreten'".





Neunzehntes Kapitel.

Von Gambetta's Rücktritt bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien.


reitag, 10. Februar. Neue Klagen über Dalwigk'sche Umtriebe und namentlich über Maßregeln, welche die nationalen Wahlkreise Hessens mit dem Verlust ihrer Vertreter und mit dem Siege der Coalition der Ultramontanen und Demokraten bedrohen. Es wird nöthig werden, rasch einen energischen Feldzug in der Presse gegen diesen und andern Unfug des guten Freundes Beusts zu organisiren. — Der Chef will Abdruck der langen Liste der wortbrüchig gewordenen französischen Offiziere, die aus Deutschland entflohen sind, im „Moniteur". Ich veranlasse das. Es sind jetzt im Ganzen (abgesehen von den bekannten drei Generalen) 142 Namen, unter denen sich der Oberst Thibaudin vom 67. Linieninfanterieregiment, zwei Oberstleutnants, 3 Bataillonschefs und 30 Kapitäne befinden. — Das „Mot d'Ordre" bringt folgende seltsame Nachricht: „Herr Thiers setzt seine Intriguen in der Provinz fort. Er versucht dem Herrn von Bismarck eine seines hohen Alters würdige Combination als annehmbar darzustellen, nach welcher die Krone Frankreichs dem Könige der Belgier angeboten werden soll, welcher, um diese

Gebietsvergrößerung zu erlangen, gern mit beiden Händen die Abtretung von Elsaß und Lothringen und am Ende selbst die der Champagne unterzeichnen würde. Diese wunderliche Idee ist übrigens keine neue. Herr Thiers hat sie schon vor vier oder fünf Monaten in Wien und Petersburg vorgebracht, als die Regierung der nationalen Vertheidigung ihn trotz des energischen Einspruchs Rocheforts und Gambettas ausschickte, um im Namen der Republik das Einschreiten der Kaiser von Oesterreich und Rußland zu erbetteln. So verrieth denn in derselben Zeit, wo Frankreich sich erhob, um den Eindringling zurückzuwerfen, Thiers mit dreister Stirn die Republik und brachte es fertig, seine weißen Haare zu entehren". — Es kann wohl nichts schaden, vielleicht nützen, wenn der „Moniteur" diese Nachricht morgen ohne Commentar unter die Leute bringt. Er schreibt ja nicht Geschichte, sondern soll Geschichte machen helfen. —

Bei Tische waren der Herzog von Ratibor und ein Herr von Kotze, der Mann von der Schwestertochter des Chefs, als Gäste zugegen, beide äußerlich auffallend verschieden von einander. — — — Der Minister bemerkte u. A., nachdem von Strousberg gesprochen worden, daß fast alle oder doch viele Mitglieder der Provisorischen Regierung Juden wären: Simon, Cremieux, Magnin, desgleichen Picard, von dem er das nicht gedacht, „sehr wahrscheinlich auch Gambetta, nach seiner Gesichtsbildung". — „Selbst Favre habe ich deshalb in Verdacht", setzte er hinzu. — — —

11. Februar, Sonnabend. Schönes helles Wetter. Früh Zeitungen und namentlich gewisse Verhandlungen des englischen Parlaments zu Ende des vorigen Monats gelesen. Das sieht ja aus, als ob man sich unter unsern guten Freunden drüben überm Kanal bedenklich zu Frankreich hinneigte, als ob

man sich wieder einmal einzumischen nicht übel Lust hätte, und als ob sogar ein englisch-französisches Bündniß unter Umständen möglich sein würde. Daß die, welche darauf hinsteuern, sich aber nur nicht verrechnen, sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Anderes wäre dann wahrscheinlicher. Wie man hört und aus den Zeitungen herausliest, ist die Stimmung hier zu Lande den Engländern fast so ungünstig und in gewissen Sphären ungünstiger als uns, und es könnte sich für den Fall, daß wir uns durch Englands Haltung bedroht sähen, recht wohl ereignen, daß plötzlich das Gegentheil eines französisch-englischen Bündnisses gegen Deutschland unsere Vettern in London überraschte. — Wir könnten uns genöthigt sehen, die Zurückführung Napoleons ernstlich ins Auge zu fassen, eine Nöthigung, die uns bisher fern lag. — — —

Um die Mittagsstunde hörte man eine Anzahl von Schüssen aus schwerem Geschütz, als ob das Bombardement wieder losbräche. Es sind aber wohl nur Zersprengungen von Festungskanonen, die uns mit den Forts überliefert worden und der Mühe des Mitnehmens nach Deutschland nicht werth sind.

Bei Tische waren von Fremden Graf Henckel und Bleichröder zugegen. Man erzählte, daß Scheidtmann bei den Verhandlungen mit den Geldfranzosen sich verschiedener, mehr kräftiger als schmeichelhafter, Ausdrücke in Betreff derselben bedient, indem er nicht gewußt habe, daß einige von den Herrn deutsch verstünden. Der Chef gedachte der Frechheit der Pariser Blätter, die sich geberdeten, als ob die Stadt nicht in unsrer Gewalt wäre, und bemerkte dann: „Wenn das so fort geht, sollte man ihnen erklären, das würde nicht mehr gelitten, es müßte aufhören, sonst schickten wir ihnen aus den Forts ein paar Bomben als Antwort auf ihre Artikel hinein“. — Er bemerkte ferner, als Henckel von der schlechten Stimmung im

Elsaß sprach, dort hätte man die Wahlen eigentlich gar nicht zulassen sollen, und er hätte das auch nicht gewollt. Aber durch Versehen wäre die Instruction an die dortige deutsche Oberbehörde ebenso abgefaßt worden wie für die andern. — Man erwähnte darauf die beklagenswerthe Lage, in der sich der Fürst von Rumänien befindet, und von den rumänischen Radicalen kam man auf die rumänischen Börsenpapiere. Bleichröder sagte, das Speculiren der Financiers in Papieren sei immer Speculation auf die Unkenntniß der Masse und auf ihre blinde Lust, Geld zu verdienen. Henckel bestätigte das und sagte: „Ich habe viel Rumänier gehabt, aber nachdem ich etwa acht Procent am Curs verdient hatte, machte ich, daß ich sie los wurde, da ich wußte, daß sie fünfzehn Procent nicht einbringen konnten, und daß Dieß allein sie lebensfähig erhalten konnte“. — Es wurde erzählt, daß die Franzosen bei der Verproviantirung von Paris allerlei Unterschleife trieben. Sie hätten unsere Beisteuer dazu nicht aus Stolz, sondern einfach deshalb nicht angenommen, weil an ihr nichts zu verdienen gewesen. Das reiche bis in die Kreise der Regierung hinein, wie denn — an Schafkäufen in diesen Tagen siebenmalhunderttausend Franken verdient habe. „Man muß sie merken lassen, daß wir das wissen, sagte der Chef mit einem Blick auf mich, „das ist gut bei den Friedensverhandlungen“. Wurde ohne Verzug besorgt.

Abends im Auftrage des Kanzlers mehrere Artikel gemacht. Wir dürften uns die Unverschämtheit der Pariser Journalisten nicht länger gefallen lassen. Es ginge über das Maß des Erträglichen und über die Grenze vornehmer Duldsamkeit hinaus, wenn die französische Presse sich unterstände, uns, die Sieger, vor den Mauern der Hauptstadt, die ganz und gar in unsrer Gewalt sei, ins Gesicht zu verhöhnen und verläumden. Auch sei ihr Hetzen und Lügen dem Abschluß des Friedens hinder-

lich, da es beide Theile erbittere und den Eintritt einer ruhigen Stimmung verzögere. Man habe Dieß bei Abschluß der Convention über den Waffenstillstand nicht voraussetzen können, und man werde bei einer infolge jener Verzögerung etwa nothwendig werdenden Verlängerung des Waffenstillstandes erwägen müssen, welche Mittel es gebe, um ferneren Verhetzungen wirksam vorzubeugen. Das geeignetste Mittel wäre ohne Zweifel die Besetzung der Stadt selbst durch unsere Truppen. Wir würden damit der französischen Regierung eine schwere Sorge abnehmen und in Betreff der Verhütung übler Folgen von aufreizenden Preßerzeugnissen unsrerseits möglich machen, was ihrerseits vielleicht unerfüllbar sei. — Der „Progrès de Lyon" habe behauptet, daß der Reichskanzler Favre in Betreff Belforts und der drei südöstlichen Departements dupirt habe. Das sei aber eine Fälschung und Entstellung des Sachverhalts, der folgender gewesen. Der Chef habe bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand verlangt, daß die Belagerung von Belfort von demselben ausgeschlossen sein solle, also ihren Fortgang haben könne. Darauf habe Favre, vermuthlich irre geleitet durch erfundene Erfolge der französischen Waffen, welche die Provinzialpresse gebracht, und in der Meinung, daß Bourbaki noch große Thaten gegen uns verrichten und Belfort entsetzen würde, die Forderung gestellt, daß letzterem ebenfalls die freie Bewegung vorbehalten bleibe. Wir hätten nun allerdings die Voraussetzungen dieses Verlangens nicht getheilt, aber auch keinen Grund gesehen, uns ihm zu widersetzen. Im Gegentheil, wenn wir uns ihm gegenüber ablehnend verhalten hätten, so würde man Dieß französischerseits als eine große Härte betrachtet haben. Es sei folglich eine Unverschämtheit von dem Lyoner Blatte, uns in dieser Angelegenheit der Unredlichkeit anzuklagen. Nur die Lügenberichte der Franzosen und ihr darauf

basirter eigner Wunsch trage die Schuld daran, daß es so gekommen.

In einem Leitartikel für den „Moniteur“, der die Gedanken beider Aufsätze verband, wurde Das folgendermaßen ausgedrückt:

Der ‚Progrès de Lyon‘ vom 4. Februar schreibt: ‚Man wird bemerken, daß Herr Bismarck bei den Bedingungen des Waffenstillstandes, der eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit einer Waffenstreckung zeigt, nicht vergessen hat, einen Kniff des Handwerks anzubringen, in dem er sich auszeichnet. Nach der Depesche Jules Favres dürfen die militärischen Operationen im Osten nur bis zu dem Augenblicke fortdauern, wo man zu einem Einvernehmen in Betreff der Demarcationslinie gelangt sei, deren Ziehung quer durch die drei gedachten Departements einer schließlichen Verständigung vorbehalten worden. Bismarck als abgefeimter Schlaukopf (roué compère) sagt in wenig Worten, aber sehr deutlich, daß die Feindseligkeiten vor Belfort und im Doubs, im Jura und der Côte d'or fortdauern. Augenscheinlich ist Jules Favre hier hinter's Licht geführt worden, und es könnte wohl sein, daß er den Vorwurf der Leichtfertigkeit verdiente, den ihm Gambetta in Betreff des Waffenstillstandes gemacht hat. Dieses leichte Mißverständniß hat furchtbare Folgen hervorgerufen. Im Sinne Jules Favres bedurfte es keiner langen Zeit, um das neutrale Gebiet zwischen den Kriegführenden abzugrenzen, man verschritt dazu ohne Verzug, unsere Armee im Osten verblieb uns ungeschmälert bis zum Frieden. Bismarck dagegen deutet die Sache als Schüler Escobars: statt Befehl zu sofortiger Absteckung der Grenzen des Waffenstillstands zu ertheilen, weist er seine Heere an, die Verfolgung mit dem äußersten Eifer zu betreiben, und so der französischen Ostarmee in kurzer Frist den Garaus

zu machen. Man kennt das Uebrige: Die unehrliche Deutung des Waffenstillstandes durch Bismarck kostet uns die vollständige Vernichtung einer neuen Armee von etwa hunderttausend Mann für den Fall, daß die Nationalversammlung den Krieg fortsetzen wollte'.

Dieß ist eine Darstellung, welche entschieden zurückgewiesen und als das bezeichnet werden muß, was sie ist, als unredliche Entstellung. In Wirklichkeit war der Hergang einfach folgender:

Bei den Verhandlungen über die Waffenstillstandsconvention vom 28. Januar wurde deutscherseits verlangt, daß die Belagerung von Belfort auch nach Abschluß der Convention fortgesetzt werde, falls Belfort nicht sofort mit freiem Abzug der Besatzung übergeben würde. Letzteres wurde von französischer Seite abgelehnt und verlangt, daß, wenn die Belagerung fortgehe, auch der Armee Bourbakis freie Bewegung gestattet bleiben müsse. Diese wurde von deutscher Seite zugestanden, und so kam es, daß vor Belfort und in den oben erwähnten drei Departements die Feindseligkeiten ihren Fortgang nahmen.

Der obige Artikel ist aber nur ein Beispiel der Massen von Entstellungen und Erfindungen, von einfältigen Fabeln, grundlosen Anklagen, gemeinen Schmähungen und frechen Beleidigungen, welche die französische Presse, die Pariser Blätter in erster Linie, nach wie vor dem Waffenstillstande täglich fabricirt und auf den Markt bringt. Es ist aber doch wohl zu viel verlangt, wenn die Pariser das Recht haben sollen, den Sieger von ihren Mauern während eines Waffenstillstandes, der den Frieden vorbereiten soll, in dieser Weise zu beleidigen und herauszufordern. Diese Haltung der Pariser Presse, welche überhaupt die wesentlichste Schuld an dem ganzen Kriege trägt, bildet eines der Haupthindernisse des Friedens. Sie hindert die

Franzosen, die Nothwendigkeit des Friedens einzusehen, und vermindert die Bereitwilligkeit der Deutschen, Frieden zu schließen und demselben für die Zukunft zu vertrauen. Bei den zu erwartenden Verhandlungen über eine etwaige Verlängerung des Waffenstillstandes wird man deutscherseits zu erwägen haben, daß die Besetzung der Stadt Paris das wirksamste Mittel ist, dieser Aufwiegelung gegen den Frieden ein Ziel zu setzen".

12. Februar, Sonntag. Napoleon hat, wie telegraphisch gemeldet wird, eine Proclamation an die Franzosen erlassen. Das Telegramm geht an unser hiesiges Blatt zum Abdruck. — — — Der Chef scheint unwohl zu sein. Er kommt nicht zu Tische. Abeken übernimmt da den Vorsitz, wie er im Bureau als Vice-Staatssekretär mit Selbstgefühl fungirt. Man spricht vom Einzug in Paris als einer Sache, die unausbleiblich, und der alte Herr will dabei im Gefolge des Kaisers mitreiten, zu welchem Zwecke er sich von Berlin seinen Dreimaster kommen zu lassen vorhat. „Sich einen Helm für die Gelegenheit anzuschaffen, das wird doch wohl nicht gehen", äußerte er. „Obwohl, wenn man bedenkt, daß Wilmowski einen hat —" Hatzfeld meinte, ein griechischer Helm mit großen weißen Federn müsse schön aussehen. „Oder einer mit einem Visir, daß dann beim Einzug herabgelassen werden könnte", sagte ein andrer Tischgenosse. Bohlen endlich schlug eine goldverbrämte Sammetdecke für den Grauschimmel des Herrn Geheimrath vor. Der aber behandelte alle diese Neckereien als vollkommen ernsthaft vorgebrachte und zu erörternde Dinge.

Ich wollte, ich wäre die Schlaffheit und den Schwindel los, die immer wiederkehren.

15. Februar, Mittwoch. Gestern und vorgestern nicht wohl gewesen, aber gearbeitet. Heute desgleichen. Wieder einen Hinweis auf die Ungezogenheit der Pariser Presse nebst

Andeutung gemacht, daß diese Aufwiegelei als Friedensverzögerung zu betrachten und am Sichersten durch Besetzung von Paris zu beseitigen sei. Der Artikel ist für den „Moniteur" bestimmt, der ihm Beispiele aus den schimpfenden und drohenden Blättern beifügen soll, und lautet in seinen wesentlichen Stellen, wie folgt:

„Die Geschichte wird die Convention vom 28. Januar als unabweisliches Zeugniß für die Mäßigung verzeichnen, die Deutschland Frankreich gegenüber an den Tag gelegt hat. Das hat selbst die Regierung der nationalen Vertheidigung anerkannt, wenn sie in ihrer am 10. d. M. veröffentlichten Proclamation sagt: ‚Niemals hat eine belagerte Stadt sich unter so ehrenvollen Bedingungen ergeben, und diese Bedingungen sind erreicht worden, während Hülfe von Außen unmöglich und das Brot aufgegessen ist'. Nun aber speit in demselben Augenblicke, wo Deutschland dem besiegten Frankreich das Mittel giebt, sich von der Last der Dictatur zu befreien und wieder Herr seiner Geschicke zu werden, die Pariser Presse und die in den Departements auf die deutsche Armee, auf die deutschen Fürsten und auf die politischen und militärischen Größen Deutschlands Beleidigungen aus, die auch den ruhigsten Naturen die Zornröthe ins Gesicht steigen lassen und selbst die erbittern, die ihre Kräfte daran gesetzt haben, Tausenden von Unschuldigen die Züchtigung zu ersparen, welche die Verirrungen der Demagogie und einer im Wahnsinn faselnden Presse herausforderten. Wenn die französischen Heere unversehrt dastünden, wenn der ‚Erwählte von acht Millionen' nicht Kriegsgefangner in Deutschland wäre, wenn nicht mehr als eine halbe Million Franzosen infolge zahlloser Niederlagen, theils in Deutschland, theils in Belgien, theils in der Schweiz internirt, sein Schicksal theilten, wenn mit einem Worte das Kriegsglück

nicht bereits sich deutlich entschieden hätte, so würde man diese unaufhörlich sich wiederholenden Schimpfereien und Großsprechereien schon sehr übel angebracht finden; was aber soll man von der Denkweise und Haltung dieses Theils der französischen Nation sagen, die sich eine besonders kluge und wohlgesittete dünkt, wenn derselbe, während das öffentliche Wohl von der Gnade des Siegers abhängt, sich darin gefällt, denselben zweck- und grundlos zu beleidigen? Deutschland könnte diese Kundgebungen mit der Verachtung betrachten, die sie verdienen, wenn es nicht den Zweck im Auge zu behalten hätte, den es zu erreichen sich vorgesetzt hat.

Dieser Zweck ist der Friede und zwar ein solcher, der eine möglichst lange Dauer verheißt. Dagegen wirkt aber die Aufregung, die von der Pariser Presse ausgeht, in doppelter Weise: sie verblendet die Franzosen, und sie erbittert die Deutschen. In Paris wird man sich über die Lage der Dinge, d. h. darüber, daß wir die Stadt in der Hand haben, nicht klar. Man bemerkt nicht, daß diese Kundgebungen einer vernünftigen Entscheidung der Frage, ob Krieg oder Frieden, zu der sich jetzt die Nationalversammlung anschickt, nicht förderlich sein können, und so erscheinen der Einmarsch der deutschen Armee und die Occupation der Stadt als die einzigen Mittel zur Beschleunigung des Friedenswerkes und zur Beseitigung einer Opposition, an der Europa schon lange Anstoß genommen hat".

22. Februar, Mittwoch. In der letzten Woche allerlei große und kleine Artikel gemacht und etwa ein Dutzend Telegramme abgesandt. Dazwischen in Fort Issy, auf dem Mont Valérien und in dem zur Ruine ausgebrannten Schlosse von Meudon gewesen. Auf dem Mont Valérien kamen wir gerade dazu, wie unsere Leute die größte der dortigen Kanonen mit

Laub bekränzt wegfuhren. Die übrigen Geschütze hier und im Fort von Issy sind theils zersprengt worden, theils hat man sie auf die Stadt gerichtet, zu welchem Zwecke die Wälle und Brustwehren umgebaut worden sind. — Die Versammlung in Bordeaux zeigt eine verständige Berücksichtigung der Situation, welche die letzten vier Wochen herbeigeführt haben. Sie hat Gambetta fallen lassen und Thiers zum Chef der ausübenden Gewalt und zum Wortführer der Sache Frankreichs bei den Verhandlungen über den Abschluß eines Friedens gewählt, die gestern hier begonnen haben. In Betreff derselben sagte der Chef gestern bei Tische, wo Henckel als Gast zugegen war: „Wenn sie uns eine Milliarde mehr gäben, so könnte man ihnen Metz vielleicht lassen. Wir nähmen dann achthundert Millionen und bauten uns eine Festung ein paar Meilen weiter zurück, etwa bei Falkenberg oder nach Saarbrücken hin — es muß doch dort einen geeigneten Platz geben. Da profitirten wir noch baare zweihundert Millionen. Ich mag nicht so viele Franzosen in unserm Hause, die nicht drin sein wollen. 's ist mit Belfort ebenso; auch dort ist Alles französisch. Die Militärs aber werden Metz nicht missen wollen, und vielleicht haben sie Recht".

Heute waren die Generale von Kamecke und von Treskow bei uns zu Gaste. Der Chef erzählte von seiner heutigen zweiten Zusammenkunft mit Thiers: „Als ich das (ich hatte überhört, was) von ihm verlangte, fuhr er, der sich sonst sehr wohl zu beherrschen weiß, in die Höhe und sagte: ‚Mais, c'est une indignité!' Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sprach aber von jetzt an deutsch zu ihm. Er hörte eine Weile zu und wußte augenscheinlich nicht, was er davon halten sollte. Dann fing er an, in kläglichem Tone: ‚Mais, Monsieur le Comte, vous savez bien, que je ne sais point l'allemand'. Ich erwiderte ihm — jetzt wieder französisch: ‚Als Sie vorhin von indignité

redeten, fand ich, daß ich nicht genug französisch verstehe, und so zog ich vor, deutsch zu sprechen, wo ich weiß, was ich sage und höre'. Sogleich begriff er, was ich wollte, und schrieb als Zugeständniß hin, was ich gefordert hatte, und was er vorher als eine Unwürdigkeit hingestellt hatte".

„Und gestern", so fuhr er fort, „sprach er von Europa, das sich hineinmischen würde, wenn wir unsere Forderungen nicht ermäßigten. Da erwiderte ich ihm aber: ‚Sprechen Sie mir von Europa, so spreche ich Ihnen von Napoleon'. Er wollte daran nicht glauben, von dem hätten sie nichts zu fürchten. Ich aber bewies es ihm, er solle an das Plebiscit denken und an die Bauern denken und an die Offiziere und Soldaten. Die Garde könnte nur unter dem Kaiser die Stellung wieder haben, die sie gehabt hätte, und es könnte ihm bei einigem Geschick nicht schwer fallen, von den Soldaten, die Gefangne in Deutschland wären, hunderttausend zu gewinnen, für sich, und wir brauchten sie dann blos bewaffnet über die Grenze gehen zu lassen, so wäre Frankreich wieder sein". — — — „Wenn sie uns gute Friedensbedingungen zugeständen, so ließen wir uns am Ende auch einen Orleans gefallen, obwohl wir wüßten, daß mit denen der Krieg in zwei oder drei Jahren wieder losginge. Wo nicht, so mengten wir uns hinein, was wir bis jetzt vermieden hätten, und sie kriegten Napoleon wieder. — Das muß doch auf ihn gewirkt haben; denn heute, wo er wieder von Europa anfangen wollte, hielt er plötzlich inne und sagte: ‚Entschuldigen Sie'. Uebrigens gefällt er mir recht gut, er ist ein feiner Kopf, hat gute Manieren und weiß sehr hübsch zu erzählen. Auch dauert er mich manchmal; denn er ist in einer schlimmen Lage. Aber es kann Alles nichts helfen".

Später kam der Kanzler auf die Besprechung zu reden, die er

mit Thiers in Betreff der Kriegskosten gehabt, und sagte: „Er wollte durchaus nur fünfzehnhundert Millionen bewilligen als Kriegskostenentschädigung, da man gar nicht glaube, wie viel ihnen der Krieg gekostet hätte. Und dabei wäre alles, was sie ihnen geliefert hätten, schlecht gewesen. Wo ein Soldat nur ausgerutscht und hingefallen wäre, hätte er schon keine ganzen Hosen mehr gehabt, so elend wäre das Tuch gewesen. Ebenso die Schuhe mit Sohlen aus Pappe, desgleichen die Gewehre, besonders die amerikanischen. Ich erwiderte ihm: ‚Ja, denken Sie sich aber einmal, ein Mensch überfällt Sie und will Sie prügeln, und wie Sie sich seiner erwehrt haben, und mit ihm fertig sind und verlangen nun Genugthuung — was werden Sie antworten, wenn er Ihnen damit kommt, Sie sollten doch Rücksicht darauf nehmen, die Ruthen, mit denen er sie hätte hauen wollen, hätten ihm so viel Geld gekostet und wären so schlecht gemacht gewesen‘? — Uebrigens ist zwischen fünfzehnhundert und sechstausend Millionen doch ein ganz artiger Unterschied“.

Die Unterhaltung verlor sich hierauf, ich entsinne mich nicht mehr, wie, in das Dunkel der polnischen Wälder und deren Sümpfe und drehte sich eine Weile um große einsame Bauernhöfe in diesen Gegenden und um Colonisation in diesen „Hinterwäldern des Ostens“, und der Chef bemerkte: „Früher, wo so Vieles nicht war und nicht werden wollte, wie es sein sollte — — — da dachte ich manchmal auch, wenn es gar nicht mehr ginge, da wollte ich die letzten tausend Thaler nehmen und mir einen Hof in den Wäldern dort anschaffen und da wirthschaften. Es kam aber anders“.

Zuletzt war von Gesandtschaftsberichten die Rede, über die der Chef im Allgemeinen gering zu denken schien. „Es ist großentheils Papier und Tinte darauf“, sagte er. „Das Schlimmste

ist, wenn sie's lang machen. Ja, bei B., wenn der jedesmal ein solches Rieß Papier schickt, mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist man's gewohnt. Aber wenn ein Andrer einmal viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts drin ist". — — — „Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinsehen lassen. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was hat Gortschakoff oder was hat Gladstone oder Granville mit dem gemeint, was der Gesandte berichtet? Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntniß der Verhältnisse. Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und confidentiellen Mittheilungen, auch mündlichen, was Alles nicht zu den Acten kommt". — — — Er führte eine Anzahl von Beispielen an und schloß: „Das erfährt man nur auf vertraulichem Wege und nicht auf amtlichem".

23. Februar, Donnerstag. Wir behalten Metz. So erklärte der Chef heute bei Tische bestimmt. — — — Belfort dagegen scheint man nicht behalten zu wollen. Der Einzug eines Theils unsrer Armee in Paris ist jetzt wohl beschlossen. Ich schrieb heute Abend folgende Andeutung in den „Moniteur":

„Wiederholt schon wurde von uns der anmaßende Ton nach

Verdienst charakterisirt, in welchem die Pariser Presse die siegreiche deutsche Armee beleidigt, während sie vor den Thoren der Hauptstadt steht. Ebenso haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Besetzung von Paris durch unsere Truppen das wirksamste Mittel sein würde, um diesen Frechheiten ein Ende zu machen. Heute kennen die Großsprechereien, Lügen und Schmähungen gar keine Grenze mehr. Man lese u. A. einmal das Feuilleton des „Figaro' vom 21. Februar, betitelt ‚Les Prussiens en France' und unterzeichnet Alfred d'Aunay, in welchem den deutschen Offizieren und den Deutschen überhaupt, die schändlichsten Dinge, Diebstahl und Plünderung Schuld gegeben werden. Wir hören, daß dieses Verfahren, welches sich der verdienten Bezeichnung entzieht, die Anstrengungen vollkommen erfolglos gemacht hat, mit denen die Pariser Unterhändler den Einzug des deutschen Heeres in Paris zu verhindern bemüht gewesen sind, und daß man diesem Einzuge fortan nicht entgehen wird. Man versichert uns mit Bestimmtheit, daß derselbe sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes stattfinden wird.

24. Februar, Freitag. Früh das hellste, herrlichste Frühlingswetter und der Garten hinter dem Hause voll Vogelgezwitscher. Thiers und Favre sind von ein bis halb sechs Uhr da. Als sie fort sind, lassen sich der Herzog de Mouchy und der Graf de Gobineau melden, wie es heißt, um sich über Bedrückung von Seiten des deutschen Präfecten zu beklagen, der in Beauvais dem Anschein nach mit Härte, wenigstens nicht mit gewinnender Milde regiert. — — — Bei Tische erscheint der Chef im Civilanzuge — zum ersten Mal in diesem Kriege. Wäre das ein Symbol, daß der Friede abgeschlossen worden? — — —

25. Februar, Sonnabend. Aus Baiern wieder einmal unerfreuliche Nachrichten. — — — Im Laufe des Tages soll Odo Russell dagewesen, aber beim Chef nicht vorgekommen

sein. Man spricht davon, daß England sich in die Friedensverhandlungen einmischen wolle*). Abends heißt es, daß die Kriegskostenentschädigung, die uns die Franzosen zahlen sollten, von sechs- auf fünftausend Millionen Franken ermäßigt worden ist, und daß der Präliminarfriede wahrscheinlich morgen unterzeichnet werden wird, wo ihm dann nur noch die Gutheißung der Nationalversammlung in Bordeaux fehlt. Metz ist darin abgetreten, nächsten Mittwoch ziehen unsre Soldaten in Paris ein, um den Theil der innern Stadt, der zwischen der Seine, der Straße des Faubourg Saint Honoré und der Avenue des Ternes liegt, in der Zahl von 30,000 Mann zu besetzen, bis die Nationalversammlung ihre Einwilligung in die Friedenspräliminarien erklärt hat. Diese wird ohne Zweifel rasch erfolgen, und so können wir noch in der ersten Woche des März die Heimreise antreten.

1. März, Mittwoch. Früh nach der Schiffbrücke bei Suresnes hinaus und hinüber nach der Rasenebene von Longchamps am Bois de Boulogne und vom Dache der halbzerstörten Tribune der Rennbahn der Heerschau zugesehen, welche der Kaiser über die nach Paris hineinziehenden Truppen abhielt. Es befanden sich darunter auch baierische Regimenter. Morgen soll, wie es heißt, die Garde nachrücken. — Beim Diner, an dem die württembergischen Minister von Wächter und Mittnacht theilnahmen, erzählte der Chef, daß er mit nach Paris hineingeritten und dabei vom Volke erkannt worden sei. Indeß ist keine Demonstration gegen ihn erfolgt. Ein Mensch, der ihm ein besonderes finsteres Gesicht geschnitten, und auf den er infolge dessen zugeritten, um sich von ihm Feuer geben zu lassen,

*) Der Kanzler sagte mir später, am 4. März, ja, aber nur in Betreff des Geldpunktes hätten sie's versucht und zu spät.

habe bereitwillig seinem Wunsche entsprochen. — — — Mittnacht erzählte eine andere Geschichte von dem hohen Herrn, von dessen Neugier vorher die Rede gewesen war. „Ich weiß nicht, ob es Ihnen schon bekannt ist“, sagte er, „wie er gegen einen, der ihm vorgestellt worden ist, bemerkt hat: ‚Ah, freut mich sehr, ich habe so ungemein viel Rühmliches von Ihnen gehört — was war's nur gleich‘“? Allgemeines Gelächter, nur Abeken scheint solche frivole Reden wie immer so auch heute mit Bedauern und Befremden zu vernehmen.

2. März, Donnerstag. Früh ist Favre schon um halb acht Uhr da und will dem Chef gemeldet sein. Wollmann aber lehnt es ab, denselben zu wecken, worüber die Pariser Excellenz sehr ungehalten ist. Favre hat die ihm in der Nacht zugekommene Nachricht, daß die Nationalversammlung in Bordeaux den Präliminarfrieden gut geheißen, mittheilen und darauf hin die Räumung von Paris und den Forts auf dem linken Seineufer beanspruchen wollen, ein Verlangen, das er dann in Gestalt eines Briefes zurückgelassen hat.

6. März, Montag. Wunderschöner Morgen. Drosseln und Finken schmettern das Signal zu unserm Abzuge. Wir müssen im Sabot d'Or frühstücken, da unser Tafelgeschirr schon eingepackt ist. Um ein Uhr setzen sich die Wagen in Bewegung, und leichten Herzens geht es fort, zum Thore hinaus, durch das wir vor fünf Monaten gekommen, und über Villa Coublay, Villeneuve Saint Georges, Charenton und die Fasanerie nach Lagny, wo wir nach sieben Uhr ankommen und am rechten Ufer der Marne, etwa dreihundert Schritt oberhalb der zusammengesunkenen Brücke, in zwei Gartenhäusern einquartiert werden.

Von hier fuhren wir Tags nachher mit einem Extrazuge

weiter nach Metz, wo wir spät Abends eintrafen und in einem Gasthofe blieben, während der Chef bei Graf Henckel in der Präfectur abstieg. Am nächsten Morgen durchstreiften wir die Stadt nach verschiedenen Richtungen, besuchten den Dom und überblickten von einer der Festungsbasteien die Gegend im Nordwesten. Kurz vor elf Uhr stiegen wir wieder in die Eisenbahnwagen, um über Saarbrücken und Kreuznach nach Mainz, und von dort nach Frankfurt zu fahren. Allenthalben, besonders in Saarbrücken und Mainz, enthusiastischer Empfang des Chefs, nur in Frankfurt war es still. Von hier, wo wir spät Abends angelangt waren, ging es in der Nacht noch weiter, und am andern Morgen halb acht Uhr waren wir in Berlin, von wo ich genau sieben Monate weggewesen war. Sah man sich um, so war in der Zwischenzeit gemacht worden, was gemacht werden konnte.



Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Inhalt.



